

GRÜN IM STÄDTISCHEN ALLTAG

Rekonstruktion alltäglicher Raumproduktionen und
Anknüpfungen für eine partizipative Stadtentwicklung

Dissertation zur Erlangung des Grades

Doktor rerum politicarum (Dr. rer. pol.)

an der Fakultät Raumplanung der Technischen Universität Dortmund

vorgelegt von

Dipl.-Geogr. Jana Kühl

Dortmund, Dezember 2016

Gutachter und Vorsitzender der Kommission: Prof. Dr. Thorsten Wiechmann, TU Dortmund

Gutachter: Prof. Dr. Florian Dünckmann, Geographisches Institut der CAU zu Kiel

Prüfer: Prof. Dr. Rainer Danielzyk, Institut für Umweltplanung der Leibniz Universität Hannover

DANKSAGUNG

Bei der Ausarbeitung dieser Dissertation haben mich viele Menschen begleitet, denen ich meinen herzlichen Dank aussprechen möchte. In Erinnerung an die verschiedenen beruflichen Stationen, die ich in den vergangenen Jahren durchlief, möchte ich zunächst Tim Freytag danken, dass er mir den Einstieg in die universitäre Forschung unmittelbar ermöglichte. Auch danke ich ihm dafür, dass er mich motiviert hat, das Ziel einer Dissertation zu verfolgen. Ich danke Thorsten Wiechmann für die Unterstützung in der Bewältigung organisatorischer und inhaltlicher Herausforderungen, die mir in der Ausarbeitung der Dissertation fortwährend begegneten. Auch danke ich Thorsten für die Gespräche im Entstehungsprozess der Arbeit, die ich stets als sehr motivierend erlebte. Ich danke Florian Dünckmann, dass er meine Arbeit von Beginn an unterstützte, für die geduldige und arbeitsreiche Beratung in inhaltlichen Detailfragen sowie für die Ermutigung in der Überwindung von Unsicherheiten auf dem Weg zu dem vorliegenden Ergebnis. Ich danke Rainer Danielzyk für das Interesse an meiner Arbeit, für die angebotene Beratung sowie für seine spontane Bereitschaft, sich als Prüfer meiner Dissertation zu widmen. Mein Dank gilt zudem meinen FreundInnen und KollegInnen für die langjährige Unterstützung und für das offene Ohr in Zeiten der Frustration und der Ratlosigkeit. Der Austausch konnte mich immer wieder bestärken, die Dissertation weiter zu verfolgen. Ich danke den Dortmunder KollegInnen für die Diskussionen und Hilfestellungen, insbesondere in frustrierenden Arbeitsphasen. Auch danke ich den Kieler KollegInnen, dass sie mich auf den letzten Metern intensiv unterstützt und bestärkt haben. Nicht zuletzt danke ich den lieben Menschen, die mir in arbeitsreichen Zeiten den Rücken freihielten. Ganz besonders danke ich zudem meinem Liebsten für das ‚dicke Fell‘ und dafür, dass er mir ausdauernd beiseite stand und meine Arbeit durch kritische Anmerkungen und inspirierende Diskussionen bereicherte.

INHALTSVERZEICHNIS

Abbildungsverzeichnis.....	v
Tabellenverzeichnis	v
Zusammenfassung / Summary	I
I. EINLEITUNG	1
1. Erkenntnisinteresse.....	2
2. Gegenstand und Aufbau der Arbeit	3
II. WESEN UND AUSPRÄGUNGEN VON GRÜN	6
3. Begriffsspezifikationen.....	6
3.1 Quartier und Nachbarschaft als Räume des Alltags.....	6
3.2 Urbaner Alltag und Spezifika des Urbanen	8
3.3 Grün im städtischen Alltag.....	10
4. Das Verhältnis von Grün und Natur im Kontext des Städtischen.....	13
4.1 Antagonismus von Stadt und Grün.....	14
4.2 Dualität und Metabolismus von Natur und Stadt	16
4.3 Konstruktion und Materialisierung von Naturkonzepten.....	18
III. GRÜN ALS GEGENSTAND DER PLANUNG	21
5. Grün im Spiegel der Stadtplanung	21
5.1 Verortung von Grün in der räumlichen Planung.....	22
5.2 Normative Naturkonzepte im Umgang mit Grün.....	24
5.3 Grün als ein Abbild der Planungsgeschichte	28
5.4 Forderungen einer bedarfsorientierten Freiraumplanung	33
6. Räume ‚besser‘ gestalten: Partizipation und Kollaboration	36
6.1 BürgerInnenorientierte Planung als Selbstverständnis?.....	37
6.2 Argumentation statt Deduktion	39
6.3 Rollenverständnisse in der Planung	41
6.4 Kollaborative Planung und Partizipation	42
6.5 Erschließung von Lebenswelten zur Gestaltung von Planinhalten	44

IV. SOZIALE ERSCHEINUNGSFORMEN VON GRÜN	46
7. Grün und gesellschaftliche Phänomene	46
7.1 Verhandlung der gesellschaftlichen Relevanz von Grün	46
7.2 Grün als Impuls der Stadtentwicklung	50
7.3 Problematisierung von Grün-Räumen	53
8. Konkretisierung des alltagsweltlichen Umgangs mit Grün	58
8.1 Nutzungsformen städtischen Grüns	58
8.2 Relevanz von Grün verstehen	60
8.3 Bedarf zur Erschließung der Relevanz von Grün	64
V. SINNHAFTE ANEIGNUNGEN VON GRÜN	66
9. Phänomenologische Zugänge zu Grün im städtischen Alltag	66
9.1 Von der Phänomenologie zur Phänomenologischen Soziologie	67
9.2 Wahrnehmen, Erleben und Erfahren von Grün	69
9.3 Empfindungen, Emotionen und Befindlichkeiten durch Grün	72
9.4 Atmosphären als Gefühlskontext der Aneignung von Grün	75
10. Differenzierung des Sinn-Begriffs	77
10.1 Sinn im Alltagsverständnis	78
10.2 Sinn und Sinn-genese in der Sozialtheorie	78
11. Konstitution von Sinn in sozialen Praktiken	82
11.1 Wissenssoziologischer Sinnbegriff nach Mannheim	82
11.2 Sinn und Habitus nach Bourdieu	84
11.3 Sinn-genese in einem praxistheoretischen Forschungsverständnis	87
12. Bedingtheit von Praktiken	90
12.1 Raum-zeitliche Kontexte von Praktiken	90
12.2 Körperlichkeit von Praktiken	91
12.3 Materialität und soziale Praktiken	92
12.4 Praktischer Sinn und soziale Objektivierungen	94
12.5 Wahrnehmung und Emotionen als soziale Praktiken	95

VI. KONKRETISIERUNG DES RÄUMLICHEN	98
13. Praktiken der Raumproduktion.....	98
13.1 Abriss des Forschungskontextes Lefèbvres	99
13.2 Drei Formanten / Momente der Raumproduktion.....	101
13.3 Lesart trialektischer Beziehungen	104
14. Bedeutungsvolle Orte des Alltags	108
14.1 Place als individuell angeeigneter Raum	108
14.2 Place als soziale Hervorbringung	111
VII. PLANUNGSPRAXIS UND ALLTAGSPRAXIS.....	114
15. Place-Making in der Planung	114
15.1 Place-Making als Gestaltungsaufgabe	115
15.2 Place-Making als Marketing-Strategie.....	117
15.3 Place-Making als Steuerungsinstrument	118
15.4 Place-Making und Kollaborative Planung.....	118
16. Verbindung von Alltagswelt und Planung	120
16.1 Alltagsweltliches Place-Making und Planung.....	120
16.2 Orientierung des Place-Making an alltagsweltlichen Sinnzuweisungen	121
VIII. EMPIRISCHER ZUGANG	124
17. Fallstudien-Design.....	124
17.1 Erkenntnismehrwert des Fallstudiendesigns.....	124
17.2 Charakterisierung der Fallstudienräume	126
18. Methoden der Datenerhebung	132
18.1 Operationalisierung alltäglicher Raumproduktionen	132
18.2 Ethnographische Methoden raumbezogen angewandt	135
18.3 Walking Interviews.....	138
18.4 Fotos als Zugang zu Repräsentationen.....	142
18.5 Interviewpraxis.....	145
19. Methoden der Datenanalyse	147
19.1 Rekonstruktion der Sinngeneese mittels dokumentarischer Methode.....	147

19.2	Dokumentarische Bildinterpretation	153
20.	Reflexion der Forschungspraxis.....	156
20.1	Place-Making als kollaborative Koproduktion sozialer Praktiken.....	156
20.2	Interview als soziale Praktik.....	161
IX.	EMPIRISCHE ERKENNTNISSE.....	164
21.	Grobstruktur typischer Modi.....	164
21.1	Muster alltäglicher Raumproduktionen	165
21.2	Modi-übergreifende Orientierungen	166
21.3	Thematisierung von Grün	169
22.	Typologie.....	171
22.1	Modus der Zweckausrichtung (M1).....	175
22.2	Modus der Behaglichkeit (M2).....	185
22.3	Modus des privilegiert Lebens (M3).....	194
22.4	Modus des Kontrollierens und Evaluierens (M4).....	202
22.5	Modus des Ergötzens (M5)	210
22.6	Modus des Patronisierens (M6)	218
22.7	Modus des Naturbesinnens (M7).....	227
22.8	Modus des Entdeckens (M8).....	237
23.	Relevanz von Grün im städtischen Alltag.....	243
23.1	Grün zwischen Materialität, Konzeption und Erleben.....	243
23.2	Abstraktion wesentlicher Relevanzen von Grün	244
23.3	Verknüpfung mit weiteren Forschungsansätzen	245
24.	Anknüpfungen für eine partizipative Stadtentwicklung	248
24.1	Ermittlung von BürgerInnenbelangen.....	248
24.2	Orientierung der Planungspraxis an alltagsweltlichen Relevanzen.....	250
24.3	BürgerInnen-orientierte Stadtentwicklung ausgestalten.....	254
	Literatur	256
	Anhang: Leitfäden.....	284

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abbildung 1: Konzeptualisierung von Grün im städtischen Alltag	12
Abbildung 2: Ethische Naturkonzepte im Überblick.....	24
Abbildung 3: Systematisierung alltäglicher Raumproduktionen	105
Abbildung 4: Formen von Place-Making in Planung und Alltag.....	115
Abbildung 5: Orientierung der Planungspraxis an alltäglichen Relevanzsetzungen	122
Abbildung 6: Übersichtskarte Kiel Blücherplatz und Umgebung.....	129
Abbildung 7: Übersichtskarte Dortmunder Kreuzviertel und Umgebung	130
Abbildung 8: Hervorbringung sozialer Wirklichkeit in drei Dimensionen	134
Abbildung 9: Formen von Walking Interviews	139
Abbildung 10: Place-Making in Alltag, Forschung und Planung	158
Abbildung 11: Grobstruktur der empirisch identifizierten Modi	165
Abbildung 12: Pole der sinnhaften Aneignung von Grün.....	170
Abbildung 13: Typische Modi der Raumproduktion	173
Abbildung 14: Modi als praktischer Ausdruck von Orientierungsrahmen	251
Abbildung 15: Ausrichtung der Planung an alltagsweltlichen Orientierungsrahmen	251
Abbildung 16: Produktion eines Place gemäß des Sense of Place	252
Abbildung 17: Typische Modi als Orientierung von Planungspraktiken	253

TABELLENVERZEICHNIS

Tabelle 1: Gegenstand und Aufbau der Arbeit	3
Tabelle 2: Haupttypen städtischer Grünräume	11
Tabelle 3: Sinn in der Sozialtheorie	79
Tabelle 4: Elemente der Raumproduktion.....	101
Tabelle 5: Erfahrbare Eigenschaften eines städtischen Alltags	125
Tabelle 6: Überblick relevanter Grünformen sowie relevanter grüner Orte	128
Tabelle 7: Übersicht aller InterviewpartnerInnen	131
Tabelle 8: Operationalisierung/Erhebungsmethoden	132
Tabelle 9: Ablauf der Erhebung	145
Tabelle 10: Modifizierte dokumentarische Textanalyse	150
Tabelle 11: Differenzierung der Erhebung nach Textsorten	151
Tabelle 12: Modifikation der dokumentarischen Bildinterpretation.....	154
Tabelle 13: Zeichenerklärung zur Transkription	174

ZUSAMMENFASSUNG / SUMMARY

Zusammenfassung In zentralen und städtebaulich verdichteten Wohnlagen ist Grün im Sinne von Grünanlagen, Begrünungen, Bewuchs oder Ähnlichem meist unterrepräsentiert. Dennoch scheint ein Konsens zu bestehen, dass Grün auch in der Stadt (oder vielleicht gerade in der Stadt) etwas Erstrebenswertes ist. Doch was macht Grün in der Stadt bedeutsam? Die Arbeit hinterfragt die Relevanz von Grün für ein Wohnen und Leben in der Stadt und blickt dabei auf die Bedeutsamkeit von Grün im Spannungsfeld von gesellschaftlichen Zuschreibungen und gelebten Alltagserfahrungen. Ziel der Arbeit ist es zu verstehen, in welcher Weise Grün im städtischen Alltag in Erscheinung tritt und sinnhaft angeeignet wird. Zudem wird herausgestellt, wie sich die alltagsweltliche Relevanz von Grün in eine NutzerInnen-orientierte Entwicklung ‚grüner Orte‘ integrieren lässt.

Mithilfe sozialphänomenologischer Ansätze wird beschreibbar, wie Menschen Grün als Gegenstand ihrer Umwelt über die Sinne erschließen und Bedeutungen zuschreiben. Diese Zuschreibungen vollziehen sich jedoch stets in bestimmten sozialen Kontexten und folgen sozial geteilten Konzepten, welche bestimmte Deutungsweisen von Grün anregen. Zugleich ist Grün eine sozial geformte Entität, welche keine beliebigen Erlebensweisen zulässt. Eine Erschließung der Relevanz von Grün im Spannungsfeld von individuellen Erfahrungen, in denen Grün eine Deutung erfährt, und sozialen Konzepten, die Grün mit Deutungen versehen, gelingt über eine Betrachtung sozialer Praktiken. In der Ausübung sozialer Praktiken wird Grün als Gegenstand individueller Erfahrungen angeeignet. Gleichzeitig werden im praktischen Umgang mit Grün sozial geteilte Zuschreibungen konkret. Anhand des Vollzugs sozialer Praktiken zeigen sich überindividuelle Muster, denen folgend Grün aufgegriffen wird und eine Deutung erfährt. Mit BOURDIEU (1982) lässt sich hier von habituspezifischen Deutungsweisen sprechen. Nach MANNHEIM (1964) sind es Orientierungsrahmen, welche sich innerhalb eines sozialen und materiellen Erfahrungskontextes ausdrücken und spezifische Deutungsweisen als sinnhaft anleiten. Anhand empirisch beobachteter Praktiken kann nachvollzogen werden, in welcher Weise Grün im Alltäglichen ein Sinn zukommt. Die so identifizierten Sinnmuster werden mithilfe der dokumentarischen Methode zu typischen Modi abstrahiert. Sie zeigen auf, wie Grün praktisch aufgegriffen und sinnhaft angeeignet wird und infolgedessen eine Relevanz erfährt.

Für eine Aufarbeitung der Relevanz von Grün innerhalb eines explizit ‚städtischen Alltags‘ gilt es, den sozialräumlichen Kontext der sinnhaften Aneignung von Grün zu betrachten. Aufbauend auf der Theorie der Produktion des Raumes nach LEFÈBVRE (1974) erscheint Raum als soziales Produkt, welches in dialektischer Verschränkung sinnlicher Wahrnehmung, sozialer Konzepte sowie individueller Erlebensweisen von Räumen hervorgebracht und reproduziert wird. Diese von LEFÈBVRE formulierten Raumdimensionen dienen als

Heuristik zur Erhebung und Analyse sozialer Praktiken der sinnhaften Aneignung von Grün im Kontext eines städtischen Alltags. Gleichzeitig werden mit dieser Heuristik soziale Konzepte von Grün sowie Wahrnehmungs- und Erfahrungsweisen von Grün in ihrer wechselseitigen Konstitution sozialer Wirklichkeit betrachtet. Hierzu zeigen Leitfadeninterviews auf, wie in Argumentationsweisen auf soziale Konzepte Bezug genommen wird. Mithilfe von ethnographisch orientierten Walking Interviews wird erhoben, wie Menschen *ihre* Räume wahrnehmen und erleben. Auch dienen Fotodokumentationen der Erhebung von Räumen, die als Symbolisierungen von Erfahrungen verinnerlicht werden. Während das Räumliche des ‚städtischen Alltags‘ insbesondere auf der Ebene des Quartiers oder der Nachbarschaft als unmittelbarer alltäglicher Lebenszusammenhang konkret wird, lassen sich hier alltägliche Raumproduktionen mithilfe des Konzeptes des Ortes bzw. des Place auf den nahräumlichen Zusammenhang übertragen.

Als Ergebnis einer vergleichenden Analyse sinnhafter Aneignungen von Grün, wie sie in zwei Fallstudienräumen in Kiel und Dortmund beobachtet wurden, lassen sich acht Modi unterscheiden. Ihnen gemein ist, dass Grün einen grundlegenden Beitrag zu einem ‚guten Leben‘ leistet, während Grün dabei äußerst unterschiedlich aufgegriffen wird. Hier variiert zunächst das Naturverhältnis, dem der Umgang mit Grün zugrunde liegt. Entsprechend wird Grün entweder als schöne oder nützliche Dinglichkeit konzipiert oder aber als zu respektierende Kreatur. Verstanden als nützliche Dinglichkeit wird Grün als etwas von Menschenhand Gemachtes und durch Menschen zu Beherrschendes verstanden. Demzufolge wird Grün als Artefakt genutzt, um Ansichten zu beschönigen, Ordnung auszudrücken und besondere Qualitäten des Wohnumfeldes zu erleben. Auch prägt Grün Settings, die bestimmte Nutzungen ermöglichen. Als respektierte Kreatur verstanden, wird Grün mit allen Sinnen bewusst zur Naturbesinnung sowie zur Besinnung auf sich selbst erfahren. Grün ermöglicht es, auch in der Stadt Naturbezüge herzustellen und dient als Quelle von Eindrücken und Erfahrungen. Dabei erfolgt das Erleben von Grün in Reflexion von Gefühlslagen.

Diese sozialtheoretisch abgeleiteten Erkenntnisse werden konzeptionell mit Aspekten der räumlichen Planung verknüpft. Aufbauend auf HEALEY (2010) folgt diese Verknüpfung der Frage, wie städtische Lebensräume ‚besser gemacht‘ werden können. Hier wiederum wird ein Ansatz zur Gestaltung alltäglicher Lebensräume entworfen, in dem sich die Planung an alltagsweltlichen Belangen der Bürgerschaft orientiert. Es wird aufgearbeitet, wie ihre Belange angemessen erschlossen und systematisiert werden können. Auch wird aufbauend auf dem Konzept des *Place-Making* aufgezeigt, wie sich alltagsweltliche Belange zur Entwicklung lebenswerter Städte in die Planungspraxis integrieren lassen.

Summary: Green spaces and urban space are an unlikely couple. In the urban context, green areas are subordinated to functional aspects of the city like infrastructure and housing. Nevertheless, there seems to be a consensus about the relevance of green spaces for wellbeing. By stressing this relevance, central traits of urban green often stay unquestioned. In what instance does urban green get relevant or not in urban everyday life? The research investigates the everyday perception and appropriation of urban green. Further, it conceptualises the utilization of these investigations in spatial planning.

In a phenomenological perspective, people appropriate urban green by the way they experience it with their senses. At the same time, the appropriation is led by social concepts that define a common understanding of urban green. This two dimensions in which urban green is constituted can be joined by focussing on social practices. Referring to theory of social practices the relevance of urban green is an outcome of doings and sayings, in which urban green becomes concrete. These doings and sayings follow socially learned, shared orientation of making sense of social reality. According to this orientation, urban green gets relevant in a distinct way. For identifying this relevance, it can be asked how urban green appears in the social reality of different groups of people.

While the research is explicitly focussing on the context of urban of everyday life the relevance of urban green is conceptualised as an outcome of social productions of urban space according to LEFÈBVRE (1974). Qualitative empirical studies in the cities of Dortmund and Kiel illustrate how urban green is simultaneously perceived, conceived and lived. The way urban green is conceived is explicated in how people argument about space during a guided interview. How urban green is perceived is investigated by walking interviews. Here the researcher follows citizens on their daily routes while they describe their perception of the environment. The way urban green is experienced is documented by a camera, which the interveews use during the walking interview. As a result eight modes can be abstracted which describe how urban green becomes relevant in everyday life. In the first mode, urban green is an explicit matter of daily doing while in a most contrasting mode urban green not explicitly perceived. Here the focus lies on doing certain activities in an efficient way. At the same time, urban green is conceptualised as a beautiful or convenient entity in the first mode, while in the contrasting mode it is seen as a creature, which is claimed to be respected by citizens. Along with this duality, urban green is understood as accessories for beautifying the environment or as a part of living nature. Beside that, in the other modes urban green is experienced as a spatial-temporal setting, which enables a liberation of social control or social commitments. Furthermore urban green underlines an impression of a save and good neighbourhood. For making these findings fruitful for questions of local planning it is highlighted how the actors of urban planning can refer to the empirically identified modes to enable a participatory way of city development. Here the identified modes give an orientation for practices of place-making in spatial planning.

I. EINLEITUNG

Das Wohnen und Leben in der Stadt ist ein stetes Thema der sozial- und planungswissenschaftlichen Stadtforschung der Gegenwart. Ob Trendwende oder Ausdruck gewandelter Lebensentwürfe, dem Diskurs der Reurbanisierung zufolge streben Haushalte vermehrt nach einem Wohnen in der Stadt. So verzeichnet die Mehrzahl deutscher Großstädte eine relative Zentralisierung der Bevölkerung in Relation zum Umland (vgl. HERFERT, OSTERHAGE 2012). Doch nicht alle Städte verzeichnen positive Einwohnerentwicklungen. Auch zeigen sich innerhalb von Stadträumen differenzierte Dynamiken der Einwohnerentwicklung in Abhängigkeit von örtlichen Lagequalitäten (vgl. u.a. ALTROCK 2012). Hier schließt sich die Frage an, wie städtische Wohnlagen gestaltet werden können, sodass sie als Wohn- und Lebensraum attraktiv sind.

In der Betrachtung von Attraktivitätsfaktoren wird gegenwärtig vermehrt die Bedeutung städtischen Grüns für ein attraktives Umfeld verhandelt. Grün- und Freiräume, wie sie als Kategorien städtischer Flächennutzungen betitelt werden, kommen im Verständnis der Planung Funktionen als Erholungsflächen und ökologische Ausgleichsflächen zu. Auch leisten sie einen Beitrag für die städtische Umwelt- und Lebensqualität. Zugleich wird ‚Grün‘ als Lagequalität instrumentalisiert, um Wohn- und Wirtschaftsstandorte hervorzuheben und in Konkurrenz um EinwohnerInnen bevorzugte Nachfragegruppen anzusprechen (MUSTERD, KOVÁCS 2013, 98). So ist die Quantität und Qualität von Grün ein Indikator städtischer Wohnstandortqualitäten, obgleich Grün und städtisches Wohnen in einem kontroversen Verhältnis stehen. Das Vorhandensein von Grün oder grüneprägte Wohnlagen werden in der Regel außerhalb der Stadt verortet. In den zentralen und städtebaulich verdichteten Lagen hingegen wird das Vorhandensein von Grün dem Bedarf an Infrastruktur, Wohnraum oder den Investorenbelangen untergeordnet, sodass Grün hier meist unterrepräsentiert ist. Dies heißt jedoch nicht, dass in der Stadt der Anspruch, in einer grünen Umgebung zu wohnen, aufgegeben wird. Vielmehr erscheint Grün im Alltagsverständnis stark positiv aufgeladen als allgemein hin als gut und wünschenswert. Hier besteht offenbar ein gesellschaftlicher Konsens, dass Grün auch in der Stadt (oder vielleicht gerade in der Stadt) etwas Erstrebenswertes ist. Doch was macht Grün für ein Wohnen und Leben in der Stadt bedeutsam?

1. Erkenntnisinteresse

Um zu verstehen, wie Grün zur Ausgestaltung lebenswerter Stadträume beiträgt, genügt es nicht, den Common Sense zu reproduzieren, welcher die Relevanz von Grün als Allgemein gut oder wichtig definiert. Von Interesse ist, wie Grün dazu beiträgt, dass Stadträume nicht nur allgemein als attraktiv gelten, sondern darüber hinaus als bedeutungsvolle Orte angeeignet werden. Eben dies zeigt sich im gelebten Alltag. Gegenstand der Arbeit ist hierauf aufbauend die Erschließung der Relevanz von ‚Grün‘ im Kontext eines städtischen Alltagslebens. In einer alltagsweltlichen Perspektive auf den Stadtraum lässt sich erschließen, wie Grün aufgegriffen wird und dadurch in einer bestimmten Weise Bedeutung erlangt. Dieses Verständnis eröffnet Anknüpfungen für planerische Schlussfolgerungen, wie Räume zu gestalten sind, damit diese als lebenswerte Orte angeeignet werden können.

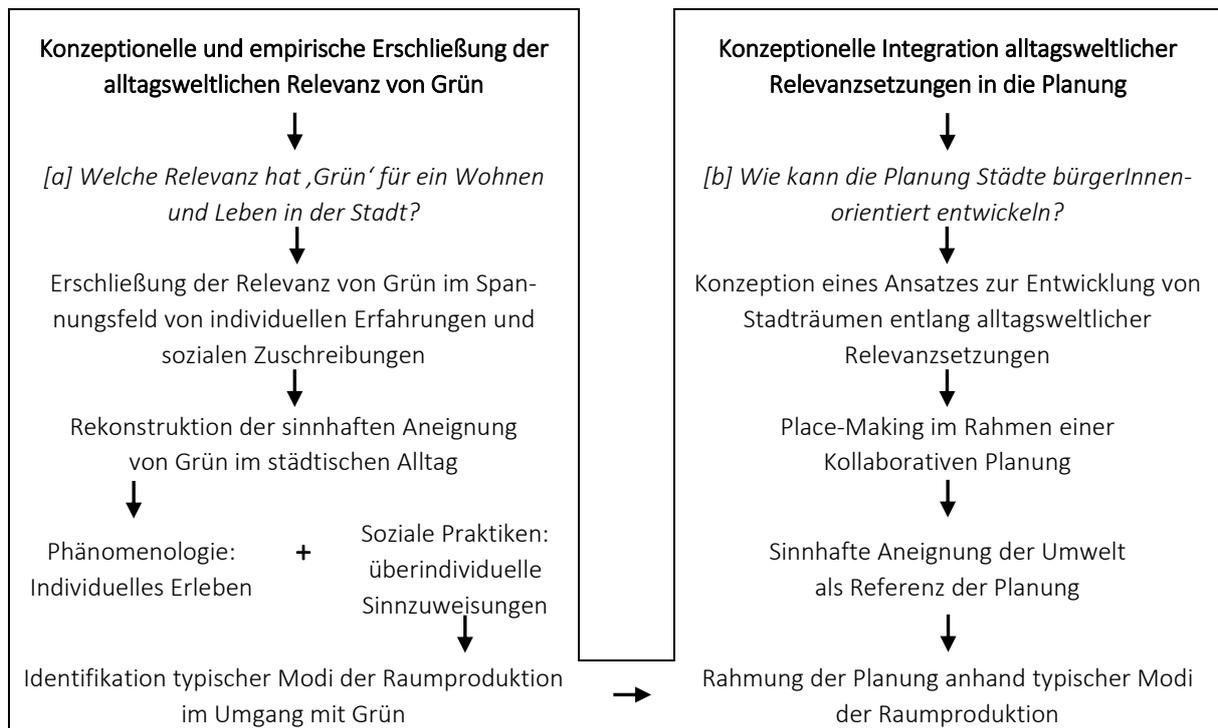
Der Schwerpunkt der Arbeit liegt in der sozialgeographisch fundierten Aufarbeitung der alltagsweltlichen Relevanz von Grün im Kontext des Städtischen. Dabei wird der Anspruch erhoben, nicht allgemeingültige Konzepte der Bedeutung von Grün zu reproduzieren, sondern die Bedeutsamkeit von Grün zu erschließen, wie sie aus dem Alltagsleben in einer städtischen Umwelt hervorgeht. Hierauf aufbauend erfolgt eine theoretische wie auch eine empirische Erschließung des Beitrags von Grün bei der Konstitution von Räumen des Alltags. In einer Modifikation und Erprobung empirischer Methoden einer rekonstruktiven Sozialforschung können typische Muster der sinnhaften Aneignung der alltäglichen Umwelt und hiermit einhergehende Relevanzsetzungen in Bezug auf Grün abgeleitet werden. Aufbauend auf diese Erkenntnisse ist die zweite Zielsetzung der Arbeit aufzuzeigen, wie alltagsweltliche Relevanzsetzungen als Referenz für die Entwicklung lebenswerter Stadträume dienen können. Hier liefert die empirische Aufarbeitung der Relevanz von Grün substanzielle Erkenntnisse zur Ausgestaltung von Planungsinhalten. Um diese Inhalte in Planungsprozesse zu integrieren, wird zudem eine Konzeption von Planungspraktiken angestrebt, in denen alltagsweltliche Relevanzsetzungen eine Orientierungshilfe zur Entwicklung lebenswerter Städte liefern.

Die Arbeit richtet sich an die Fachgemeinschaft der Sozialwissenschaften, sowie hierunter insbesondere an SozialgeographInnen, die sich den Bedeutungsdimensionen der Umwelt als Räume und Orte des Alltags widmen möchten. Gleichzeitig ist die Arbeit an PlanerInnen sowie an PlanungstheoretikerInnen adressiert, die der Konzeption einer partizipativen Planung zugewandt sind. Mit der substanziellen Aufarbeitung des Forschungsgegenstandes ‚Grün im städtischen Alltag‘ spricht die Arbeit zudem PlanerInnen und SozialwissenschaftlerInnen an, die an erweiterten Erkenntnissen über die Relevanz von Grün interessiert sind. Zugleich ist die Arbeit bemüht, auch für die Planungspraxis grundlegende Orientierungen zur NutzerInnen-orientierten Gestaltung von Grün in der Stadt zu liefern.

2. Gegenstand und Aufbau der Arbeit

Die Ausarbeitungen folgen, wie Tabelle 1 verdeutlicht, zwei Fragestellungen. Während die Arbeit im Kern die alltagsweltliche Relevanz von Grün im Kontext des Urbanen erschließt [$\rightarrow a$], werden die sozialtheoretisch abgeleiteten Erkenntnisse mit Fragestellungen der Planung lebenswerter Städte verbunden [$\rightarrow b$]. Diese Verknüpfung folgt dem Ziel, alltagsweltliche Relevanzsetzungen in planerische Prozesse konzeptionell zu integrieren.

Tabelle 1: Gegenstand und Aufbau der Arbeit



Quelle: Eigene Darstellung

Die Arbeit gliedert sich in neun Abschnitte, die sich abwechselnd planungskonzeptionellen Zusammenhängen und der substantiellen Erschließung der Relevanz von Grün widmen. *Abschnitt II* zeigt in einer Annäherung an den Forschungsgegenstand ‚Grün‘ auf, wie dieser im Alltag in Erscheinung tritt und gesellschaftlich verhandelt wird. Nach einer Konkretisierung des Forschungsrahmens anhand grundlegender Begrifflichkeiten (Kapitel 3) folgt eine Gegenüberstellung von Konzepten, die Grün im Alltag mit spezifischen Deutungen versehen (Kapitel 4).

Abschnitt III öffnet den Blick auf Grün als Gegenstand der Planung, indem die Stellung von Grün innerhalb der räumlichen Planung sowie die Genese wesentlicher Gestaltungsformen

von Grün in ihrem planerischen Kontext nachvollzogen werden (Kapitel 5). Die Aufarbeitung mündet in eine Kritik an etablierten Praktiken der Freiraumplanung (Kapitel 5.4). Dieser Kritik wird anhand planungstheoretischer Ansätze einer Kommunikativen bzw. Kollaborativen Planung nachgegangen (Kapitel 6). Dabei tritt die Frage in den Vordergrund, wie sich Bürgerbelange adäquat identifizieren lassen und wie diese konsequenter in Planungsprozesse integriert werden können.

Als Annäherung hieran erfolgt in *Abschnitt IV* eine Differenzierung von Zusammenhängen, in denen Grün gesellschaftlich aufgegriffen und Relevanz beigemessen wird. Zunächst wird Grün als Gegenstand gesellschaftlicher Diskurse und Praktiken betrachtet (Kapitel 7). Damit zeigt sich das Spektrum, in dem Grün gesellschaftlich in Erscheinung tritt und Relevanz erlangt. Anschließend zeigt eine Betrachtung des alltagsweltlichen Umgangs mit Grün auf, wie die Relevanz von Grün im Kontext des Alltäglichen in empirischen Arbeiten verhandelt wird (Kapitel 8). Hierauf aufbauend wird der Bedarf eines erweiterten Verständnisses der Relevanz von Grün im städtischen Alltag herausgestellt (Kapitel 8.3).

Diesem Bedarf folgend, wird die Relevanz von Grün in Interdependenz von sozial geteilten Zuschreibungen und gelebten Erfahrungen aufgeschlüsselt. *Abschnitt V* arbeitet hierzu die theoretischen Grundlagen auf. Zunächst erfolgt eine sozialphänomenologische Konzeptualisierung des sinnlichen Erschließens der Umwelt, in der Grün als soziale Wirklichkeit angeeignet wird (Kapitel 9). Während hierbei individuelle Erfahrungsweisen der Umwelt betrachtet werden, aus denen Bedeutungen von Grün hervorgehen, besteht der Anspruch, den Einfluss sozial geteilter Zuschreibungen auf die Bedeutsamkeit von Grün herauszustellen. Dem wird sich unter Zuhilfenahme des Sinn-Begriffs angenähert (Kapitel 10). Aufbauend auf eine sozialtheoretische Differenzierung der sinnhaften Aneignung der Umwelt erfolgt eine Verschneidung sozialphänomenologischer Begriffskonzepte mit einer praxistheoretischen Forschungslogik, womit eine individuelle und eine strukturelle Erkenntnisperspektive zusammengeführt werden. Hierauf folgend dient eine Betrachtung der Sinnogenese in sozialen Praktiken (Kapitel 11) sowie eine Darlegung wesentlicher Interdependenzen der Ausgestaltung sozialer Wirklichkeit in sozialen Praktiken (Kapitel 12) der Konkretisierung der sinnhaften Aneignung von Grün.

Für eine explizite Betrachtung der Relevanz von Grün im sozialräumlichen Kontext des Urbanen werden mit *Abschnitt VI* raumtheoretische Grundlagen aufgearbeitet. In einer dialektischen Konzeption alltäglicher Raumproduktionen zeigt sich, wie im Kontext des Städtischen bedeutungsvolle Räume hervorgebracht werden und in welcher Weise Grün hierbei Relevanz erlangt (Kapitel 13). Um die Aneignung von Grün explizit in lokalen Lebenszusammenhängen zu vertiefen, wird die Hervorbringung von Räumen anhand des Place-Konzepts spezifiziert (Kapitel 14).

Die Konzeption der Hervorbringung von Räumen wird in *Abschnitt VII* auf die räumliche Planung übertragen. Hierzu findet das Konzept des Place-Making Anwendung, dessen Gegenstand zunächst eine Systematisierung erfährt (Kapitel 15). Anschließend wird das Konzept durch die Verbindung von planerischen und alltagsweltlichen Praktiken erweitert (Kapitel 16). Diese Erweiterung liefert die Grundlage für eine Konzeption von Planungsprozessen, in denen alltagsweltlichen Relevanzsetzungen eine zentrale Stellung zukommt.

In *Abschnitt VIII* erfährt die in *Abschnitt V* und *Abschnitt VI* erfolgte theoretisch-konzeptionelle Aufarbeitung der Relevanz von Grün eine empirische Konkretisierung. Nach einer Darstellung des Erhebungsrahmens und des Fallstudiendesigns (Kapitel 17) wird ein Methodenset zur Erhebung (Kapitel 18) sowie zur Analyse (Kapitel 19) sozialer Praktiken der sinnhaften Aneignung von Grün dargelegt. Zudem erfährt die Methodenpraxis eine Reflexion, welche die Einflüsse der Forscherin auf die Erkenntnisse verdeutlichen (Kapitel 20).

Abschnitt IX dient der Darlegung der empirisch gewonnenen Erkenntnisse sowie der Zusammenführung der konzeptionellen Ausarbeitungen planerischer Praktiken im Umgang mit alltagsweltlichen Relevanzsetzungen. Nach der Beschreibung sozialer Muster (Kapitel 21), die sich in der sinnhaften Aneignung der alltäglichen Umwelt abzeichnen, arbeitet die Typologie das Spektrum unterschiedlicher Sinnzusammenhänge auf, denen folgend Grün in spezifischer Weise Relevanz erlangt (Kapitel 22). Zugleich lassen sich wesentliche Bedeutsamkeiten von Grün im städtischen Alltag zusammenfassend abstrahieren (Kapitel 23). Auch werden Ansätze für eine weiterführende Auseinandersetzung mit Einzelaspekten der Arbeit aufgezeigt. Hieran anschließend erfolgt eine Konkretisierung des planerischen Place-Making in Verschneidung von Top-Down-Planungsprozessen mit einer Bottom-Up-Perspektive (Kapitel 24). Die Arbeit endet mit Schlussfolgerungen für die Ausgestaltung einer partizipativ ausgerichteten, bürgerinnenorientierten Planung im Allgemeinen sowie im Umgang mit Grün im Stadtraum im Besonderen.

II. WESEN UND AUSPRÄGUNGEN VON GRÜN

Mit der Betrachtung der Relevanz von Grün im städtischen Alltag öffnet sich ein weites Forschungsfeld. Die nachfolgenden Spezifikationen des Gegenstandes ‚Grün im städtischen Alltag‘ legen den Kontext dar, in dem sich das Erkenntnisinteresse der Arbeit bewegt. Es erfolgt eine Charakterisierung des Städtischen als ein sozialräumlicher Forschungskontext sowie die Spezifizierung eines städtischen Alltags. Zudem wird das Verständnis von ‚Grün‘ im Kontext des Städtischen eingeordnet. ‚Grün in der Stadt‘ ist im Alltäglichen wie im Fachlichen mit vielfältigen Konnotationen belegt. Dabei steht Grün in enger Assoziation mit dem Begriff der ‚Natur‘. Eine Reflexion gesellschaftlicher Naturverständnisse zeigt hier grundlegende Logiken auf, durch die das Verhältnis von Grün und Natur, wie auch jenes von Grün und Stadt, im gesellschaftlichen Selbstverständnis geprägt ist und welche Zuschreibungen sich hieraus als Common Sense ergeben.

3. Begriffsspezifikationen

Den Ausgangspunkt der Arbeit bildet der gelebte Alltag in städtischen Wohnlagen. Damit wird die Aufarbeitung alltagsweltlicher Zusammenhänge in den räumlichen Kontext des städtischen Wohnumfeldes gestellt. Dieser räumliche Kontext lässt sich mithilfe der Begriffe Nachbarschaft und Quartier konkretisieren. Zugleich wird das Städtische als ein konstituierendes Element des Alltäglichen betrachtet. Hierauf aufbauend wird im Folgenden dargelegt, was das Alltagsleben zu einem städtischen Alltagsleben macht. In einer städtischen Umwelt wiederum nimmt Grün spezifische Formen an und tritt anders in Erscheinung als etwa in ländlichen Wohnlagen. Hier eröffnet eine Spezifikation von ‚Grün im städtischen Alltag‘, in welcher Weise Grün im Nachfolgenden betrachtet wird.

3.1 Quartier und Nachbarschaft als Räume des Alltags

Zur Erschließung von Zusammenhängen des gelebten Alltags stehen in Anlehnung an den von HUSSERL und SCHÜTZ geprägten Begriff der ‚Lebenswelt‘ weitgehend unhinterfragte Realitätsvorstellungen im Mittelpunkt, wie sie aus dem Alltäglichen hervorgehen. Der gelebte Alltag meint dabei routinierte Handlungsweisen, die in einer vertrauten sozialen und materiellen Umwelt ausgeübt werden (HÄUßLING 2016, 4). Hierzu gehören insbesondere das nähere Wohnumfeld, das Quartier oder der Stadtteil des Wohnstandortes als typische Räume des Alltags, in deren Kontext soziale Akteure in Routine und Vertrautheit agieren.

Meist erstreckt sich die alltägliche Umwelt über das Wohnumfeld hinaus. Zur Reflexion der Bedeutung von Grün in städtischen Wohnlagen ist jedoch der Nahbereich des Wohnstandortes relevant bzw. genauer das Wohnumfeld städtisch geprägter Quartiere.

Der Begriff Quartier meint den Nahbereich eines Wohnstandortes, der auf einer räumlichen Ebene zwischen Wohnblöcken und Stadtteilen zu verorten ist. Alltagsweltlich betrachtet ist das Quartier der vertraute und überschaubare Raum, in dem der Alltag gelebt wird (SCHNUR 2014, 40). Es beschränkt sich auf die unmittelbare Umgebung oder die Nachbarschaft, die erlaufen werden kann und in deren Rahmen spontane Interaktionen erfolgen (FRIEDMANN 2010, 156). Dabei ist der Alltag im Quartier geprägt von vertrauten Begegnungen sowie Routinen und vertrauten Rhythmen. Das Quartier konstituiert sich durch die Bewohnerschaft, die ihren Alltag dort gestaltet und ‚ihr Viertel‘ für sich abgrenzt. In Überlagerung unterschiedlicher Aktionsräume der Bewohnerschaft sowie ihrer alltagsweltlichen Abgrenzungen der Quartiere bleibt die räumliche Ausdehnung des Quartiers im Alltäglichen zumeist unscharf (SCHNUR 2014, 20).

Zur Betonung des Quartiers als Ort des sozialen Zusammenlebens lässt sich dieses als Nachbarschaft beschreiben. So betont der Begriff der Nachbarschaft ein soziales Beziehungsgefüge, welches sich durch den geteilten alltäglichen Lebensraum als Bezugsebene ausprägen kann (vgl. u.a. FORREST, KEARNS 2001; GALSTER 2001; HUNTER 1979; MARTIN 2013; SUGIYAMA, WARD THOMPSON 2007). In einer Diskussion der Eigenschaften von Nachbarschaften werden diese als konstitutiv für soziale Phänomene wie kollektive raumbezogene Zuschreibungen sowie nachbarschaftsbezogene Gemeinschaften konzeptualisiert (vgl. WELLMAN, LEIGHTON 1979). Auch werden Nachbarschaften unter dem Schlagwort *Neighborhood Effects* Wirkungen auf individuelle und gruppenspezifische Ausprägungen von Normen, Werthaltungen und Erfahrungsweisen zugeschrieben sowie auf persönliche Lebensumstände wie soziale Aufstiegschancen und der Gesundheitszustand (vgl. u.a. VAN HAM et al. 2012). In Abgrenzung zu dieser deterministischen Betrachtung konstituieren sich Nachbarschaften in einer relationalen Konzeption über soziale Beziehungen, die durch Alltagsgeschehnisse geprägt werden. „Neighborhoods derive their meaning or salience from individual and group values and attachments, which develop through daily life habits and interactions.“ (MARTIN 2013, 365) Nach FORREST, KEARNS (2001, 2134) repräsentieren Nachbarschaften sich überlappende soziale Netzwerke innerhalb spezifischer und zugleich variabler raum-zeitlicher Kontexte. Damit tritt ein kontingenter Charakter von Nachbarschaften als soziales Gefüge hervor. Zugleich ist der Begriff Nachbarschaft immer auch ein soziales Konzept, das als Gegenstand der der Alltagskommunikation kommunikativ konstruiert wird (MARTIN 2013, 362).

Die Erforschung von Nachbarschaften und Quartierszusammenhängen wird teils als profan oder auch als Romantisierung von Alltagswelten kritisiert (vgl. HAMM 2000). Im Kontrast hierzu erfolgt mit der Annahme einer Glokalisierung (ROBERTSON 1998) eine vermehrte Analyse sozialräumlicher Phänomene des Lokalen. Das Vertraute, Überschaubare, räumlich-konkret Greifbare lokaler Lebenszusammenhänge verschafft ein Gegengewicht zu einer empfundenen Entankerung infolge einer globalisierten, digitalisierten und schnelllebigen Welt (vgl. hierzu u.a. BERKING 2006). Auch bilden Nachbarschaften Kontexte für raumbezogene Identifikationen (vgl. u.a. WEICHHART et al. 2006).

Demnach sind Quartiere wie auch Nachbarschaften auf mehreren Ebenen Gegenstand des Alltags. Sie bilden einen Kontext, in dem der alltägliche Lebensvollzug erfolgt, und gehen zugleich aus dem alltäglichen Lebensvollzug hervor. Mit vertrauten und wiederholten Interaktionen mit der sozialen und materiellen Umwelt formen sich Quartiere in sozialen Aneignungsprozessen aus. Diese Aneignungsprozesse können sich in individuellen und gruppenspezifischen Identifikationen ausdrücken. Auch bilden sich Nachbarschaften als soziale Gefüge, in denen sozial geteilte Deutungen der Umwelt reproduziert werden.

3.2 Urbaner Alltag und Spezifika des Urbanen

In der Betrachtung eines städtischen Alltags werden vorwiegend physisch-materielle Eigenschaften des Städtischen als konstitutiv für die Ausgestaltung des Alltagslebens verstanden. Was unter ‚städtisch‘ oder ‚urban‘ zu verstehen ist, wird in den Fachdisziplinen in Abhängigkeit von dem jeweiligen Erkenntnisinteresse auf unterschiedliche Weise konstruiert (vgl. FREY 2011). Dabei erfolgt die Verwendung der Bezeichnungen ‚städtisch‘ und ‚urban‘ zumeist, wie auch im Folgenden in dieser Arbeit, synonym. Das Städtische oder das Urbane drückt sich über bauliche, funktionale, soziale und kulturelle Merkmale aus (zur Diskussion des Begriffs der Urbanität vgl. u.a. DIRKSMEIER 2009; SIEBEL 1994; WÜST 2004). Zurückgehend auf WIRTH (1938) kristallisieren sich eine ausgeprägte Dichte, Größe und Heterogenität als grundlegende Kriterien zur Charakterisierung des Urbanen heraus. Auch dient die europäische Stadt als gewachsene, funktional verdichtete und sozial heterogene Agglomeration als normatives Idealbild des Urbanen (vgl. HÄUßERMANN, SIEBEL 2004). In einer stadtgeographischen Betrachtung wird das Urbane bzw. Urbanität „mit der Dichte urbaner Interaktion gleichgesetzt, mit hohen Bebauungsziffern, mit Verflechtung und Mischung“ (FÜLLER, MARQUARDT 2010, 52). Dabei bedingt aufbauend auf WEBER (1972) und SIMMEL (2006) die Dichte im Stadtraum eine hohe soziale Interaktionsdichte. Auch ergibt sich zusammen mit einer ausgeprägten sozialen Heterogenität eine fortwährende Konfrontation mit Neuem oder Anderem. Infolgedessen werden spezifische Interaktionsformen evoziert (vgl. u.a. JACOBS 1961; HÄUßERMANN, SIEBEL 2004; SIEBEL 1994): „Der Großstädter zeigt sich

blasiert, reserviert und von einer leichten Aversion gegen seine Mitmenschen gezeichnet als eine unabdingbare Antwort auf die Interaktionsdichte und bleibende Herausforderung der eigenen Identität.“ (DIRKSMEIER 2009, 135) Demgegenüber vereint ein anderer Strang der Urbanitätsdebatten die These, dass städtische Lebensbedingungen und Lebensweisen längst allgegenwärtig sind. Als Phänomen der Postmoderne wird von einer Diffusion des Urbanen und damit zugleich von einer Auflösung des Urbanen als sozialräumlichem Spezifikum ausgegangen (vgl. u.a. AMIN, THRIFT 2002; SIEBEL 1999). Dessen ungeachtet bieten sich in städtisch geprägten Quartieren städtebauliche, funktionale und soziale Charakteristika, welche eine andere Gestaltung des Alltagslebens ermöglichen als etwa im Umland.

Unabhängig von der räumlichen Verortung des Urbanen bedarf es zur Konkretisierung eines städtischen Alltags eines Zugangs, mit dem das Urbane als alltäglicher Handlungskontext greifbar wird. Dabei lassen sich die sozialen, baulichen und funktionalen Aspekte des Urbanen als konstitutiv für ein städtisches Alltagsleben annehmen. WEICHHART (2003) betrachtet die Stadt mit ihren unterschiedlichsten funktionalen Angeboten als Ressource zur Alltagsgestaltung. Die alltägliche Umwelt des Wohnortes bildet demnach ein Setting alltäglicher Lebensvollzüge, deren lokalisierte Ausstattungsmerkmale einen Möglichkeitsraum aufspannen (vgl. WEICHHART 2003, 22). In dieser behavioristischen Perspektive sind spezifische Handlungsweisen konstitutiv für das Urbane, die durch städtische Strukturen ermöglicht werden. Der Logik des poststrukturalistischen Materialismus folgend, rahmt ein städtisches Umfeld spezifische Alltagspraktiken, indem Raumstrukturen bestimmte Handlungsweisen begünstigen bzw. behindern, nicht aber determinieren. Das Städtische definiert sich demnach zwar nicht materiell, bedarf aber einer materiellen Dimension, die städtische Praktiken ermöglicht, die in Praktiken instrumentalisiert wird und mittels derer das Städtische reproduziert wird (VOGELPOHL 2011, 238). Dabei tritt die Materialität des Städtischen vor allem in Gestalt der gebauten Umwelt in Erscheinung. HARVEY (1984) betrachtet die gebaute Umwelt der Stadt als Materialisierung bestimmter Produktions- und Konsummuster sowie zugleich als Medium ihrer Verstetigung. So wird die gebaute Umwelt im Alltagsleben zu einem konstituierenden Element in der Ausformung von Handlungsweisen. Zugleich ist die gebaute Umwelt auch ein Medium sozialräumlicher Beziehungen, etwa indem von ihr eine Symbolwirkung ausgeht. Dabei suggeriert die gebaute Umwelt bestimmte Lesarten, die Räumen eine Bedeutung verleiht (FLEISCHMANN, TROSTORFF 2009). In ähnlicher Weise betrachtet LEFÈBVRE (2003) die Stadt als Produkt und Ausdruck einer Gesellschaft und führt dabei materielle wie soziale Aspekte des städtischen Alltags zusammen. Gesellschaften bringen Städte baulich-materiell hervor und reproduzieren mit der Hervorbringung städtischer Lebensräume zugleich spezifische städtische Lebensformen (SCHMID 2005, 157). „Stadt‘ bedeutet für Lefèbvre (...) Austausch, Annäherung, Konvergenz, Ver-

sammlung, Zusammentreffen – eine Zentralität, die alles, was es auf der Welt gibt, zusammenbringt.“ (SCHMID 2005, 178) So beschreibt Lefèbvre die Charakteristika des Urbanen als „(...) mental and social form, that of simultaneity, of gathering, of convergence, of encounter (or rather, encounters). It is a quality born from quantities (spaces, objects, products). It is a difference, or rather, an ensemble of differences.“ (LEFÈBVRE et al. 1996, 131 Herv. i. Org.). Demnach zeichnet das Urbane vor allem eine Vielfältigkeit aus, ein Zusammentreffen unterschiedlicher materieller und sozialer Konstellationen, die das gesellschaftliche Zusammenleben prägen. Mit der Vielfalt des Stadtraumes folgen zugleich auch Interessensgegensätze, welche sich in Aushandlungen physischer Raumeignungen äußern (SCHMID 2005, 184). Im Alltag treten diese Aushandlungen etwa durch das Aufeinandertreffen unterschiedlicher Nutzungsinteressen oder in der Unterwanderung von Ge- und Verboten in Erscheinung. CERTEAU (1980) beschreibt diesen Zusammenhang als fortwährenden Widerstand, mit dem Räume verhandelt und geformt werden. Dies lässt sich ebenso für öffentliche Grünräume vermuten, die vielfältigen Nutzungsansprüchen gerecht werden sollen.

Im Folgenden wird von einem relationalen Verständnis des Städtischen aufbauend auf Lefèbvre ausgegangen. So stellt das ‚Städtische‘ die gesellschaftlichen und materiellen Rahmenbedingungen des Alltagslebens, in deren Kontext sich spezifische Handlungsweisen im Umgang mit der sozialen und dinglichen Welt ausprägen. Dieser Kontext wird vor allem durch eine funktionale Zentralität sowie eine funktionale Mischung, eine hohe soziale Interaktionsdichte und durch eine verdichtete bauliche Umwelt aufgespannt. Der ‚städtische Alltag‘ meint hieran anschließend einen Alltag, wie er sich im sozialen und materiellen Kontext des Städtischen ereignet. Innerhalb dieses Kontexts wird der städtische Alltag konstituiert in einem Geflecht von Handlungsweisen, die in einem Kontext vielfältiger Möglichkeiten ausgeübt werden. Diese Möglichkeiten werden dabei in sozialen Aushandlungs- und physischen Aneignungsprozessen stetig verhandelt und geformt.

3.3 Grün im städtischen Alltag

Die Betrachtung von Grün im Kontext des Städtischen ist Gegenstand der raumbezogenen Forschung sowie der räumlichen Planung. Hier hat sich die Bezeichnung Grün in der Stadt als Sammelbegriff für Wuchsformen und Nutzungsflächen im Stadtraum etabliert. Allgemein kann Grün in der Stadt als von menschlichen Tätigkeiten ge- und überformte Artefakte und organische Wuchsformen beschrieben werden. Synonym werden zudem die Begriffe *Stadtgrün* und *urbanes Grün* verwendet (vgl. HEILAND 2006, 33). Im englischsprachigen Diskurs bündelt die Bezeichnung *Urban Green* ebenso verschiedene Formen von Grün in der Stadt. Auch wird in der räumlichen Planung teils die Bezeichnung ‚grüne Infrastruktur‘ verwendet, wobei diese Bezeichnung stärker auf die Funktionalität städtischen Grüns

abzielt (BENEDICT, MCMAHON 2006) (vgl. Kapitel 5.1). Die Begriffe Stadtgrün, urbanes Grün oder Grün in der Stadt werden meist als Konzepte der Alltagskommunikation verstanden, welche vermeintlich keiner weiteren Erläuterung bedürfen. Auch dienen Bezeichnungen wie urbanes Grün oder Stadtgrün in der Planungspraxis als Schlagworte für Grün als Gegenstand der Stadtgestaltung. Demgegenüber wird Grün in der räumlichen Planung anhand von Grün- und Freiflächenkategorisierungen definiert (vgl. Kapitel 5). Auch findet sich im Grünbuch Stadtgrün des BMUB eine Definition. Demnach umfasst Stadtgrün

„(...) alle Formen grüner Freiräume und begrünter Gebäude. Zu den Grünflächen zählen Parkanlagen, Friedhöfe, Kleingärten, Brachflächen, Spielbereiche und Spielplätze, Sportflächen, Straßengrün und Straßenbäume, Siedlungsgrün, Grünflächen an öffentlichen Gebäuden, Naturschutzflächen, Wald und weitere Freiräume, die zur Gliederung und Gestaltung der Stadt entwickelt, erhalten und gepflegt werden müssen. Auch private Gärten und landwirtschaftliche Nutzflächen sind ein wesentlicher Teil des Grüns in den Städten. Auch das Bauwerksgrün mit Fassaden- und Dachgrün, Innenraumbegrünung sowie Pflanzen an und auf Infrastruktureinrichtungen gehören dazu. Alle diese Formen des städtischen Grüns werden auch als ‚Grüne Infrastruktur‘ bezeichnet, da sie – vergleichbar mit der ‚grauen Infrastruktur‘ - zahlreiche wirtschaftliche, soziale und ökologische Leistungen erbringen.“ (BMUB 2015, 7)

Diese additive Definition von Grün findet sich an verschiedensten Stellen des Forschungsfeldes. SWANWICK et al. (2003) diskutieren hierzu Typologien von Grün- und Freiräumen in der Stadt und führen sie zusammen (vgl. Tabelle 2).

Tabelle 2: Haupttypen städtischer Grünräume

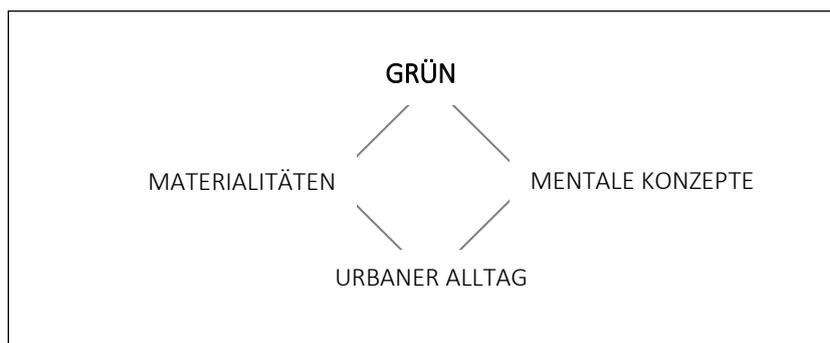
Amenity Green Space	Recreation Green Space	Parks and Gardens, Informal Recreation Areas, Outdoor Sports Areas, Play Areas
	Incidental Green Space	Housing Green Space, Other Incidental Space
	Private Green Space	Domestic Gardens
Functional Green Space	Productive Green Space	Remnant Farmland, City Farms, Allotments
	Burial Grounds	Cemeteries, Churchyards
	Institutional Grounds	School Grounds (including school farms and growing areas), Other Institutional Grounds
Semi-natural Habitats	Wetland	Open/Running Water, Marsh, Fen
	Woodland	Deciduous woodland, Coniferous woodland, Mixed woodland
	Other Habitats	Moor/Heath, Grassland, Disturbed Ground
Linear Green Space		River and Canal Banks, Transport Corridors (road, rail, cycleways and walking routes), Other linear Features (e.g. cliffs)

Quelle: Eigene Darstellung nach SWANWICK et al. 2003, 98

Die Zusammenschau verdeutlicht die Formenvielfalt von Grün im Stadtraum und systematisiert sie nach ihr zugeschriebenen Charakteristika (Amenity and Functional Green Space, Semi-natural Habitats, Linear Green Space). Doch bleibt offen, wie Grün alltagsweltlich erlebt und verstanden wird.

Was unter ‚Grün‘ zu verstehen ist und inwiefern Grün im Kontext eines städtischen Alltagslebens Relevanz erlangt, ist dem Paradigma einer verstehenden Soziologie nach SCHÜTZ (1974) folgend Gegenstand und Ausdruck sozialer Wirklichkeiten. So kann Grün in den Vorstellungen von StadtbewohnerInnen beliebige organische wie anorganische, materielle wie abstrakte Formen umfassen. Begrünung, Bewuchs, Pflanzen, Grünanlagen, Gärten etc. zählen potentiell ebenso dazu wie Grün als Gegenstand von Kunst und Literatur, Stadtplanung oder auch Sinnbilder in Bezug auf Grün. Um die Bedeutung von Grün greifbar zu machen, bedarf es anstelle von Definitionen einer konzeptionellen Schärfung des Verständnisses von Grün als konstitutives Element sozialer Wirklichkeit. Die Frage ist nicht, was Grün ist, sondern wie Grün als Gegenstand sozialer Wirklichkeit sinnhaft angeeignet wird. Relational betrachtet tritt Grün dabei als Entität der Umwelt in einer sinnlich wahrnehmbaren materiellen Form in Erscheinung. Auch ist Grün als abstraktes Konzept dessen, was Grün ist und was mit Grün verbunden wird, Gegenstand des Alltags. Somit ist ‚Grün‘ eine wahrnehmbare und nutzbare Materialität sowie zugleich ein mentales Konzept (vgl. Abbildung 1).

Abbildung 1: Konzeptualisierung von Grün im städtischen Alltag



Quelle: Eigene Darstellung

4. Das Verhältnis von Grün und Natur im Kontext des Städtischen

Grün im städtischen Alltag steht in enger Beziehung zum Begriff ‚Natur‘ (vgl. BÖHME 1989; CASTREE 2001; CHILLA 2005b; KEIL, GRAHAM 1998). Im Allgemeinen meint Natur alles Nicht- Menschgemachte, während die Stadt als ein Ausdruck der Zivilisation einen Gegenpol zur Natur bildet (KEIL, GRAHAM 1998, 108). Grün in der Stadt erscheint demgegenüber als eine hybride Form zwischen gebauter Stadt und natürlicher Umwelt. Grün ist nicht Stadt und nicht Natur und doch beides. Grün ist weder eine ursprüngliche Natur noch etwas vollends Unnatürliches (vgl. CHILLA 2005b). Diese Hybridität spiegelt sich auch in den Begriffen ‚urbanes Grün‘ oder ‚StadtNatur‘ wider, wie sie in der Planung und auch in der Wissenschaft angeführt werden. In einer Betrachtung alltagsweltlicher Konnotation von Natur und StadtNatur spezifizieren HOME et al. (2007, 51), dass Grün in der Stadt zwar als Natur wahrgenommen werde, jedoch stehe in aller Regel nicht der ökologische Beitrag von städtischem Grün als Naturraum im Vordergrund, sondern der Nutzen, der sich aus städtischen Grünräumen für den Einzelnen ergibt. Nach KASPAR (2012, 15) werden städtische Grünräume als eine pragmatische Ersatzlösung in Ermangelung an Naturräumen in der Stadt verstanden und auch wertgeschätzt. RINK (2008, 502) stellt heraus, dass StadtbewohnerInnen eine klare Vorstellung von dem Verhältnis von Stadt und Natur haben und identifiziert sechs Bereiche, mit denen StadtNatur assoziiert wird. (1) Unter anderem beschreiben sie StadtNatur als gestaltete oder künstlich geschaffene Natur, die zum Stadtbild dazu gehört. (2) Unter StadtNatur fällt „alles, was grün ist in der Stadt“ (RINK 2008, 494). Dabei werden mit Grün vorwiegend Vegetationsformen angesprochen. (3) Auch wird StadtNatur mit öffentlichem Raum assoziiert, welcher Funktionen erfüllt (Sport, Spiel, Erholung etc.) und der Zuständigkeit der Kommune unterliegt. (4) Zudem wird StadtNatur auch hier als Ersatz-Natur thematisiert, die deutlich kleiner ausfällt, keine ungestörte Umgebung bietet und daher als Kompromiss zu einer ‚wirklichen‘ Natur fungiert. (5) Nicht zuletzt ist StadtNatur eine Alltags-Natur, die alltäglich ohne große Ansprüche wahrgenommen oder genutzt wird, wobei jedoch (6) eine hohe Formenvielfalt der StadtNatur hervortritt (RINK 2008, 495). Diese Auflistung zeigt, dass StadtNatur zugleich materiell und abstrakt bestimmt ist. So verweist das begriffliche Konzept StadtNatur, wie auch analog hierzu Grün, auf bestimmte materielle Eigenschaften und Konstellationen und ist zugleich Träger eines symbolischen, affektiven, normativen oder ähnlich benennbaren Sinngehalts (CHILLA 2005a, 185). Um zu konkretisieren, nach welchen Logiken das Begriffsverständnis von Grün im Alltäglichen hergestellt wird, seien im Folgenden Ansätze angeführt, die das Verhältnis von Stadt und Natur zu erklären versuchen. Hierzu erfolgt zunächst eine sozialtheoretische Aufarbeitung des hybriden Charakters von Grün in der Stadt. Hieran schließt sich eine Aufarbeitung der Konstitution von Grün in Abhängigkeit von gesellschaftlichen Naturkonzepten an.

4.1 Antagonismus von Stadt und Grün

Ansätze der sozialtheoretischen Stadtforschung versuchen das Verhältnis von städtischem Grün und Natur zu bestimmen und gehen von einem intrinsischen Natur-Bedürfnis des Menschen aus, ohne dass Natur hierbei näher definiert wird (TESSIN 2011, 70ff.; WARD THOMPSON 2002, 64). Hier widmen sich LEFÈBVRE und FOUCAULT den Spezifika von Grün im Kontext des Urbanen und versuchen den Widerspruch zwischen Natur und städtisch überformter Umwelt begrifflich zu fassen.

LEFÈBVRE geht von einer Natur als etwas den Menschen Vorgängiges aus. Demnach finden sich im Stadtraum nur noch residuale Erinnerungen an eine einst existente ursprüngliche Natur. Die residualen Erinnerungen erscheinen überwiegend als künstliche oder künstlerische Abbilder der Natur. Während die Natur schwindet, wird sie durch Symbole der Natur ersetzt. Diese Symbole würden massenhaft hergestellt und verkauft, wie Bäume und Pflanzen oder Parfüm. Dabei sei die kommerzielle Gesellschaft eingenommen von einer ‚ideologischen Vernatürlichung‘: „Jede Werbung, ob sie Nahrungsmittel, Textilien, Wohnungen oder Urlaube betrifft, bezieht sich unablässig auf Natur.“ (LEFÈBVRE 1972, 33) LEFÈBVRE geht davon aus, dass der Mensch die Natur benötigt, die jedoch in einer urbanisierten Gesellschaft nicht zu finden ist. Stattdessen entstehen neue Formen der Natur in Gestalt von Stadtgrün. Sie bilden eine „*U-topie der Natur*“ als Notwendigkeit zur Kompensation menschlicher Entfremdung infolge der Urbanisierung der Gesellschaft in den 1970er Jahren (LEFÈBVRE 1972, 32). Auch identifiziert Lefèbvre eine Ablehnung jeder Ausprägungen einer ursprünglichen Natur in der Stadt: „Sobald Park und (öffentlicher) Garten nicht einer aus Produktion und Industrie stammenden Rationalität unterworfen sind, sobald sie nicht neutralisiert und zur ‚Grünfläche‘ einer knausrigen, parodistischen Geometrie reduziert werden, suggerieren sie eine absolute, unzugängliche Natur (...).“ (LEFÈBVRE 1972, 142) Die Grünflächen in der Stadt sieht Lefèbvre als Illusion oder fiktive Natur und schreibt ihnen somit einen utopischen Charakter zu. Grün verweist auf etwas, das es in der Stadt nicht geben kann: „Wie steht es denn mit diesen Gärten und Parks, die zum Stadtbild von Paris, London, Tokio oder New York genauso gehören wie die Plätze und das Straßennetz? Sollte sich in diesen Räumen eine Art Zug-um-Zug-Beziehung zwischen Stadt und Land aufbauen? Sind sie vielleicht die vernunftbedingte Re-Präsentantin eines Anderswo, die U-topie der Natur?“ (LEFÈBVRE 1972, 32) Dabei meint Lefèbvre mit einer U-topie „Nicht-Orte, den Ort dessen, was nicht stattfindet und keine Statt hat, den Ort des Anderswo.“ (LEFÈBVRE 1972, 139) Bezogen auf städtisches Grün konkretisiert er: „Parks und Gärten, die in den städtischen Raum eingeschaltet sind, lassen die verschiedenen ‚Anderswo‘ sichtbar, fühlbar, lesbar werden.“ (LEFÈBVRE 1972, 141)

Das von LEFÈBVRE geschilderte Verständnis von Grün in der Stadt benennt TESSIN (2008) für die Gesellschaft der Gegenwart auf ähnliche Weise. Grün erscheint im Stadtraum demnach als domestiziertes Grün und bildet eine Vortäuschung von Natur, die dem Verlangen der Stadtgesellschaft nach Natur als Ersatz gerecht werden soll, dabei jedoch auf ästhetische Aspekte reduziert wird (TESSIN 2008, 24). „Mit städtischem Grün als in der Stadt symbolisch aufgehobener Natur, als Naturversprechen (bzw. Naturreminiszenz) verbinden sich, dem facettenreichen und widersprüchlichen Verhältnis des verstädterten Menschen zur Natur entsprechend, eine Unzahl von Assoziationen, Gefühlen und Einstellungen, die zwar in der Regel auf der Ebene eines ‘Grün-ist-schön-Klischees’, also weitgehend unbewusst bleiben (...).“ (TESSIN 2008, 24) Als Gegenbild zum Stadtleben verspricht die Natur Bedürfnisse nach Ruhe, Ausgleich, Reinheit, Schönheit und Gesundheit zu erfüllen (TESSIN 2008, 25). In der assoziativen Verknüpfung mit der Natur wird Grün zu einem Symbol für Leben. Als anschaulich-konkrete Versinnbildlichung des Ablaufes von (Jahres-)Zeiten schafft Grün eine „zyklisch-wandelnde Kulisse“ (TESSIN 2008, 24). Auch drückt ein von Menschenhand geformtes Grün in der Stadt die Naturbeherrschung der Gesellschaft und die Überlegenheit des Menschen gegenüber der Natur aus (TESSIN 2008, 25). Daneben wird Grün als Symbol der Kompensation einer geschändeten Natur und der Bereinigung eines ‚schlechten Gewissens‘ infolge menschlicher Naturzerstörung betrachtet (vgl. BAHRDT 1974).

Mancherorts wird die gestalterische Konstruktion von Natur in der Stadt als kunstvolle Elemente auf die Spitze getrieben. Diese Elemente sollen nicht Natur imitieren oder auf sie verweisen, sondern sie übertreffen und als städtebauliches Element zur Inszenierung von Design und Ästhetik dienen. Der Begriff der *Hypernatur* benennt eben diese Artifizierung von Natur als „(...) an exaggerated version of constructed nature“ (MEYER 2008, 17). Betrachtet als konstruierte Natur sind städtische Grünräume hybride Verschmelzungen von städtischer Kultur und ursprünglicher Natur (ZIERHOFER 2003, 211), wobei die Ursprünglichkeit symbolisch zu verstehen ist. Durch Stilisierung des Natürlichen wird Grün zu einem hybriden Gebilde, welches in Relation zu Naturvorstellungen geformt wird, wie sie aus Kultur und Gesellschaft hervorgehen (zum Begriff der Hybridität vgl. WHATMORE 2002). Mit FOUCAULT lässt sich Grün im Stadtraum als *Heterotopie* beschreiben: „Es gibt gleichfalls (...) wirkliche Orte, wirksame Orte, die in die Einrichtung der Gesellschaft hineingezeichnet sind, sozusagen Gegenplatzierungen oder Widerlager, tatsächlich realisierte Utopien, in denen die wirklichen Plätze innerhalb der Kultur gleichzeitig repräsentiert, bestritten und gewendet sind (...). Weil diese Orte ganz andere sind als alle Plätze, die sie reflektieren oder von denen sie sprechen, nenne ich sie im Gegensatz zu den Utopien die Heterotopien.“ (FOUCAULT 1992a, 39) Dabei nennt FOUCAULT den Garten als eine der ältesten Heterotopien, welche als Repräsentation auf andere Orte und Zeiten und Kulturen verweist (FOUCAULT

1992a, 42). Verstanden als Heterotopie sind grüne Orte wirkliche Orte, die als Gegenplatzierung fungieren und dabei andere Plätze repräsentieren, wie vor allem die unbesiedelte und nicht von Menschen geformte Natur, wie es sie einst gab, jedoch in der Stadt nicht geben kann und wie sie vielleicht an anderen Orten noch zu finden ist. Weiter stellt FOUCAULT heraus: „Heterotopien besitzen die Fähigkeit, mehrere reale Räume, mehrere Orte, die eigentlich nicht miteinander verträglich sind, an einem einzigen Ort nebeneinander zu stellen.“ (FOUCAULT 2006, 324) So verweist Grün im Stadtraum auf eine Naturnähe, wenngleich eine Naturnähe und ein städtisches Alltagsleben im Widerspruch stehen.

Die Ansätze einer U-topie der Natur, einer Hypernatur oder einer Heterotopie gehen davon aus, dass der Mensch in seiner Veranlagung nach Natur strebt und dabei Grün als Verweis auf eine Natur instrumentalisiert, um einen Mangel an Grün zu kompensieren und dem Naturbedürfnis auch in der Stadt nachzukommen. Demnach ist Grün zur Herstellung eines Naturbezugs im städtischen Alltag elementar, wenngleich Grün nur ein künstliches Abbild der Natur liefert. In den aufgeführten Argumentationen wird von einem feststehenden Natur-Begriff ausgegangen, welcher in seiner Bedeutung weitgehend unreflektiert bleibt. Hier bedarf es einer erweiterten Auseinandersetzung mit dem Begriffsverständnis von Natur.

4.2 Dualität und Metabolismus von Natur und Stadt

Das Verhältnis von Natur und Stadt ist Gegenstand der Umweltsoziologie (vgl. u.a. BRAND 1998; BRAND 2014; DIEKMANN, JAEGER 1996; DUNLAP et al. 2002; GROSS 2011) und der Erforschung gesellschaftlicher Naturverhältnisse (vgl. u.a. BECKER, JAHN 2006; GÖRG 1999). Gleichzeitig ist die Beziehung von Mensch und Umwelt Gegenstand der interdisziplinären Forschungsfelder der Humanökologie (vgl. u.a. GLAESER 1989; MEUSBURGER, SCHWAN 2003; SERBSER 2003) und der (urbanen) politischen Ökologie (vgl. u.a. ESCOBAR 2005; HEYNEN et al. 2006a; KEIL 2013; SWYNGEDOUW, HEYNEN 2003; ZIMMER 2010). In der Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Grün in der Stadt und Natur stellt sich zunächst die Frage nach dem Wesen von Natur. Existiert eine Art ursprüngliche Natur? Lässt sich Natur dinglich definieren? Oder ist Natur ein soziales Konstrukt? Zur Annäherung an diese Fragen lässt sich der ontologische Status von Natur überblickhaft anhand von Positionen des historischen Materialismus und des Konstruktivismus aufarbeiten.

Dualität von Natur und Stadt

Das Verhältnis von Natur und Stadt lässt sich, wie unter anderem LEFÈBVRE (1966) ausführt, durch die Differenzierung einer ersten und einer zweiten Natur beschreiben. Dabei geht LEFÈBVRE von der Existenz einer materiell definierten Natur aus. Die erste Natur beschreibt

LEFÈBVRE als ursprüngliche, von dem Menschen weitgehend unberührte und unversehrte Natur. Damit definiert sich Natur über Unberührtheit und Ursprünglichkeit. In einer urbanisierten Gesellschaft ist diese erste Natur fast vollständig überformt und damit nicht mehr existent. Die Urbanisierung der Gesellschaft bringt eine Verdrängung von der ersten Natur und zugleich eine Beherrschung derselben (LEFÈBVRE 1966, 95). Aus der ersten Natur wird eine zweite Natur, die urbane Natur. Zur Hervorbringung dieser zweiten Natur wurde auf die erste Natur als Ressource zurückgegriffen, sodass die zweite Natur aus der ersten Natur hervorgegangen ist (SCHMID 2005, 252). Städte sind demnach „angeeignete und gestalte Natur“ (BÖHME 1989, 71). Nach CASTREE (2001, 5) hält sich im Common Sense eine Dichotomie von Natur und Gesellschaft und hierauf aufbauend Natur und Stadt aufrecht. Dabei ist die Natur auf unerklärliche Weise ursprünglich gegeben und steht außerhalb der Gesellschaft. Die Natur ist alles Nicht-Menschgemachte und bildet die Umwelt des Menschen (CASTREE 2001, 5). Dieser Dualität folgend liegt das Wesen der Natur in seiner Ursprünglichkeit und in seinem Eigenleben als ein Gedeihen oder Bestehen ohne menschliches Einwirken. So ist Natur all jenes ‚wildes‘ Grün, das sich ohne das Zutun des Menschen entwickelt. Dabei drückt sich das Wilde vor allem in einer Unkontrollierbarkeit durch den Menschen aus (HEILAND 2006, 34). In Abgrenzung hierzu gilt gepflanztes Grün als künstlich angelegt und damit nicht als natürlich im Sinne einer wilden und ursprünglichen Natur (CHILLA 2005a, 183). Dort wiederum, wo sich Grün ausbreitet und ein Eigenleben zu entwickeln scheint, kommt Grün auch in der Stadt eine Natürlichkeit zu im Sinne einer Autarkie gegenüber dem Menschen oder gar ein Unterlaufen menschlicher Züchtigung. Dieser dualistischen Sichtweise steht eine Betrachtung von Natur als Gefüge gegenüber, wonach alle Entitäten der Natur zuzuordnen sind (CASTREE 2001, 7).

Grün und Stadt als Metabolismus

In einer Betrachtung ökosystemarer Zusammenhänge löst sich eine Trennung zwischen Natürlichem und Unnatürlichem auf. HARVEY (1996, 186) folgend ist eine städtische Umwelt nicht weniger natürlich als eine Umwelt, die aufgrund eines geringen Grades der Einflussnahme des Menschen als Natur deklariert wird, da sich die städtische Umwelt nicht außerhalb ökosystemarer Zusammenhänge fassen lässt. Demnach ist Grün, wie auch das, was als Natur definiert wird, und ebenso wie die gebaute Umwelt, Teil eines kontingenten Ökosystems. Auch lässt sich die Gesellschaft nicht außerhalb des Ökosystems denken. In Analogie zu den Naturwissenschaften zeigt sich die wechselseitige Bedingtheit von Natur und Gesellschaft als Metabolismus (vgl. HEYNEN et al. 2006a; WEICHHART 2003). Der Mensch ist an die materielle Welt gebunden, sowohl in seiner körperlichen Existenz als auch im Lebensvollzug. Er ist auf physisch-stoffliche Ressourcen angewiesen und nutzt die materielle Welt als Handlungsressource. Damit wird der Umwelt eine stofflich-materielle

Dimension zugesprochen, die für das Subjekt praktisch wirksam werden kann. Auch ist der Körper selbst Bestandteil der materiellen Welt (WEICHHART 2003, 21). Der Mensch ist eine Triebkraft der Veränderungen im Ökosystem, gleichzeitig erbringt das Ökosystem existenzielle Funktionen wie die Versorgung mit Ressourcen, sodass der Mensch in Abhängigkeit zum Ökosystem steht (vgl. LOSSAU et al. 2014, 41). Ebenso lässt sich Grün als Bestandteil des Ökosystems begreifen, in dem der Mensch Grün formt, während er zugleich abhängig ist von dem Beitrag, den Grün innerhalb des Ökosystems leistet.

Aufbauend auf diese Interdependenzen weist HARVEY (1996) darauf hin, dass sich Natur wie auch Grün in der Stadt nicht ohne gesellschaftliche Zusammenhänge denken lässt. Städtische Natur wird hervorgebracht in wechselseitig bedingten Prozessen gesellschaftlicher, physischer und stofflicher Veränderungen. Demnach ist die städtische Umwelt ein Resultat historisch-geographischer Prozesse einer Urbanisierung der Natur (vgl. HEYNEN et al. 2006b, 5). „The production of the city through socio-environmental changes results in the continuous production of new urban ‚natures‘, of new urban social and physical environmental conditions (...).“ (HEYNEN et al. 2006b, 4) So bildet auch Grün „specific historical results of socio-environmental processes“ (HEYNEN et al. 2006b, 4). Das ‚Gesellschaftliche‘ wiederum wird in Deutungen von Natur und Grün und hieraus resultierenden Umgangsformen und materiellen Ausformungen konkret. WEICHHART (2003, 16) spricht von einem Doppelcharakter gesellschaftlicher Naturverhältnisse: die Natur ist eine stoffliche Ressource, zu der er in struktureller Beziehung steht. Zugleich ist die Natur Träger von symbolischen Bedeutungen dessen, was unter Natur verstanden wird (WEICHHART 2003, 16).

4.3 Konstruktion und Materialisierung von Naturkonzepten

Konstruktivistisch betrachtet ist Natur, ebenso wie Grün, ein soziales Konzept. Das Verständnis von Natur steht in Abhängigkeit zu gesellschaftlichen und kulturellen Kontexten und ist ein „geschichtlich-kulturelles Produkt, in Form von Klassifikationen, Symbolen und Mythen“ (FLITNER 1998, 90). Demnach kann Natur nicht vor der sozialen Konstruktion dessen, was Natur ist, existieren (FLITNER 1998, 89). Auch existiert Natur nicht in einer ursprünglichen Form, sondern die Ursprünglichkeit wird als Eigenschaft definiert. Vorstellungen von Natur sind verbunden mit einem kategorisierenden und normativen Sinngehalt, welcher soziale Wirklichkeit ausformt (FLITNER 1998). „Die angeeignete, sozial gewordene Natur wird demnach sekundär objektiviert durch die Symbolisierung und die Versprachlichung der Erfahrung sowie durch die Routinisierung und Habitualisierung von Handlungen.“ (FLITNER 1998, 90) Welche Relevanz Grün zukommt und in welchem Verhältnis Grün, Natur und Stadt zueinander stehen, erschließt sich somit durch die Aufarbeitung von Objektivierungen, wie sie sich im Alltäglichen wiederfinden.

Diskursive Zuschreibungen

Im Alltagsverständnis ist der Naturbegriff mit einer bestimmten Konnotation versehen, die selten hinterfragt wird. Unter diesem Selbstverständnis können nach GANDY (2006, 62) zwei Ausprägungen differenziert werden: „(...) on the one hand, the term nature is used to denote a menagerie of concrete forms ranging from the human body to parks, gardens or complete ecosystems; and on the other hand, nature is evoked as an ideological and metaphorical schema for the interpretation of reality.” Hier umschreibt GANDY (2006) das Wesen von Natur als *Ecological Imaginary*: „The ecological imaginary, which comprises a cluster of dichotomous, ethological and neo-romantic readings of nature, remains rooted in organicist conceptions of urban space.” (GANDY 2006, 70) Diesen Charakter von Grün und Natur als gesellschaftlich geformt verdeutlicht eine Reflexion der Konzepte von Natur und Grün in ihrer Konstruiertheit (vgl. u.a. CASTREE, BRAUN 2001; CHILLA 2005b; DEMERITT 2002; FLITNER 1998; GERBER 1997; ZIERHOFER 2011).

Begriffliche Konzepte nehmen je nach Kontext unterschiedliche Bedeutungen an, welche jeweils als sinnvoll oder gültig verstanden werden. Anstelle *der* bzw. *einer* Natur bestehen demnach unterschiedlichste Naturkonzepte (ZIERHOFER 2003, 194, 209ff.). Der Sinngehalt dieser Konzepte entsteht im Diskurs als „Verständigungsverfahren innerhalb der gesellschaftlichen Teilbereiche wie Wissenschaft, medialer Öffentlichkeit, Gesellschaft, Politik usw., aber auch die Kommunikation dieser Bereiche untereinander“ (CHILLA 2005a, 184). Dabei umfasst der Diskurs die gesamte Kommunikation, wie sie sich in einer Gesellschaft vollzieht, und bezieht sich auf alle Inhalte und Kommunikationsteilnehmenden, die sich aus sprachlicher wie schriftlicher Kommunikation sowie nonverbaler Kommunikation über Bilder und Symbole ereignet (CHILLA 2005a, 189). Im Diskurs wird ein Sinngehalt als objektiv gegebene Wirklichkeit erzeugt. Gesellschaftliche Wahrheiten werden als sozial geteilte, objektivierte Aussagen geformt, wie etwa Vorstellungen, was Grün ist und wie es zu sein hat (GERBER 1997, 2). Diese Wahrheiten sind nicht festgeschrieben. Im Diskurs wird Wirklichkeit stetig verändert, indem Aushandlungen Deutungen und ihre Gültigkeit fortwährend formen. „Indem bestimmte Diskurse hegemonial und andere marginalisiert werden, werden bestimmte Wahrheiten und letztlich bestimmte soziale Wirklichkeiten hergestellt.“ (GLASZE, MATTISSEK 2009, 12) Demnach wird auch das Verständnis von Grün in unterschiedlichsten Lebensbereichen fortwährend diskursiv geformt. Unter dem Blickwinkel der Konstruiertheit unterschiedlicher Deutungsweisen von Grün im städtischen Alltag lassen sich auch Natur, Stadt und Stadtnatur als Konzepte betrachten, die zur Konstruktion sozialer Wirklichkeit beitragen. Ebenso wie die Forschung theoretische Erklärungen liefert, bestehen auch Alltagstheorien bezüglich des Wesens und der Relevanz von Grün (vgl. LOSSAU, WINTER 2011). Diese werden im gesellschaftlichen Diskurs ausgeformt und konstituieren soziale Wirklichkeit. Gleichzeitig werden sie im Alltäglichen handlungswirksam, indem sie als Referenz für das alltägliche Tun dienen.

Materielle Implikationen von Natur-Konzepten

Diskursive Konzepte konstituieren nicht nur soziale Wirklichkeit auf mental-abstrakter Ebene. Sie werden zugleich praktisch wirksam, indem sie Einstellungen und Werthaltungen prägen, die Handlungsweisen anleiten und legitimieren. Ebenso werden durch diskursiv geformte Sinnzuschreibungen Handlungsweisen in Bezug auf Grün beeinflusst. Hier beschäftigt sich der Forschungszweig der Politischen Ökologie mit der Frage, wie Mensch-Umwelt-Verhältnisse verhandelt werden und wie in der Konsequenz mit der Natur, der Umwelt oder allgemein mit ökologischen Fragestellungen umgegangen wird (vgl. u.a. BERGER 2003; CASTREE 2001; ESCOBAR 2005; HEYNEN et al. 2006a; KRINGS, MÜLLER 2001; MACNAGHTEN, URRY 1998). Der Grundposition dieser Ansätze folgend sind Natur und Gesellschaft stets zusammen zu denken. Natur besteht nicht außerhalb der Gesellschaft, sondern „the actually existing socionatural conditions are always the result of intricate transformations of pre-existing configurations that are themselves inherently natural and social“ (SWYNGEDOUW 1999, 445). In einer Reflexion von Natur als sozial hervorgebracht treten Machtbeziehungen und Deutungshoheiten sowie die hiermit verbundene Legitimation von Handlungsweisen hervor. „Social beings necessarily produce natures as the outcome of socio-physical processes that are themselves constituted through myriad relations of political power and express a variety of cultural meanings.“ (HEYNEN et al. 2006b, 7) Diese Beziehungen gilt es transparent zu machen. „From a progressive or emancipatory position, then, urban political ecology asks questions about who produces what kind of socioecological configurations for whom.“ (HEYNEN et al. 2006b, 2) Damit verschiebt sich die Frage, was Natur sei, zu der Frage, welche Bedeutung Naturkonzepte den physischen Elementen der Umwelt zuschreiben und welche Handlungsweisen hieraus hervorgehen (vgl. DEMERITT 2002). So kommen etwa im Umgang mit Grün gesellschaftliche Naturverhältnisse zum Ausdruck, die im Wertesystem verankert sind (PETROW 2012, 815). Auch kann sich ein sozial geteiltes Selbstverständnis von Grün in der Durchsetzungskraft bestimmter Interessen niederschlagen. Zugleich können Zuschreibungen im Widerspruch zu anderen Auffassungen stehen und hierdurch Konflikte auslösen (FLITNER 1998, 93). Eine Reflexion der Bezugnahme auf gesellschaftliche Naturkonzepte kann hier aufzeigen, inwiefern in der sinnhaften Aneignung von Grün gesellschaftliche Zuschreibungen wirksam werden. So lässt sich fragen, inwiefern dominante Konzepte von Grün die Bedeutungszuschreibungen im Alltag konstituieren und wie Handlungsweisen hierdurch geprägt werden (CHILLA 2005a, 185).

III. GRÜN ALS GEGENSTAND DER PLANUNG

In einer Annäherung an die Relevanz von Grün im städtischen Alltag lässt sich fragen, wie Grün im Stadtraum in Erscheinung tritt. Hier wird die Erscheinungsform von Grün wesentlich durch die Planung geprägt. Der folgende Abschnitt zeigt auf, wie Grün als Gegenstand der Planung aufgegriffen wird. Auch verdeutlicht eine Zusammenschau planerischer Hervorbringungen von Grün die Vielfalt, in der Grün im Stadtraum erfahrbar ist. Anschließend wird die Frage aufgeworfen, inwiefern planerisch hervorgebrachte Stadträume die Belange der Bürgerschaft bedienen. Hiermit einhergehend werden etablierte planerische Praktiken infrage gestellt und Planungsansätze angeführt, welche Anknüpfungen zur Ausgestaltung lebenswerter Stadträume versprechen.

5. Grün im Spiegel der Stadtplanung

In der Entwicklung von Stadträumen wird Grün in unterschiedlichen Instanzen fachlich konzipiert und als physischer Bestandteil des Stadtraums etabliert. Zugleich folgt der planerische Umgang mit Grün normativen Konzepten gesellschaftlicher Naturverhältnisse. Eine Reflexion derselben zeigt, nach welchen Grundhaltungen Grün in der Stadt verhandelt wird und wie infolgedessen Entscheidungen als rational richtig konstruiert werden (vgl. TAYLOR 1980). Das unterschiedliche planerische Selbstverständnis im Umgang mit Grün wiederum schlägt sich in rezent erlebbaren Grünformen nieder und prägt so das Alltagsleben der Gegenwart. Während die Freiraumplanung die Entwicklung von Stadträumen unter übergeordneten planerischen Zielen verfolgt und Nutzungsräume gliedert, ist die Ausgestaltung von Grün- und Freiräumen in ihrer optischen Erscheinung Gegenstand der Landschaftsplanung und der Landschaftsarchitektur (vgl. u.a. NOHL 2001). Hier werden epochale Gestaltungsformen hervorgebracht und reproduziert. Dabei werden die Gestaltungsformen aufgrund der Erscheinung, der ästhetischen und atmosphärischen Wirkung auf unterschiedliche Weise erlebt (zur Landschaftsgestaltung vgl. u.a. JIRKU 2013; MACHULE, USADEL 2011; ZEPF 2015). Dieser Zusammenhang wird in einer Reflexion der Genese von Grünräumen deutlich, wie sie gegenwärtig im Stadtbild erscheinen. Auch ist die Gestaltung von Grünräumen Gegenstand rezenter Diskurse einer partizipativen Ausrichtung der Freiraumplanung.

5.1 Verortung von Grün in der räumlichen Planung

Die Entwicklung von Grün, wie es in der Stadt in Erscheinung tritt, ist primär Gegenstand der kommunalen Freiraumplanung (vgl. KLAFFKE 2005). Das Feld der Freiraumplanung widmet sich der Entwicklung und dem Erhalt von Freiräumen und damit auch von Grün in der Stadt. Dabei ist der Freiraum im Gegensatz zum Siedlungsraum „der Teil der Erdoberfläche, der in naturnahem Zustand ist oder dessen Nutzung mit seiner ökologischen Grundfunktion überwiegend verträglich ist (z. B. Land- und Forstwirtschaft, Fischerei)“ (RITTER 2005, 336). Freiräume sollen die Leistungsfähigkeit des Naturhaushalts sicherstellen und zur Erhaltung oder Regeneration der natürlichen Ressourcen beitragen (vgl. RITTER 2005, 336). Freiräume in Gestalt von unbebauten und unversiegelten Flächen innerhalb des Siedlungsraumes werden als *Grün- oder Freiflächen* bezeichnet (RITTER 2005, 336). Freiräume innerhalb des Siedlungsgebietes schließen private wie öffentliche und halböffentliche Räume mit ein und umfassen nach KLAFFKE (2005, 340):

- private Gärten (Balkons, Terrassen, Gärten am Haus, Mietergärten, Kleingärten, Grablandgärten)
- Siedlungsgrün (private, halböffentliche und öffentliche Freiräume im Wohnumfeld)
- Straßenräume und Plätze
- öffentliche Gärten und Parks
- Grünzüge und Grünverbindungen
- Friedhöfe
- unbebaute Kulturlandschaft (landwirtschaftliche Flächen, Wälder, Gewässer)
- Brachflächen
- Naturschutzflächen
- überwiegend unbebaute Funktionsflächen (Spiel- und Sportplätze, Freizeitanlagen, zoologische oder botanische Gärten, Immissionsschutzflächen, Außenanlagen an Schulen, Kindertagesstätten, Krankenhäusern und anderen öffentlichen Einrichtungen).

Die Freiraumplanung bildet sich aus der Schnittmenge unterschiedlicher Planungsgrundlagen. Die Belange der Freiraumentwicklung sind im Raumordnungsrecht, im Baurecht und im Naturschutzrecht verankert. Hier ist es als normatives Ziel gesetzt, in der Freiraumplanung die Erfordernisse zur ökologischen Entwicklung von Stadträumen zu gewährleisten und dem Naturschutz und der Landschaftspflege zu dienen. Ergänzende Instrumente wie Grünordnungskonzepte oder Freiraumstrukturkonzepte dienen zudem der Schaffung und Sicherung einer hohen Wohnumfeldqualität sowie eines hohen Freizeit- und Erholungswertes (KLAFFKE 2005, 343). Als Ziel der Freiraumplanung gilt neben der Landschaftspflege

und der Achtung von Naturschutzbelangen die Gestaltung einer menschengerechten Stadt durch ein ausgeglichenes Verhältnis von Siedlungsfläche und Freiraum (KLAFFKE 2005, 341). Freiräume dienen nach Maßstäben der räumlichen Planung dem ökologischen Ausgleich im Stadtraum, bieten Freizeit- und Erholungsflächen für die Bevölkerung, gliedern Räume durch Grünschnitten, grüne Wege und Abstandsgrün und sind als weicher Standortfaktor für die Entwicklung von Wirtschafts-Standorten relevant (KLAFFKE 2005, 341).

Aufgrund dieser Funktionalität wird Grün im Kontext der räumlichen Planung auch als ‚Grüne Infrastruktur‘ verstanden, die bestimmte Nutzungsformen bereitstellt. Das Verständnis von Grün als Infrastruktur wird vor allem im britischen Planungswesen herangezogen (GI – Green Infrastructure, vgl. u.a. BENEDICT, MCMAHON 2006; MELL 2008; SYLWESTER 2009; LENNON 2013). BENEDICT, MCMAHON definieren Grüne Infrastruktur sowohl als Begriff als auch als Prozess:

„Used as a noun, green infrastructure refers to an interconnected green space network (including natural areas and features, public and private conservation lands, working lands with conservation values, and other protected open spaces) that is planned and managed for its natural resource values and for the associated benefits it confers to human populations. Used as an adjective, green infrastructure describes a process that promotes a systematic and strategic approach to land conservation at the national, state, regional, and local scales, encouraging land-use planning and practices that are good for nature and for people.“ (BENEDICT, MCMAHON 2006, 3)

Damit wird Grüne Infrastruktur weniger als Annehmlichkeit, sondern normativ als notwendige Ausstattung im Stadtraum verstanden (BENEDICT, MCMAHON 2006, 2). Sie bezieht sich primär auf den unverzichtbaren ökologischen Beitrag von Grün für die Gesellschaft als Netzwerk natürlicher Elemente, „which together enhance ecosystem health and resilience, contribute to biodiversity conservation and benefit human populations through the maintenance and enhancement of ecosystem services.“ (NAUMANN et al. 2011, 14). Im deutschsprachigen Planungsdiskurs wird Grüne Infrastruktur darüber hinaus vermehrt als Gegenstand sozialer und ökonomischer Belange der Stadtentwicklung thematisiert. Sie bietet Nutzungsangebote, leistet eine Versorgungsfunktion und erfüllt damit Bedürfnisse der Stadtgesellschaft. Hier dient Grüne Infrastruktur in erster Linie einer Freizeitnutzung als Erlebnis- und Erholungsraum (PETROW 2012, 806). Dabei sollte sie als öffentliches Gut einer kollektiven Nutzung zur Verfügung stehen (ROSOL 2011). Auch bildet Grüne Infrastruktur ein Ausstattungsmerkmal, dessen Vorhandensein zur Herstellung gleichwertiger Lebensverhältnisse in allen Teilräumen zu gewährleisten ist (FLADE 2006, 2009). Daneben ist Grüne Infrastruktur ein öffentlich bereitgestelltes Kapital, das als Standortfaktor zur positiven Bewertung von Immobilien- und Wirtschaftsstandorten beitragen kann (ERDMANN, SCHÄFFER 2015; FREY 2005).

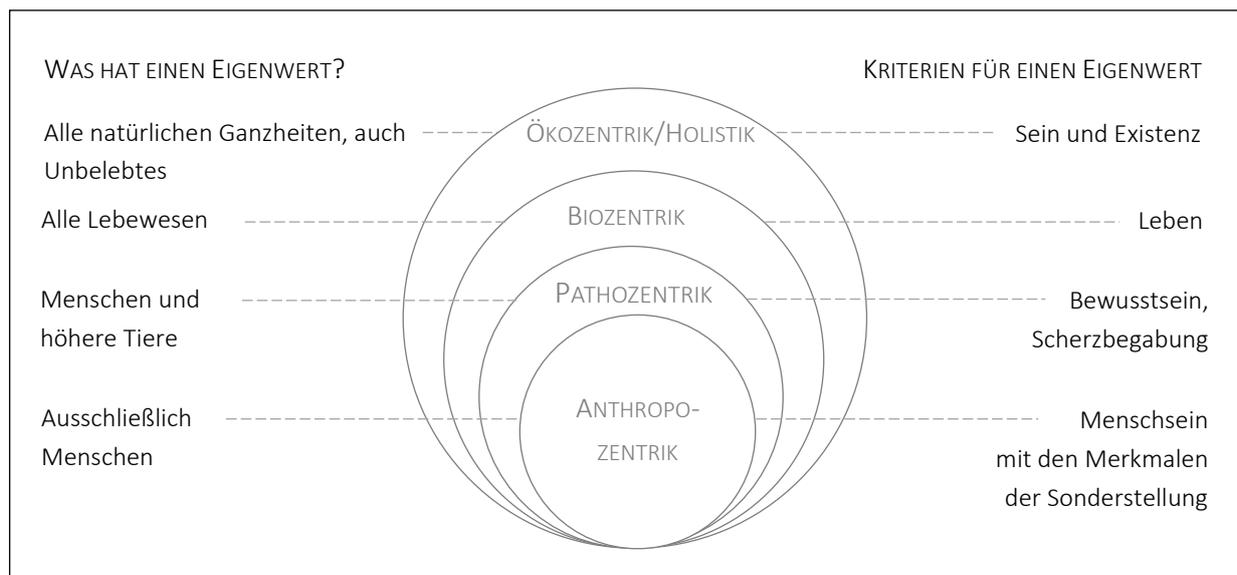
5.2 Normative Naturkonzepte im Umgang mit Grün

Die planerische Entwicklung von Grün im Stadtraum ist gerahmt von normativen Maßstäben, in denen Grün- und Freiräume überwiegend als Natur oder naturnahe Flächen konzeptualisiert werden (HEILAND 2006, 34). Grün- und Freiräume sollen im Stadtraum ökologische und soziale Funktionen erbringen, die allgemein Naturräumen zukommen. Hierauf aufbauend basieren die Maßstäbe planerischer Abwägungen in vielen Belangen auf normativen Naturkonzepten, welche den Umgang mit Grün nach ethischen und moralischen Kriterien legitimieren. Das hier verankerte Naturverständnis drückt zugleich aus, in welchem Verhältnis Natur und Gesellschaft zueinander stehen, welchen Stellenwert die Natur hat, und welche Funktion der Natur zukommt (vgl. TREPL 1998).

Normative der Umweltethik

Die planerische Entwicklung von Stadträumen orientiert sich an normativen und ideologischen Ausrichtungen, welche auf philosophischen Grundfragen basieren (vgl. TAYLOR 1980). Eine Aufarbeitung gesellschaftlicher Naturkonzepte sowie eine Offenlegung hieraus resultierender normativer Handlungsmaßstäbe findet sich in der Umweltethik (vgl. u.a. KREBS 1997a; VOGT 2013). Hier lässt sich zwischen einem *instrumentellen Wert* und einem *moralischen Selbstwert* der Natur unterscheiden (OTT 2013, 152). Beide sind mit spezifischen Weltansichten auf die Natur verbunden, wie sie in Abbildung 2 gegenübergestellt werden.

Abbildung 2: Ethische Naturkonzepte im Überblick



Quelle: Eigene Darstellung nach EPEL 2009, 138

In einem *anthropozentrischen Weltbild* besitzt die Natur einen instrumentellen Wert im Sinne eines gesellschaftlichen Nutzens. Sie hat jedoch keinen moralischen Selbstwert, nach dem ihr auch außerhalb eines gesellschaftlichen Nutzens eine Daseinsberechtigung zukommt und nach der sie einer Rücksichtnahme bedarf (KREBS 1997b). Dem Anthropozentrismus folgend steht der Mensch im Mittelpunkt aller Interessen, während die Natur an den Belangen des Menschen ausgerichtet wird, um ihm dienlich zu sein. Erst indem die Natur zu einem ‚guten Leben‘ beiträgt, erlangt diese eine Wertigkeit. So folgt diese Weltsicht der moralisch legitimierten Vorstellung, dass der Mensch die Natur beherrscht und für einen maximalen positiven Nutzen instrumentalisiert (FENNER 2010, 120). Der instrumentelle Wert der Natur besteht dabei in der Funktion als Lieferant von Rohstoffen, als Lebensgrundlage zur Erfüllung physiologischer Grundbedürfnisse, als Quelle von Erholung und Freizeit sowie in dem Potential zur Kompensation von Schadstoffeinträgen in die Umwelt (FENNER 2010, 127). Darüber hinaus konkretisiert sich der Wert der Natur in einem ästhetischen sowie in einem moralpädagogischen Wert. Der ästhetische Wert liegt in dem Erfahren des Naturschönen als eine Quelle sinnlich-ästhetischen Genusses und persönlichen Glücks: „Das Naturschöne ist ein Ort erfüllter Zeit. Schöne Natur, heißt das, ist kein Mittel zum Glück, sie ist eine Form des Glücks.“ (SEEL 1997, 316) Der moralpädagogische Wert bezieht sich auf eine angenommene moralerzieherische Festigung, die sich im Umgang mit der Natur entfaltet und ein sozialetisch gerechtes zwischenmenschliches Zusammenleben befördert (KREBS 1997b, 375). Ein rücksichtsvoller Umgang mit der Natur wird aufbauend auf KANT als Ausdruck der Fähigkeit zur Empathie und der Übernahme einer moralischen Verantwortung gedeutet. Wer respektvoll mit der Natur umgeht, so die Annahme, sei auch in der Lage, seinen Mitmenschen respektvoll gegenüberzutreten (FENNER 2010, 133).

Der Anthropozentrismus ist weitreichend etabliert und prägt politische und planerische Entscheidungen der Stadtentwicklung. Dabei besteht das Bewusstsein, dass der Mensch die Natur unter dem Ziel der Sicherung der menschlichen Lebensgrundlage schützen muss. Der Schutz der Natur erfolgt demnach zum Schutz des Menschen und nicht der Natur um ihrer selbst willen (BRENNER 1998). Demgegenüber lassen sich gesellschaftliche wie auch politisch motivierte Strömungen finden, die einen Umbruch zu einem *physiozentrischen Weltbild* propagieren. Dieses stellt ein Gegenbild zum Anthropozentrismus dar und geht zurück auf Albert SCHWEITZERS ethische Vorstellung einer Ehrfurcht vor jeder Kreatur (vgl. BALSIGER 2007). In der Kritik am Anthropozentrismus wird infrage gestellt,

„(...) ob der Zustand der außermenschlichen Natur, die Biosphäre als Ganzes und in ihren Teilen, die jetzt unserer Macht unterworfen ist, eben damit ein menschliches Treugut geworden ist und so etwas wie einen moralischen Anspruch an uns hat – nicht nur um unsretwillen [sic!], sondern auch um ihrer selbst willen und aus eigenem Recht.“ (JONAS 1989, 29)

In Hinblick auf die Verantwortung des Menschen gegenüber der Natur schreibt der Physiozentrismus sowohl einzelnen Lebewesen also auch ökosystemaren Gefügen einen moralischen Selbstwert zu. Dabei lassen sich drei Varianten des Physiozentrismus differenzieren (vgl. OTT 2013, 150). Sie unterscheiden sich hierarchisch in den Ausprägungen, die einen Selbstwert der Natur rechtfertigen. Der *Pathozentrismus* schreibt allen Lebewesen einen Eigenwert zu, die ein Schmerzempfinden haben. Der *Biozentrismus* sieht in allen Lebewesen einen Eigenwert. Im *Holismus*, auch *Ökozentrismus* genannt, ist allein das Sein und die Existenz ein hinreichendes Kriterium, um einen Eigenwert zu erkennen. Somit wird auch Unbelebtes miteingeschlossen als Entitäten, die zur Gesamtheit des Ökosystems beitragen (EPPEL 2009, 138; KREBS 1997b).

Ein physiozentriertes Naturverständnis war bereits Gegenstand früher philosophischer Ansätze, fand jedoch hinter einem verbreiteten Anthropozentrismus wenig Aufmerksamkeit. Gegenwärtig erstarben physiozentrische Argumentationen im Diskurs um die Folgen eines Klimawandels und der Kritik an der Naturzerstörung der spät- oder postmodernen Zivilisation (FENNER 2010, 115). Ein anthropozentrisches Verständnis von Natur als Ressource ist demnach infolge eines unverhältnismäßigen Ressourcenverbrauchs und damit einhergehenden Zerstörungen der natürlichen Lebensgrundlage des Menschen nicht haltbar. Ein Wandel hin zu einem ehrfürchtigen Verhältnis gegenüber der Natur, einhergehend mit einem sparsamen Umgang mit natürlichen Ressourcen, liefert hier ein Gegenbild (KREBS 1997b, 338). So wird das etablierte anthropozentrierte Verständnis der Planung vermehrt mit Gegenpositionen des Physiozentrismus konfrontiert (vgl. u.a. EPPEL 2009; VOGT 2013). Die Verhandlung beider Positionen schlägt sich nicht selten in Planungskonflikten nieder. Aus Diskursen, in denen unterschiedliche Naturverständnisse aufeinandertreffen, können aber auch neue Deutungen hervorgehen, die wiederum alltagsweltlich aufgegriffen werden und so zur Konstitution von Grün als soziale Wirklichkeit beitragen.

Naturkonzepte der Freiraumplanung

In der Betrachtung des ethisch-moralischen Selbstverständnisses von Natur lassen sich weitere Konzepte von Natur und ihrer Wertigkeit identifizieren, die als Orientierung für die Planung dienen. Hier ist zunächst zwischen einer *schaffenden Natur* und einer *geschaffenen Natur* zu unterscheiden (HEILAND 2006, 35). Letztere ist das Ergebnis menschlicher Aktivitäten. Hier werden als Natur oder naturnah definierte Elemente, wie Grün- und Freiräume, zu einem bestimmten Zweck hervorgebracht. Eine schaffende Natur meint die Natur, die sich ohne Einwirken des Menschen und damit unkontrolliert selbst hervorbringt und reproduziert. In der Freiraumplanung zeigt sich ein Wandel von einem Streben nach einer geschaffenen Natur zu der Förderung einer sich selbst schaffenden Natur (vgl. KALT-

ENBRUNNER 2004). Dieser Wandel geht einher mit einer Entwicklung von einem *kompensatorischen* zu einem *komplementären* oder auch *korrespondierenden* Naturverhältnis (vgl. KLÖTI et al. 2016, 125). Dem kompensatorischen Naturverständnis liegt eine dichotome Trennung von Natur und Gesellschaft sowie Natur und Stadt zugrunde, als ein „Denken von Stadt und Natur in Kategorien des Entweder-Oder“ (GIESEKE 2004, 670) (vgl. Kapitel 4.2). Die schaffende Natur ist außerhalb der Stadt, während die Planung ersatzweise Grün in der Stadt etabliert. Die Relevanz städtischen Grüns ist dabei abhängig von den Bedarfen, welche die Gesellschaft in der Etablierung von Grün im Stadtraum erfüllt sieht (GIESEKE 2004, 670). Dabei sollen Grünräume die Naturzerstörung und die hiermit einhergehenden negativen Auswirkungen für die Gesellschaft, wie einen Verlust an Gesundheits- und Lebensqualität, kompensieren. Das kompensatorische Naturverständnis etablierte sich mit einer zunehmenden Kritik an den entfremdeten Lebensräumen moderner Großstädte. Dabei wird eine allgemein angenommene Naturabhängigkeit des Menschen zu einer Natursehnsucht romantisiert, als Suche nach dem verlorenen Paradies, das sich in der Stadt nicht finden lässt: „In freier Natur ‚draußen‘ suchen wir zugleich einen verlorenen Zugang zur Natur in uns, nach inneren Freiheitsräumen jenseits gesellschaftlicher Zwänge und Planungen.“ (VOGT 2006, 12)

In der Gegenwart folgt die Planung vermehrt einem komplementären bzw. einem korrespondierenden Naturverhältnis, welches Grün als schaffende Natur aufgreift und der Natur in der Stadt Raum zur Reproduktion zuspricht. Natur ist hier ein Bestandteil des Stadtgefüges und wird über Grünelemente in den Stadtraum integriert. Dabei soll die Natur nach einem komplementären Naturverständnis den städtischen Siedlungsraum ergänzen und als Lebensraum vervollständigen (vgl. KALTENBRUNNER 2004). Die Logik eines korrespondierenden Naturverhältnisses betont, dass Natur und Stadt in Wechselbeziehung stehen und folgt damit einer Betrachtung von Natur als Metabolismus (vgl. Kapitel 4.2). Dabei ist das, was als Natur oder natürlich verstanden wird, Bestandteil des Stadtraums und kein ausgewiesenes Schutzgut als Gegenbild wie in einer dichotomen Logik (GIESEKE 2004, 670). Die Planung folgt dem Anspruch, Natur und Stadt miteinander in Einklang zu bringen, sodass eine intakte Umwelt aufrechterhalten wird. Gleichzeitig orientiert sich die Etablierung von Grün an einer moralischen Verantwortung des Menschen gegenüber einer Aufrechterhaltung der Natur (KLÖTI et al. 2016, 125). Damit finden sich zugleich Elemente eines physiozentrischen Naturverständnisses in der Freiraumplanung.

Aus der planerischen Anwendung sozial geteilter Naturkonzepte gehen spezifische Grünformen hervor. Sie bilden einen Ausdruck vorherrschender Weltanschauungen, ästhetischer Maßstäbe und Naturbilder (PETROW 2012, 817). Während die Naturkonzepte einem zeitlichen Wandel unterliegen, überdauern die aus ihnen hervorgehenden Grünformen

vielfach den Wandel. Sie prägen den Stadtraum der Gegenwart und damit auch das Alltagsleben und erfahren hier eine Reinterpretation. Auch prägen Naturkonzepte die Relevanz von Grün im Alltag, indem Grün nach geltenden Naturkonzepten gedeutet und aufgegriffen wird. Eine Aufarbeitung der Entstehungskontexte unterschiedlicher Grünformen ermöglicht eine Systematisierung sozialer Deutungen von Grünformen der Gegenwart und macht das Spektrum der Erfahrungskontexte von Grün im Alltag nachvollziehbar.

5.3 Grün als ein Abbild der Planungsgeschichte

In der Geschichte der Stadtentwicklung wurde Grün bereits früh in Gestalt von Parkanlagen, Plätzen und Promenaden, Kleingärten sowie Spiel- und Sportstätten in städtische Siedlungsräume integriert. Im weiteren Städtewachstum wurde die Freiraumplanung um die Etablierung von Grüngürteln, Grünzügen und Stadtwäldern erweitert (BEHRENS 2006, 81). Dabei ist die Grünplanung immer auch politisch motiviert und begleitet von unterschiedlichen Erwartungen an die Funktionen, die Grün und Grünräume erfüllen sollen. Hier lässt sich ein Wandel nachzeichnen

„(...) von einer Dominanz der Repräsentationsfunktion bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts über eine Schwerpunktsetzung auf die Daseins- und Gesundheitsvorsorge in der Industriestadt über die verstetigten Hauptfunktionen der Freizeit und Erholung wiederum zu einem deutlichen Erstarken symbolischer Funktionen städtischen Grüns im Rahmen des Standortwettbewerbs in der postindustriellen Ära.“ (PETROW 2012, 817)

Pracht- und kunstvolle Landschaften der Neuzeit

In frühen Phasen der Entstehung europäischer Städte der Neuzeit dienten Grünräume über alle Epochen dem ästhetischen Anblick einer perfektionierten Natur und der Repräsentation des Elitären (GANDY 2006, 65). Naturelemente wurden als Schmuck imitiert und stilisiert, welcher in seiner Perfektion die Ästhetik und den Anmut der Natur übertreffen sollte. „Urban design becomes an extension of beauty in nature whether reflected in the geometric arrangement of space or the embellishment of urban life through gardens, fountains and other meticulous appropriations of nature within the fabric of the city.“ (GANDY 2006, 6) Typische, rezente Formen bilden Englische Gärten bzw. Landschaftsparks und -gärten, welche als idealisierte und beherrschte Natur der visuellen Ergötzung dienten (BÖHME 1989, 83). Ihre Erscheinung sollte den perfektionierten ästhetischen Anblick von Landschaftsgemälden widerspiegeln. Die Nutzung beschränkte sich demgegenüber auf ein Lustwandeln auf den Wegen der Gärten und Landschaftsparks. Erst in der Nachkriegszeit wurde der ästhetische Anspruch makelloser und unberührter Rasenflächen zugunsten des Nutz-

wertes zurückgestellt und die Grünflächen einem freien Zugang geöffnet. Die hieraus resultierenden Nutzungen überformten die historische Gestalt der Grünanlagen. Dennoch sind die Grundstrukturen vielfach als hochwertige und aufwendig gestaltete Grünräume mit einer abwechslungsreichen, verspielten bis kunstvollen Erscheinung erhalten geblieben. Sie fügen sich schmuckvoll in das Stadtbild der Gegenwart ein und bilden distinkte Orte mit hoher Anziehungskraft. Beispiele hierfür sind der Renaissance Schlossgarten in Karlsruhe (16. Jh.) oder die barocken Herrenhäuser Gärten in Hannover (17. Jh.).

Repräsentatives Grün bis Mitte des 19. Jahrhunderts

In den gründerzeitlichen Stadterweiterungen Ende des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts erfolgte eine gezielte Integration von imitierten Naturelementen in den Stadtraum. Das Grün wurde hier in Symbiose mit einer prachtvollen Architektur zur Inszenierung von boulevardartigen Repräsentationsstraßen und aufregend gestalteten Sichtachsen eingesetzt. Auch dienten florale Ornamente und geschwungene Formen an Repräsentativbauten der Imitation von Naturformen zur Steigerung des ästhetischen Wertes. Zugleich schmückten herrschaftliche Gärten und von Beeten gesäumte Plätze die gehobenen Wohnlagen. Das Umgebensein von prachtvollem Grün wie auch der hiermit einhergehende ästhetische Genuss blieb jedoch den elitären Schichten in gehobenen Wohnlagen vorbehalten, sodass Grün zur sozialen Distinktion und zur sozialen Gliederung des Stadtraums instrumentalisiert wurde (GANDY 2006, 6). In vielen Teilen deutscher Städte hat sich die soziale Gliederung der gründerzeitlichen Siedlungen bis heute reproduziert, sofern hier Sanierungen stattfanden. Gehobene Wohnlagen finden sich tendenziell weiterhin im Umfeld einer attraktiven Gründerzeitarchitektur, begleitet von gartenhaften Grünelementen. So scheint die Repräsentativfunktion fortzubestehen (Distinktion über Landschaftselemente vgl. KÜHNE 2008). Divergenzen in der Grünraumversorgung und im Zugang zu privatem Grün in Abhängigkeit vom Sozialstatus weisen ebenfalls hierauf hin (GRÖNING 2000; ROSOL 2011; vgl. TESSIN 1994).

Daseins- und Gesundheitsvorsorge der Industriestadt

Mit der fortgeschrittenen Industrialisierung verschlechterten sich die Lebensbedingungen in der Stadt und es wuchs der Druck, die gesundheitliche Situation der Stadtbewohnerschaft zu verbessern (vgl. KASTORFF-VIEHMANN 2005 für das Ruhrgebiet). Hierzu wurden Volksparks und Bürgerparks als Erholungsräume geschaffen. Die Etablierung von Volksparks kann als erster Impuls zur öffentlich orientierten Freiraumplanung betrachtet werden (vgl. BEHRENS 2006). Nun boten sich auch für die Arbeiterklassen Grünräume, die sich jedoch weitaus schlichter und funktionaler präsentierten als die herrschaftlichen Gärten der

Gründerzeit. Auch unterlag die Etablierung von Volksparks wirtschaftlichen Beweggründen. Die Nutzung galt dem Erhalt der Gesundheit und der Wiederherstellung der Arbeitskraft. Zudem sollte der städtische Erholungsraum zur Befriedung und damit zur Stabilisierung des politisch-gesellschaftlichen Systems und zum Machterhalt beitragen, indem soziale Zwänge durch Entspannung und Erholung in den Hintergrund traten (PETROW 2012, 806). Die Volksparks dieser Art gehören heute zu etablierten Räumen der Freizeitnutzung, die insbesondere aufgrund ihres großen Platzangebotes einen hohen Erholungs- und Freizeitwert im verdichteten Stadtraum bieten. Später erweiterte sich das Angebot öffentlicher Freiräume um Angebote, die zugleich durch Bestrebungen nach einer Bildung und Kultivierung der Stadtgesellschaft motiviert waren (vgl. SCHWARZ 2015).

„The early decades of the twentieth century saw attempts to forge closer links between urban nature and the public realm so that the earlier innovations of municipal parks, improved sanitation and pedagogic displays of nature in zoos and museums could be extended to encompass a more ambitious conception of the role of nature in the modern city.“ (GANDY 2006, 67)

Heute dienen diese Stätten insbesondere Familien als Freizeitangebote. Eine Sonderstellung kommt daneben Stätten der Landes- und Bundesgartenschau zu, wie sie sich seit den 1920er Jahren etablierten. Sie sind aufwendig angelegt und heben sich als Ausflugsziele mit teils regionaler Anziehungskraft hervor, wie etwa Hamburgs Planten un Blomen oder der Dortmunder Westfalenpark.

Grün als Ziel von Reformbewegungen

Als Reaktion auf die zunehmend schlechten Lebensbedingungen in der Enge der Stauräume strebten Stadtentwicklungsmaßnahmen in den 1920er und 1930er Jahren des 20. Jahrhunderts eine stärkere Verbindung von Siedlungsräumen und Grünräumen an. Die Gartenstadt nach HOWARD (1902) avancierte zum Idealbild des guten städtischen Lebens. Wenngleich die Gartenstadt eine Utopie blieb, entstanden der Gartenstadtidee folgend im Rahmen von Werkswohnungsbau bzw. genossenschaftlichem Wohnungsbau grüneprägte Siedlungen mit Vorgärten und Hofgärten sowie in gehobenen Wohnlagen Stadtvillen mit großen Gärten (vgl. KRÜCKEMEYER 1997). Heute trägt die Durchgrünung zur Attraktivität dieser Wohnsiedlungen bei. Auch erscheint die Gartenstadt in der Vermarktung von Immobilien als Sinnbild attraktiver Wohnlagen.

Neben den Bestrebungen einer Verbindung des Wohnungsbaus mit Grünarealen zeugt die Etablierung von Kleingärten von dem gesellschaftlichen Wunsch nach Grün in der Stadt. Bereits während der Industrialisierung entwickelten sich in den Großstädten verschiedene Formen von Kleingärten, die zunächst als „Armengärten“ einen Beitrag zur Ernährung der armen Bevölkerung leisteten (APPEL et al. 2011, 24). Auch infolge des Ersten Weltkriegs

gewannen Kleingärten zur Lebensmittelversorgung an Bedeutung. Ebenso wurden zwischen den Kriegen im Rahmen einer gezielten Gartenförderpolitik Parzellen zur privaten Pacht geschaffen. Ein wichtiges Ziel dieser Politik war dabei die soziale Befriedung im gesellschaftlichen Klassenkampf, da nun auch sozial Schlechtergestellte ein Stück Land beziehen konnten. Während die Kleingärten zunächst primär der Subsistenz dienten, erfolgte die Nutzung später vermehrt zu Freizeit- und Erholungszwecken sowie zur Pflege von Gemeinschaftlichkeit (APPEL et al. 2011, 9). Heute erfolgt die Nutzung von Kleingärten teils weiterhin zur Gewinnung gärtnerischer Produkte, jedoch überwiegt in der Nutzung der Freizeit- und Erholungsgedanke (vgl. APPEL et al. 2011). Kleingärten zeigen sich als ein Mosaik vielfältig gestalteter Parzellen und bieten einen Erholungsraum für PächterInnen und BesucherInnen. Auch sind Kleingärten weiter ein Ort der Gemeinschaft. Jedoch sind die Areale nicht allgemein öffentlich zugänglich und unterliegen Nutzungsreglementierungen, wodurch die Gefahr der sozialen Exklusion besteht (KLÖTI et al. 2016, 124). So können Kleingärten nur eine Ergänzung zu öffentlichen Grünräumen sein. Einhergehend mit einem erstarkten Interesse an einem Wohnen in der Stadt scheint jedoch auch der Wunsch nach einem Garten zu erstarken. So erleben Kleingärten eine Renaissance, teils in traditionellen Formen, teils in neuer Gestalt (vgl. Kapitel 7.2). Diese Tendenzen deuten auf ein hohes Interesse einzelner sozialer Gruppen an Grün- und Grünräumen in der Stadt hin (vgl. APPEL et al. 2011; SCHWERZMANN 2013).

Grün für Freizeit und Erholung

Im Wiederaufbau der Nachkriegszeit setzte sich in der Landschaftsarchitektur eine schlichte Gestaltung durch, die sich in die sachlich-geometrische Architektur der Urbanität der Moderne fügt. Gleichzeitig gewann mit der Ausprägung des Wohlfahrtsstaates und einem wachsenden Freizeitbudget der arbeitenden Bevölkerung die Nutzung von Grün- und Freiräumen an Bedeutung. Charakteristisch sind lichtdurchflutete Freiräume, die auch in der Stadt ein Draußensein ermöglichen sollen. Die großen Formen eröffnen ein Überblicken der Fläche ohne dunkle Nischen und sollen dem Sicherheitsgefühl im Park zuträglich sein (PETROW 2012, 818). Daneben mehrten sich private Ziergärten als Ersatz suburbaner Lebenswelten. Anstelle der „progressiv-aufklärerischen Naturideale“ der Gartenstadt traten nun Grünräume als Ausdruck von Konformität und konservativer Lebensstile hervor (CHILLA 2005b, 181). Auch heute haftet Klein- und Ziergärten der Ruf des Spießbürgertums an, wenngleich sich neue Deutungen etablieren.

Die Freiraumentwicklung der fortschreitenden Moderne folgte dem Leitbild der „Gegliederten und aufgelockerten Stadt“. Zeilenbauten prägen das Stadtbild, in dem Grün als Abstandgrün dem Zweck der Raumgliederung dient (UHLIG 1993, 74). Mit der zunehmend reduktionistischen Gestalt der gebauten Stadt mehrt sich die Kritik einer „Unwirtlichkeit“

städtischer Lebensräume (MITSCHERLICH 1965). Demnach lassen die starre Funktionsteilungen und die sachliche Architektur, wie sie im Wiederaufbau unter der Planungseuphorie der Nachkriegszeit entstanden, keinen lebenswerten Stadtalltag zu. Dem Abstandsgrün dieser Zeit kommt auch heute im Vergleich zu Höfen und Gärten der Gründerzeit- und Reformwohnungsbauarchitektur eine geringe Wertschätzung zu. Sie implizieren keine konkreten Nutzungen und werden nur selten als Erholungs- und Begegnungsraum angenommen. LEFÈBVRE kritisiert hier insbesondere die Funktionslosigkeit: „Und die ‚Grünflächen‘, neuestes Schlagwort des guten Willens und der schlechten stadtplanerischen Vorstellung, was sind sie anderes als ein schwacher Abklatsch der Natur, ein klägliches Trugbild des freien Raumes, des Raumes der Begegnung und des Spiels, der Parks, der Gärten, der Plätze?“ (LEFÈBVRE 1972, 33) Demnach dienen städtische Grünräume der Nachkriegszeit weder als urbaner Ort der Begegnung, noch sieht er in städtischen Grünräumen einen Naturcharakter verwirklicht. Als Konsequenz aus den gestalterischen Defiziten wurden andere Formen der Grüngestaltung gefordert (vgl. ADRITZKY et al. 1981; TREPL 1992). Gleichzeitig wurden diese Forderungen von einem erstarkenden Ökologiebewusstsein eingeholt.

Erstarken des Freiraumschutzes mit einem wachsenden Umweltbewusstsein

Mit den Ökobewegungen seit den späten 1960er-Jahren wuchs das Interesse an Grünräumen in der Stadt, sowohl aus Naturschutzbestrebungen als auch aufgrund des Beitrags von Grün für die Gesundheits- und Lebensqualität in der Stadt. Mit dem Ausruf der globalen Grenzen des Wachstums (MEADOWS 1972) und den hieraus resultierenden Forderungen einer nachhaltigen Entwicklung etablierte sich ein Problembewusstsein für den Bedarf einer verhältnismäßigen Entwicklung von Städten und Naturräumen. Hiermit einher geht eine vermehrte Thematisierung einer ökologisch verantwortungsvollen Stadtentwicklung (BETKER 1992; vgl. BRAND 1993). Spätestens seit den 1980er-Jahren ist die Verhandlung von Grün als ein notwendiger Bestandteil des Stadtgefüges sowie die Forderung nach mehr Grün in der Stadt als steter Diskurs in der Stadtplanung etabliert (CHILLA 2005b, 182).

In der Gegenwartsgesellschaft, die oft als ‚Postmoderne‘ oder ‚Spätmoderne‘ umschrieben wird, wird die Planung weiterhin von dem Ziel einer nachhaltigen Stadtentwicklung geleitet. Dabei gewinnt städtisches Grün zur Abschwächung der Auswirkungen des Klimawandels an Bedeutung (CHIESURA 2004). Auch findet sich unter dem Normativ eines ökologischen Urbanismus eine Zuspitzung ökologischer Kriterien der Stadtentwicklung (vgl. MOSTAFAVI, DOHERTY 2010). Zudem erfährt der Beitrag von Grün für die Gesundheit und für mehr Lebensqualität in der Stadt eine erhöhte Aufmerksamkeit (vgl. Kapitel 7.1) (CHILLA 2005b, 182; HAASE 2001). Daneben dienen Grünflächen vorwiegend der Ökobilanzierung. Im Diskurs um eine ressourcensparende Siedlungsentwicklung gilt eine qualifizierte Nachverdichtung in bestehenden Siedlungsräumen als Normativ (NOHL 2002, 12).

Die Nachverdichtung geht im Sinne eines korrespondierenden Naturverständnisses (vgl. Kapitel 5.2) einher mit dem Anspruch, neben baulichen Verdichtungen auch eine Verfügbarkeit qualitativ hochwertiger Grün- und Freiräume zu gewährleisten (Doppelte Innenentwicklung) (vgl. DEUTSCHER RAT FÜR LANDESPFLEGE 2006, 5). Auch wird Grün als Qualitätsmerkmal stilisiert und zur Inwertsetzung städtischer Wirtschaftsstandorte inszeniert¹ (IPSEN 2006, 72). In Reaktion auf eine Dezimierung von Grün- und Freiräumen zum Zweck der Nachverdichtungen sowie infolge der Kommodifizierung von Räumen für neoliberale Wirtschaftsaktivitäten kristallisieren sich Grün- und Freiräume als Ort und Gegenstand von Protesten heraus, an denen sich differenzierte Interessenlagen entfesseln.

5.4 Forderungen einer bedarfsorientierten Freiraumplanung

Eine zentrale Herausforderung der Freiraumplanung der Gegenwart liegt im Umgang mit einer zunehmenden Diversifizierung der Belange der Bürgerschaft als NutzerInnen von Grünräumen (vgl. TESSIN 2011). Als Ursache hierfür lassen sich soziale Differenzierungsprozesse ausmachen, die sich anhand von Individualisierungstendenzen und einer vermehrten Vielfalt an Lebensentwürfen, einer Pluralisierung von Lebensstilen, einer zunehmenden kulturellen Vielfalt sowie anhand von Problemen einer wachsenden sozialen Spaltung beschreiben lassen. Diese Differenzierungsprozesse wiederum gehen einher mit einer Ausdifferenzierung der Wertsysteme, Ansprüche und Interessenlagen (vgl. u.a. BECK 1986). In der Folge wird es für die Planung schwerer, einer unübersichtlichen Vielfalt an Bedarfen, Vorstellungen und Erwartungen gerecht zu werden. Hier bedarf es neuer Zugänge, die es ermöglichen, die Belange der Bürgerschaft zu verstehen und trotz der Vielfalt und Divergenz in planerischen Lösungen zusammenzuführen (GERLICH, STOIK 2008, 250f.). Zugleich wird diese komplexe Aufgabe durch finanzielle Engpässe der Städte und Kommunen erschwert. Unter dem Druck globalisierten Handels und der Vormacht der Märkte wird die Stadtentwicklung zunehmend von einer Logik der Ökonomie dominiert. Die öffentliche Hand ist infolge finanzieller Defizite von privaten Investitionen abhängig, wodurch die Planung gedrängt ist, sich Investorenbelangen anzupassen (DEUTSCHER STÄDTETAG 2013, 7). Demgegenüber verfehlen planerische Entscheidungen vermehrt die Belange der Bürgerschaft, wodurch die Stadtentwicklung als von einflussreichen Eliten und privilegierten Entscheidungsträgern aufgestülpt erscheint (RENN 2013, 71f.). Infolgedessen wächst die Unzufriedenheit mit der Politik und der Planung. Auch breitet sich ein Gefühl der Entfremdung des alltäglichen Lebensraumes durch Planung ‚Top-Down‘ aus (DIEBÄCKER 2008, 274). Hier treten die Planenden als formell legitimierte EntscheidungsträgerInnen auf, die räumliche

¹ s. u.a. Imagebildung STADT HAMBURG (2007): „Grüne Metropole am Wasser“; Stadt München: Leitbild: „Kompakt, urban, grün“, vgl. ILLING, THIEL (2005)

Entwicklungen nach planerischen Zielsetzungen implementieren, während die Bürgerschaft nur im Rahmen formeller Beteiligungsverfahren Einfluss nehmen kann. Demgegenüber wächst der Bedarf an Planungsprozessen ‚Bottom-Up‘. Hier erfolgt eine Ausrichtung planerischer Entscheidungen an den Belangen der Bürgerschaft, während die Planenden Beteiligungsprozesse initiieren, begleiten und schließlich die Belange der Bürgerschaft planerisch konkretisieren. Im Folgenden wird diese Bottom-Up-Orientierung mit der Bezeichnung einer *bürgerInnenorientierten Planung* umschreiben.

Kritik an Top-Down-Entscheidungen

Die Unzufriedenheit über planerische Entscheidungen ‚Top-Down‘ findet vermehrt einen Ausdruck in öffentlichen Protesten, in denen eine Mitbestimmung eingefordert wird (vgl. NOLTE 2011; OTHENGRAFEN, SONDERMANN 2015). Insbesondere wenn BürgerInnen unmittelbar von planerischen Eingriffen betroffen sind, etwa durch Veränderungen im Lebensumfeld, fühlen sie sich nicht selten in ihrem angestrebten Alltagsleben eingeschränkt und ggf. sogar bedroht (NIMBY-Effekt: not in my backyard, vgl. BRION 1991). In der Folge setzen sie sich häufiger zur Wehr und fordern eine Beteiligung an planerischen Entscheidungen oder auch Möglichkeiten zur aktiven Mitgestaltung der Stadtentwicklung ein (vgl. MENZL 2014). Zugleich sind immer mehr BürgerInnen durch die Informationsangebote neuer Medien gut über Entwicklungsmaßnahmen informiert. Unter ihnen bilden sich Interessengruppen, welche sich medial vernetzen und für ihre Anliegen einsetzen (WIECHMANN, TERFRÜCHTE 2013, 27f.). Auch drängen in Reaktion auf Top-Down-Entscheidungen linksorientierte Bewegungen und einzelfallbezogene Initiativen zu einer neuen Aushandlung des Verhältnisses von planerischen Entscheidungen und den Interessen der Bürgerschaft (vgl. BRENNER et al. 2012; FAINSTEIN 2010). Die Aushandlungen stellen infrage, wer für wen mit welchen Zielen plant und wer dabei Interessen durchsetzt. Derartige Aushandlungen sind insbesondere Gegenstand von *Recht-auf-Stadt*-Debatten, die auf einer neomarxistischen Geisteshaltung, geprägt durch LEFÈBVRE (1996) und HARVEY (2008), gründen. Hiermit einher gehen Forderungen nach einer partizipativen und sozial gerechten Ausgestaltung planerischer Entscheidungen (vgl. FAINSTEIN 2010). FRIEDMANN formuliert mit Bezugnahme auf LEFÈBVRE (1996) eine moralische Verantwortung der Planung, der Bürgerschaft ein Gestaltungsrecht für ihre Nachbarschaft zu gewährleisten. „Contrary to command planning, which globally speaking is still the dominant form, I would argue that planners need directly to engage those who reside in neighborhoods, and that this engagement means to establish a moral relation that from the start acknowledges people’s ‚right to the city‘ which is to say their right to local citizenship (...).“ (FRIEDMANN 2010, 159) Diese Formulierungen decken sich mit einer integrativen Planung, wie sie unter dem Schlagwort der *Just City* gefordert wird (vgl. u.a. BRENNER et al. 2012; FAINSTEIN 2010; HARVEY 2009).

Bedarf eines bürgerInnenorientiertes Selbstverständnisses der Freiraumplanung

Als Konsequenz aus der Unzufriedenheit über planerische Entscheidungen wird das Selbstverständnis der Planung ‚Top-Down‘ infrage gestellt (BOCK, REIMANN 2012, 16). Damit wächst zugleich der Legitimationsdruck der Planung gegenüber der Bürgerschaft, welche vermehrt eine Beteiligung in planerischen Entscheidungen oder auch eine aktive Mitgestaltung der Stadtentwicklung einfordert (NOHL 2002). Diese Forderungen sind insbesondere für die Entwicklung von Grün- und Freiräumen zu beobachten. Hier kritisieren die Planungswissenschaften, dass die Planungspraxis nur unzureichend auf die Bedürfnisse der Bürgerschaft eingeht, stattdessen im Duktus ihres Faches verharrt und planerische Entscheidungen über die Expertenrolle legitimiert (HEINEMANN et al. 2008; SELLE 2010a; vgl. SELLE et al. 2010; SUTTER-SCHURR 2010). Es zeigt sich der Bedarf, „dass bei der Lösung freiräumlicher Probleme bürgerfreundliche Verbindungen zwischen („Topdown“-) Ansätzen der Experten und („Bottom-up“-) Ansätzen der (betroffenen) Bürgergruppen zustande kommen“ (NOHL 2002, 16). Dieses Anliegen werde in der Praxis der Freiraumplanung jedoch kaum berücksichtigt. Stattdessen habe sich eine Praxis der Selbstlegitimation etabliert, die nach Ansichten der Fachdisziplin keiner empirischen Fundierung bedürfe: „Es ist bezeichnend für die Profession, dass seit etwa 20 Jahren keine umfassenden empirischen Untersuchungen zum Freiraumverhalten mehr durchgeführt worden sind, und dass sich niemand mehr um in sich stimmige und mit der sozialen Wirklichkeit abgestimmte Nutzungskonzepte kümmert.“ (NOHL 2002, 13) Während im vergangenen Jahrzehnt empirische Studien zur Freiraumnutzung durchgeführt wurden (vgl. Kapitel 7 und 8), erfolgt selten eine konsequente Verbindung dieser mit der Planungspraxis. Stattdessen werden die Belange der Bürgerschaft anhand von ungesicherten Annahmen oder Generalisierungen sowie anhand von Berufs- und Alltagserfahrungen plausibilisierten Schlussfolgerungen, abgeschätzt. „Es scheint sich um ein Konglomerat von Beobachtungen, Eindrücken und Erfahrungen zu handeln, das die Grundlage des Wissens bildet.“ (SELLE et al. 2010, 154) Auch sei das Interesse an einem Austausch mittels Bürgerbeteiligungsverfahren gering (SELLE et al. 2010, 156). So kritisiert SELLE et al. (2010, 153) scharf, dass „(...) oft weniger gewusst als geglaubt und behauptet wird. Und wo die Begründung ausgeht, ersetzt man sie kurzerhand durch ‚Ideologie‘.“ Dabei dienen diese Art der Ideologien als Werturteile und Handlungsanweisungen, die als Tatsachenbehauptungen verklärt werden (TESSIN 2008, 141). „Was die Bewohnerperspektive betrifft, so gewinnt man den Eindruck, dass hier vor allem – neben den bereits erwähnten ‚Ideologien‘ – auf eigene Erfahrungen und Erlebnisse zurückgegriffen und daraus auf vermeintliche Interessen heutiger Nachfrager und Nutzer geschlossen wird.“ (SELLE et al. 2010, 153) Hieran anknüpfend betont TESSIN (2008) das Missverhältnis von Ästhetik-Maßstäben der Landschaftsarchitektur und dem Laiengeschmack. Während Designmaßstäbe der Profession als Richtmaß dienen, würde das Urteil der Bürgerschaft

über die Gestaltung von Freiräumen als laienhaft marginalisiert. Auch übersehe die Landschaftsplanung, dass die Bürgerschaft weniger an dem Design als mehr an den Begegnungen und Geschehnissen interessiert sei, die sich in Freiräumen ereignen (TESSIN 2008, 149).

Herausforderungen der prozessualen und substanziellen Gestaltung von Planung

Die Kritik an der Praxis der Freiraumplanung verbleibt überwiegend bei einer Aufdeckung von Missverhältnissen, ohne diesen zu begegnen. „Eine Diskussion der Qualität der Freiräume als soziale Räume, d.h. als vielfältig nutzbare und aneignungsfähige städtische Räume, bleibt ebenso aus wie jene der Möglichkeiten eines ‚dritten Weges‘ als der Verbindung beider Ansprüche – eine zeitgenössische Gestaltung, die mehrheitlich ‚gefällt‘ (...)“ (PETROW 2012, 824). Um der Forderung einer Freiraumentwicklung nachzukommen, welche den differenzierten Belangen Vieler gerecht wird, bedarf es neuer Zugänge, sowohl zur Definition von Planungsinhalten als auch zur Ausgestaltung von Planungsprozessen. FALUDI (1973) folgend lässt sich hier ein substanzieller Zugang von einem prozessorientierten Zugang unterscheiden. Der substanzielle Zugang richtet sich im Rahmen dieser Arbeit auf eine Aufarbeitung von Planungsinhalten mittels einer differenzierten Erschließung von Belangen der Bürgerschaft. Hier ist das Spektrum von Bedürfnissen, Anforderungen und Bedeutungszuschreibungen als Planungsinhalt zu identifizieren. Der prozessorientierte Zugang richtet sich auf die Ausgestaltung des Planungsprozesses in einer stärkeren Orientierung an den Belangen der Bürgerschaft. Hier ist die Planung so zu gestalten, dass die ermittelten Belange in planerische Entscheidungen überführt werden.

6. Räume ‚besser‘ gestalten: Partizipation und Kollaboration

Für eine stärkere Ausrichtung der Planung an den Belangen der Bürgerschaft ist eine Veränderung bestehender Planungspraktiken erforderlich. Hier liefert die Kommunikative Planung eine Antwort. Sie kritisiert etablierte Planungspraktiken, welche „fail to capture the typically heterogeneous, interconnected, often contradictory, and increasingly globalized character of [...] [planning] issues“ (FISCHER, GOTTWEIS 2012a, 6). Als Lösung zeigt sie auf, wie Planung integrativ erfolgen kann. Um den Mehrwert Kommunikativen Planung zu verdeutlichen, seien zunächst grundlegende Anforderungen an eine Planung dargelegt, die sich an den Belangen der Bürgerschaft orientiert. Hierunter lässt sich eine bürgerInnenorientierte Planung mit dem Begriff der Partizipation konkretisieren. Anschließend wird die Idee einer Kommunikativen Planung nachgezeichnet. Dabei richtet sich der Fokus auf den Ansatz der Kollaborativen Planung in Verbindung mit einer Planung ‚Bottom-Up‘.

6.1 BürgerInnenorientierte Planung als Selbstverständnis?

Mit dem Anliegen einer bürgerInnenorientierten Planung eröffnet sich ein Diskursfeld, welches spätestens seit den 1960er-Jahren Bestand. Trotz beständiger Forderungen BürgerInnenorientierung in der Stadtentwicklung beschränkt sich die explizite Berücksichtigung von BürgerInnenbelangen im Planungsalltag nicht selten auf eine pflichtgemäße formelle Beteiligung (SELLE 2010b, 360). In der Planungstheorie erfährt eine bürgerInnenorientierte Planung demgegenüber mit der Diskussion von Ansätzen des Urban Governance und hiermit einhergehend veränderten, auf Partizipation und Kollaboration ausgerichteten Steuerungsformen, eine vermehrte Aufmerksamkeit. In einer weiter gefassten Betrachtung meint Governance „eine Gesamtheit von Prozessen, Strukturen, Regeln, Normen und Werten, durch welche kollektive Aktivitäten gesteuert und koordiniert werden sollen“ (FREY et al. 2008, 27). Bezogen auf die Planung meint Governance eine Form politischer Steuerung, bei der die öffentliche Hand lokale Akteure der Stadtentwicklung zusammenführt und in Entwicklungsfragen sowie in die Ausgestaltung öffentlicher Aufgaben integriert. Hierzu werden ergänzend zu formalen Gremien und Entscheidungsprozessen oder gänzlich als Substitution von formalen Planungsverfahren Formen der Selbstregulierung implementiert, bei denen unterschiedliche Akteure aus Bürgerschaft, Wirtschaft oder auch lokale Initiativen partizipieren und in Kooperation zur gemeinsamen Problemlösung beitragen (zu Governance vgl. u.a. BENZ 2004; GUALINI 2010; HILL 2005; SINNING 2005). Im Rahmen von Urban Governance leitet die öffentliche Hand Aushandlungen zwischen den Kommunen, den Akteuren der Wirtschaft und der Bürgerschaft sowie anderen Involvierten (insb. NGOs) an, in denen Entscheidungen erarbeitet werden (NUSSL, HILSBURG 2009, 5). Zudem wird mit dem Leitbild einer Bürgerkommune die Bürgerschaft in den Mittelpunkt kommunalen Handelns gestellt und eine vermehrte Partizipation der Bürgerschaft angestrebt im Sinne einer Beteiligung der Bürgerschaft in Fragen der Stadtentwicklung. Darüber hinaus wird die Bürgerschaft als ‚Ko-Produzent‘ der Stadt in originär öffentliche Aufgaben involviert (DEUTSCHER STÄDTETAG 2013, 9). In der Folge bestimmt die Bürgerschaft nicht nur mit, sondern sie bringt sich auch in die Planung und in andere Aufgabenfelder der Stadtentwicklung aktiv ein. Diese Ko-Produktion wird jedoch primär initiiert, um die öffentliche Hand zu entlasten. Eine Partizipation im engeren Sinne strebt demgegenüber nach einer Stärkung basisdemokratischer Teilhabemöglichkeiten (vgl. HOLTkamp, BOGUMIL 2007).

Gegenstand von Partizipation

Partizipation wird zumeist mit Beteiligung gleichgesetzt. Dabei meint Partizipation allgemein eine Teilhabe, eine Teilnahme oder auch ein Mitwirken und ist somit im Wesen unbestimmt. Auch werden verschiedene Methoden einer Partizipation bzw. einer Beteiligung im Kontext der Planung diskutiert (vgl. BISCHOFF et al. 2005). Hier ist zu konkretisieren,

wer woran wie beteiligt wird, bzw. welche Personen(-Gruppen) unter Umständen nicht involviert sind (vgl. SELLE 2010b, 357). Auch ist zu fragen, was der Gegenstand der Beteiligung ist und wie die Beteiligung in den Planungsprozess einwirkt. Das Baugesetzbuch (BauGB) regelt hierzu die formelle Bürgerbeteiligung durch eine frühzeitige Unterrichtung der Öffentlichkeit über die Ziele und Zwecke der Planung und deren Auswirkungen sowie der Eröffnung der Gelegenheit zur Äußerung und Erörterung (§ 3 Abs. 1 BauGB). Ebenso erfolgt eine öffentliche Auslegung der Bauleitpläne (§ 3 Abs. 2 BauGB). So zielt die formelle Beteiligung primär auf ein Informieren der Bürgerschaft ab und ermöglicht ihr, Kritik und Wünsche zu äußern. Ein weiter gefasster Begriff der Beteiligung reicht hier von einer Konsultation der Bürgerschaft zur Optimierung von Planungen über eine konzeptionelle Mitarbeit der Öffentlichkeit in Stadtentwicklungsfragen (z.B. mit Methoden wie der Planungszelle) bis hin zu einer kooperativen Integration der Öffentlichkeit in Stadtentwicklungsprozessen, wie es in Praktiken des Governance angestrebt wird (vgl. HOLTKAMP, BOGUMIL 2007). Dabei variiert auch der Einfluss der Öffentlichkeit auf die Stadtentwicklung. Die Intensität der Beteiligung reicht „von der bloßen Unterrichtung oder Anhörung bis hin zum Einvernehmen, also einer Beteiligungsvariante, bei der der zu Beteiligende durch sein Veto die beabsichtigte Entscheidung gänzlich verhindern kann“ (GROTEFELS, SCHOEN 2005, 86). In formellen Verfahren wie auch in der Konsultation oder der konzeptionellen Mitarbeit besteht zumeist lediglich die Möglichkeit, sich unverbindlich an der Meinungsbildung zu beteiligen. Ein Ideenwettbewerb, eine Zukunftswerkstatt oder andere Beteiligungsverfahren haben aufgrund fehlender Verbindlichkeit der partizipativ erarbeiteten Planungsvorschläge nur eine geringe Reichweite in der planerischen Umsetzung. Ein Mitentscheiden ist hier die Ausnahme (BOCHNIG, SELLE 1992, 357).

Forderung nach einer ‚neuen Beteiligungskultur‘

Um Planung, wie eingangs formuliert, bürgerInnenorientiert zu gestalten, ist eine Beteiligung der Bürgerschaft im Planungsprozess elementar. In der Praxis bedeuten Beteiligungsverfahren einen hohen Aufwand für die Planenden und die Partizipierenden. Auch besteht die Gefahr, dass die Bürgerschaft frustriert ist, wenn die partizipativ erarbeiteten Inhalte nicht ausreichend Berücksichtigung finden und die Beteiligung lediglich als pro forma erscheint (RENN 2013). Hier lässt sich der Bedarf einer veränderten ‚Beteiligungskultur‘ ableiten, als ein planerisches Selbstverständnis, das die Interessen der Bürgerschaft stärker in den Mittelpunkt rückt und ihnen so besser gerecht wird. Zum einen wird damit die Zufriedenheit der Bürgerschaft gestärkt. Zum anderen wird auch die Akzeptanz und Legitimation planerischer Entscheidungen erleichtert, wenn BürgerInnen ihre Belange in der Planung berücksichtigt finden (RENN 2013, 79). Ein erster Schritt für die Implementierung eines derartigen Selbstverständnisses ist die Etablierung einer frühzeitigen und stetigen Teilhabe

der Bürgerschaft an der Planung. Ebenso wichtig wie diese prozessuale Einbindung ist eine Anerkennung der Bürgerschaft als Expertenkreis lokaler Zusammenhänge. Sie verfügen über ein lokalspezifisches Wissen, das zur Erzielung geeigneter Lösungen der Stadtentwicklung beiträgt. Ebenso liefert eine Konsultation der Bürgerschaft Anhaltspunkte bezüglich ihrer spezifischen Anforderungen und Bedarfe (RENN 2013, 76ff.). Auch werden Interessenkonflikte sichtbar, die damit offensiv angegangen werden können (FÜRST 2010, 149). Demnach gilt es in der Planung auch ein verändertes Selbstverständnis zu etablieren, nach dem BürgerInnenbeteiligung nicht zur Pflichterfüllung gehören, sondern als Erkenntnisquelle und damit als Bereicherung verstanden werden (RENN 2013, 72). So ist die Planung aufgerufen, in den Dialog mit der Bürgerschaft zu treten und sie in die Suche nach planerischen Lösungen zu involvieren (DEUTSCHER STÄDTETAG 2013, 5). In der Konsequenz kann ein Wandel von einer Top-Down gesteuerten zu einer *partizipativen Stadtentwicklung* in Auseinandersetzung mit den vielfältigen BürgerInnenbelangen angestoßen werden.

6.2 Argumentation statt Deduktion

Für eine partizipative Stadtentwicklung, die der Diversität an Interessen gerecht wird und die Integration komplexer Interessenlagen in den Planungsprozess ermöglicht, wird in der Planungstheorie die Konzeption einer Kommunikativen Planung angeführt. Die Kommunikative Planung folgt einer post-positivistischen Strömung, die sich gegen technokratische Planung wendet und Planung als einen sozialen Prozess der Aushandlung von Interessen betrachtet. Sie löst sich von einer einseitigen Entscheidungsfindung anhand von Quantifizierungen und rational-logischen Argumentationen, welche die BürgerInnen als autonome Wesen marginalisieren (HEALEY 1996a, 239). Während im technokratischen Verständnis die durch Expertise definierte, rational richtige Lösung im Mittelpunkt steht, möchte die Kommunikative Planung verschiedene richtige Lösungen aus unterschiedlichen Perspektiven aufzeigen und zusammenführen. Zugleich wird eine konsequente Integration von BürgerInnenbelangen in die planerische Lösungsfindung verfolgt. Hierzu werden Planungsprozesse im Diskurs durch Kommunikation und durch Verhandlungen (Argumentation) ausgestaltet (vgl. WIECHMANN 1998).

Die Kommunikative Planung vereint als Überbegriff verschiedene Ansätze der Planungstheorie, die mit dem *Argumentative Turn* seit den 1990er-Jahren ein Verständnis von Planung als einen sozialen Prozess der Kommunikation und hiermit einhergehend als Prozess der Aushandlung verfolgen (vgl. FISCHER, FORESTER 1993; FISCHER, GOTTWEIS 2012b). Als Kerngedanke betrachten Ansätze der Kommunikativen Planung, aufbauend auf die Theorie des kommunikativen Handelns nach HABERMAS, Rationalität als kommunikativ hergestellt

(vgl. HABERMAS 1995). Politik und Planung sind von fortwährenden Aushandlungen bestimmt, in denen der Gegenstand der Planung definiert wird. Auch werden Handlungsziele abgesteckt, die den Prozess der Planung normativ rahmen (FISCHER, GOTTSWEIS 2012a, 7). Mit dem Argumentative Turn erfolgt eine Reflexion eben dieser Aushandlungsprozesse. Hierzu wird der Diskurs zu einem konstituierenden Element von Planungsprozessen erhoben (zum Diskursbegriff vgl. Kapitel 4.3). Im Diskurs formen sich Wahrheiten sowie hierin enthaltene Wert- und Normsysteme, Positionen und Relevanzen als sozial geteilte, handlungsleitende Maßstäbe aus. Damit liefert der Diskurs auch in der Planung „basic stories and narratives that serve as modes of behavior, both positive and negative“ (FISCHER, GOTTSWEIS 2012a, 11). Bei der so verstandenen diskursiven Herstellung handlungsleitender Maßstäbe planerischer Praxis setzt die Kommunikative Planung an.

Wenn Vorstellungen über richtige oder falsche bzw. akzeptierte oder nicht akzeptierte planerische Lösungen im Diskurs hergestellt werden, so können auch planerische Lösungen im Diskurs herbeigeführt werden. Gegenstand der Kommunikativen Planung ist demnach die Herstellung und die Gestaltung des Diskurses bezüglich spezifischer Planungsinhalte und die Ableitung planerischer Lösungen im Diskurs. Damit folgt die Kommunikative Planung einer konstruktivistischen Perspektive (ALLMENDINGER 2002, 3). Was rational richtig, falsch, gut oder schlecht ist, ist ein soziales Konstrukt, welches in sozialen Prozessen hergestellt wird. Hierauf aufbauend ist auch die planerische Lösungsfindung ein sozialer Prozess, in dem in Aushandlungen unterschiedlicher Akteure ‚richtige‘ Lösungen konstruiert werden. In der Logik der Kommunikativen Planung werden planerische Lösungen kommunikativ bzw. im Dialog als Prozess ihrer Konstruktion erarbeitet. „It centered attention to the meanings and understandings people brought into an interaction, and on how ideas and meanings are actively shaped through interchange in public, through forms of reasoning in public.“ (HEALEY 2012, 60) Dabei ist das ‚Richtige‘ begründet als kommunikativ hergestellte Rationalität (ALLMENDINGER 2002, 16). In der Strömung der Kommunikativen Planung hat HEALEY (u.a. 1992; 1996b; 1997) den planungstheoretischen Diskurs mit ihrer Konzeption einer Kollaborativen Planung geprägt. Die Kollaborative Planung erweitert den Fokus von der planerischen Aushandlung auf ein planerisches Selbstverständnis, in dessen Praxis Planungsräume ‚besser‘ zu gestalten sind, damit sie als lebenswerte Stadträume angeeignet werden (u.a. HEALEY 2010).

6.3 Rollenverständnisse in der Planung

Die Kollaborative Planung distanziert sich von dem Selbstverständnis, dass PlanerInnen legitimiert sind, in ihrer Rolle als Experte Top-Down rational angemessene planerische Entscheidungen zu treffen und umzusetzen. Stattdessen strebt die Kollaborative Planung an, durch eine Kultur der Partizipation unterschiedlichsten Akteuren und Belangen gerecht zu werden (FAINSTEIN 2000, 453). Bereits HABERMAS als Wegbereiter der kommunikativen Wende betont den Bedarf einer Deliberativen Demokratie, in welcher der Bürgerschaft ein größeres Mitspracherecht zukommt und eine Vermittlung zwischen zivilgesellschaftlichen Meinungs- und Willensbildungsprozessen und formalisierten planerischen Prozessen besteht (vgl. HABERMAS 1997). Dieses Bestreben findet sich in der Kollaborativen Planung wieder. FISCHER, GOTTWEIS (2012a, 19) charakterisieren eine Kollaborative Planung als partizipativen kommunikativen Prozess. Sie umfasst „planning activity centered on working interactively with stakeholders with diverse stakes and on place development problems and futures in ways that recognize and respect multiple perspectives and modes of engaging in governance work and that promote inclusive and richly informed public policy making” (HEALEY 2012, 61). So will HEALEY (2012, 58) Kollaborative Planung nicht als technisches Verfahren der Planung verstanden wissen, sondern als Zusammenspiel von Praktiken im Umgang mit der Diversität an AkteurInnen und Interessenlagen. So lässt sich Kollaborative Planung auch als ein Bündel diskursiver Techniken und Praktiken beschreiben, welches die Gestaltung von Politik und Planung in bestimmter Weise ausgestaltet (vgl. HEALEY 2012, 58). HARRIS (2002, 22) fasst hierzu zusammen:

„Healey’s expression of collaborative planning clearly indicates a very practical orientation, illustrated most acutely in the statement that it is about ‚*how* political communities may *organise* to improve the quality of their places’. As a complementary definition of collaborative planning, it may also be interpreted as a personal statement on how spatial planning should be understood (...) [Herv. i. Org.]“

Hierzu bedarf es einer Veränderung planerischer Praktiken zugunsten einer integrativen Gestaltung von lebenswerten Stadträumen. Eine Voraussetzung hierfür, wie gleichzeitig auch eine Folge hieraus, ist ein Wandel des Rollenverständnisses der PlanerInnen. Im Verständnis der Kollaborativen Planung treten die PlanerInnen von ihrer Rolle als solitäre legitimierte GestalterInnen räumlicher Planung zurück. Stattdessen werden von einer Planung betroffene AkteurInnen zu ExpertInnen erhoben. Nach dem Vorbild einer Deliberativen Demokratie kommt dabei insbesondere auch der Bürgerschaft Aufmerksamkeit zu.

„Within communicative theory, the planner’s primary function is to listen to people’s stories and assist in forging a consensus among differing viewpoints. Rather than providing technocratic leadership, the planner is an experiential learner, at most providing information to participants but primarily being sensitive to points of convergence. Leadership consists not in bringing stakeholders around to a particular

planning content but in getting people to agree and in ensuring that whatever the position of participants within the social-economic hierarchy, no group's interest will dominate." (FAINSTEIN 2000, 454)

In der Integration unterschiedlicher Belange sowie in der Konsensfindung stellt jedoch weniger der ‚kleinste gemeinsame Nenner‘ eine Lösung bereit, da stets unvereinbare Positionen bestehen bleiben. Hier ist aufbauend auf HABERMAS (2001) eine ‚bestmögliche‘ Lösung gesucht, welche für eine Mehrheit der involvierten Akteure die Vorteile gegenüber ihren Zugeständnissen überwiegen lassen (HILLIER 2003, 44). Dabei übernehmen die PlanerInnen die Rolle der ModeratorInnen und MediatorInnen, um zwischen den Stakeholdern einen Austausch herzustellen, zwischen ihnen zu vermitteln und im Dialog zu konsensualen Lösungen zu kommen. Mit diesem Austausch wird der Planungsprozess zu einem Lernprozess, in dem Interessen, Ideen und Lösungen zusammengetragen oder in Aushandlungen generiert werden (FAINSTEIN 2000, 454).

6.4 Kollaborative Planung und Partizipation

Die Kollaborative Planung leistet mit der Integration unterschiedlicher Perspektiven in die Entscheidungsfindung einen Beitrag zur Ausgestaltung partizipativer Planungspraktiken.

„Collaborative planning practices are advocated not just for their instrumental value in making governance interventions in place development more effective, but also for their contribution to developing an inclusive polity in which the concerns of the many are considered. This is not just an idealistic value, but a discursive expression of real struggle going on in many parts of the world where citizens who are increasingly well informed demand more recognition of their perceptions, experiences, and values about the future.“ (HEALEY 2012, 62)

Jedoch kann eine direkte Partizipation betroffener Akteure zugleich in einem kontradiktorischen Verhältnis zu einer demokratisch legitimen Entscheidungsfindung stehen, wenn Interessen hier nur partiell wiedergegeben werden. Auch stoßen direkte demokratische Beteiligungsverfahren in einem System repräsentativer Demokratie an Grenzen der Legitimation. BürgerInnen können unter einer repräsentativen Demokratie formal nur Vorentscheidungen treffen, da Entscheidungen nur über gewählte Volksvertreter legitimiert sind. Gefordert wird jedoch vermehrt eine direkte Demokratie (OTHENGRAFEN, SONDERMANN 2015). Für Bürgerbeteiligungen, die einem demokratischen Grundverständnis gerecht werden, sind Standards erforderlich, die gewährleisten, dass unterschiedliche Belange der Bürgerschaft in den Planungsprozess eingetragen und zur Abwägung gebracht werden. Gehen planerische Lösungen ausschließlich aus Verhandlungen von Akteuren hervor, die sich ak-

tiv in den Dialog eingebracht haben, besteht die Gefahr, Anliegen weniger kommunikationsstarker Gruppen zu marginalisieren. Hierzu arbeiten insbesondere FLYVBJERG, RICHARDSON (2002) die Machtstrukturen auf, welche Planungsprozesse durchsetzen. Zur Herbeiführung planerischer Lösungen im Dialog bedarf es demnach etwa kommunikativer Fähigkeiten, die nicht jedem gegeben sind. Der kommunikative Austausch ist stets mit Verhandlungen unterschiedlicher Interessen verbunden und damit zugleich von Machtbeziehungen durchsetzt, in denen einzelnen SprecherInnen Deutungshoheiten zukommen. Über diese Deutungshoheiten werden Realitäten geschaffen, die divergierende Belange nivellieren: „(...) the power of words depends on the power of the speakers.“ (FAINSTEIN 2000, 458) So werden der soziale Status des Sprechers und die ihm zugeschriebenen Fähigkeiten und Entscheidungsgewalten zum zentralen Einflussfaktor der Konstitution ‚richtiger‘ Lösungen in der Verhandlung planerischer Fragen. Gleichermäßen werden kommunikative Fähigkeiten sowie im Speziellen Verhandlungsfähigkeiten entscheidend für die Gestaltung von Planinhalten (vgl. HARRIS 2002, 27). Infolgedessen bestimmen Akteure, die sich rhetorisch abheben und sich argumentativ durchsetzen, den Diskurs. Auch besteht die Gefahr, dass Prozesse der Kollaborativen Planung zum Deckmantel verkommen, um Entscheidungen nach Interessen dominierender Stakeholder außerhalb formeller Planungsprozesse zu legitimieren (HEALEY 2012, 63).

Im Diskurs der Kollaborativen Planung wird zwar anerkannt, dass nicht jede und nicht jeder gleichermaßen eigene Interessen artikulieren und sich für diese einsetzen kann. Jedoch wird der Marginalisierung von weniger kommunikationsstarken Gruppen kaum offensiv begegnet. In der Konsequenz kann es zur Dominanz einzelner Interessenlagen Artikulationsstarker kommen, womit anstelle einer Inklusion eine Marginalisierung von Interessen unterstützt wird (FAINSTEIN 2000, 461). Auch bedarf es in der Verhandlung einer Führung der Diskussion, wie insbesondere durch die Setzung von Verhandlungsgegenständen innerhalb der Agenda sowie durch die Eröffnung und Schließung von Themen in der Diskussion. Diese Führung hat immer auch eine Einflussnahme auf die Verhandlung und deren Ergebnisse zufolge (FAINSTEIN 2000, 458). Eine Lösungsfindung, die auf einem kommunikativen Austausch basiert, birgt die Herausforderung, ungleiche ‚Kräfteverhältnisse‘ zu reflektieren und zum Ausgleich zu bringen. Diese Herausforderung kommt vor allem den PlanerInnen zu. „Planners need to be open about their 'gate keeping' power roles, reflect upon bias and prejudices and be inventive about new processes and aims to stimulate possible new directions for local practice.“ (ALLMENDINGER 2002, 15) Hier sind Beteiligungsformen gesucht, welche die Partizipationschancen erweitern: „(...) they [should] achieve greater recognition of multiple stakes in all their complex diversity and provide fairly distributed opportunities for diverse stakeholders to have a say in what happens in and to the places they care about.“ (HEALEY 2012, 62) Statt zu fragen, wie eine Kollaborative Planung

umgesetzt werden kann, konzentriert sich die Aufarbeitung der Kollaborativen Planung auf die Rolle der PlanerInnen im Planungsprozess und auf die Frage, wie diese agieren sollten. Damit treten die Inhalte der Planung und die Abwägung derselben in inkludierenden, partizipativen Verfahren in den Hintergrund. „Instead of asking what is to be done about cities and regions, communicative planners typically ask what planners should be doing, and the answer is that they should be good (i.e., tell the truth, not be pushy about their own judgments).” (FAINSTEIN 2000, 455f.) Eine konzeptionelle Annäherung an die Frage, wie Planungsinhalte kollaborativ entwickelt werden können und wie sich diese in planerische Entscheidungen integrieren lassen, wird damit umso wichtiger.

6.5 Erschließung von Lebenswelten zur Gestaltung von Planinhalten

Während HEALEY (2010) die Planung aufruft, Städte lebenswert zu gestalten, bleibt zu konkretisieren, was Stadträume lebenswert macht. Ebenso differenziert, wie sich die Gegenwartsgesellschaft zeigt, sind auch die Ansprüche und Vorstellungen von einer lebenswerten Stadt (HEALEY 2010, 31). So sind Mittel und Wege gesucht, um die Diversität der Belange zu erfassen. „The project for many progressive planners has been to improve the livability and sustainability of the conditions of life of the diverse many and not just the few, in a world increasingly recognized in its complex multiplicities, with competing and conflicting structuring dynamics and power relations.” (HEALEY 2012, 61) Hier sind nicht nur die Ausstattung des Raumes relevant, sondern auch emotionale und affektive Verbindungen zu einem Planungsraum (FÜRST 2014, 59). Das Präferieren wie auch die Ablehnung bestimmter Orte trägt dazu bei, wo Menschen sich wie bewegen, welchen Räumen sie sich verbunden fühlen und ob sie für die Gemeinschaft aktiv werden. Auch kann die Bedeutung von Orten Auswirkungen auf planungsrelevante Entscheidungen von sozialen Akteuren haben, wie etwa auf die Wohnstandortwahl (MUSTERD, KOVÁCS 2013, 99). Demnach ist zu fragen, wie Menschen ihre Umwelt verstehen und sie empfinden (HEALEY 2010, 8).

Wesentliche Belange der Stadtentwicklung zeigen sich erst aus einer ‚Innenperspektive‘ derjenigen, die im Stadtraum ihren Alltag gestalten (vgl. CORBURN 2005). Die BürgerInnen sind ExpertInnen ihrer alltäglichen Umwelt. Sie sind vertraut mit lokalen Praktiken, die das Alltagsleben durchziehen, einhergehend mit spezifischen Vorzügen, Arrangements und Bedarfen, die im Alltag bestehen (PETERS 2008, 309). Auch sind sie vertraut mit Elementen und Phänomenen, die Stadträume als lebenswert konstituieren oder dies gerade verhindern. Um diese Kenntnisse für die Entwicklung lebenswerter Stadträume zu nutzen, sind somit in Annäherung an planerische Fragen der Stadtentwicklung zunächst die BürgerInnen als ExpertInnen ihrer Umwelt zu konsultieren. Gleichzeitig möchten BürgerInnen ihre

Belange respektiert wissen und in der Planung wiederfinden, sodass die Planung angehalten ist, den Lebenswelten der BürgerInnen als ‚Betroffene‘ planerischer Maßnahmen gerecht zu werden (vgl. GERLICH, STOIK 2008, 253). Hierzu sind Strukturen zu suchen, welche die Belange der Bürgerschaft sowie den Dialog zwischen Bürgerschaft und politisch-administrativem System eröffnen (vgl. DIEBÄCKER 2008, 275). Um sich dem konzeptionell anzunähern, sind Ansätze in der *Gemeinwesenarbeit* anschlussfähig. Diese wählen alltägliche Lebenswelten als Zugang, um Interessen- und Problemlagen nachzuvollziehen und für Entwicklungsmaßnahmen zugänglich zu machen. Dabei werden Bottom-Up Erhebungen von Belangen der Bürgerschaft mit Planungsprozessen Top-Down verbunden (vgl. GERLICH, STOIK 2008). Das Ziel ist es, BürgerInnen zu ermöglichen, ihre Interessen und Bedürfnisse in den planerischen Diskurs einzutragen. Dabei gilt es insbesondere, artikulationsschwache soziale Gruppen auszumachen und zur Artikulation ihrer Interessen zu verhelfen (GERLICH, STOIK 2008, 255). Um die soziale Barriere zwischen den Planenden und den BürgerInnen gering zu halten und Anliegen, Problemlagen und Vorzüge, die der Lebensraum bietet, alltagsnah zu erschließen, werden ebenso alltagsnahe Kommunikationssituationen gesucht (GERLICH, STOIK 2008, 257). Dabei werden niedrighschwellige Zugänge zum Alltagsleben der Bürgerschaft benötigt, über die sich ihre Belange erschließen und bündeln lassen. Mit einem Blick auf die empirische Sozialforschung widmen sich gerade ethnographische Ansätze der Herausforderung, fremde Lebenswelten anhand des gelebten Alltags zu erschließen. Demnach eröffnet eine unmittelbare Verzahnung der Planung mit Methoden der empirischen Sozialforschung einen Zugang zu planungsrelevanten Belangen der Bürgerschaft.

Eine Erschließung alltagsweltlicher Belange, wie sie zu einer Ausgestaltung von Planungsinhalten herangezogen werden können, wird im Folgenden anhand sozialtheoretischer und empirischer Ansätze ausgearbeitet (vgl. Abschnitt V, VI, VIII, IX). Hierauf aufbauend wird eine prozessorientierte Verbindung einer Planung Top-Down mit einer Bottom-Up Perspektive mithilfe eines Place-Making konzeptualisiert (vgl. Kapitel 16.2 , 24.2). Dabei fokussieren sich die Ausarbeitungen auf den Forschungsgegenstand ‚Grün im städtischen Alltag‘. Aus einer planerischen Perspektive lässt sich so ableiten, welchen unterschiedlichen Belangen der Bürgerschaft in der Entwicklung urbanen Grüns Relevanz zukommen. In Auseinandersetzung mit dem Forschungsgegenstand ist dieser jedoch zunächst im folgenden Abschnitt IV in seinen gesellschaftlichen Implikationen aufzuarbeiten

IV. SOZIALE ERSCHEINUNGSFORMEN VON GRÜN

Grün ist Gegenstand verschiedener Alltagsbereiche, in denen es eine Deutung erfährt. Eine Bestandsaufnahme gesellschaftlicher Zusammenhänge, in denen Grün Relevanz erlangt, sowie gesellschaftlicher Phänomene, die Grün aufgreifen, zeigt das Spektrum, in dem Grün ein Gegenstand des Gesellschaftlichen ist. Auch wird in einer Betrachtung alltäglicher Nutzungsformen von Grün sichtbar, inwiefern Grün für unterschiedliche soziale Gruppen Relevanz zukommt.

7. Grün und gesellschaftliche Phänomene

Grün ist ein etablierter Gegenstand der Stadtforschung. Zugleich ist eine vermehrte Thematisierung von Grün im Kontext neuer Phänomene der Stadtgesellschaft sowie als Beitrag für eine nachhaltige Stadtentwicklung zu beobachten. Auch hat Grün eine hohe Präsenz in praxisorientierten Diskussionen zur Stadtgestaltung. Hier zeugen Initiativen, Arbeitskreise und Publikationen, die sich der Etablierung und Gestaltung von Grün in der Stadt widmen, von einem erhöhten Interesse, das Grün in der Stadtentwicklung entgegengebracht wird (insb. DGGL 2014; STIFTUNG DIE GRÜNE STADT). Hierunter reihen sich Aktivitäten des Bundesministeriums für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit (BMUB) ein, das dem Thema Grün in der Stadt vermehrt Kapazitäten einräumt (BMUB 2015; BMUB, BMEL 2015). Die Veröffentlichung eines „Grünbuch Stadtgrün“ unterstreicht hier, dass mittels Grün neue Wege und Lösungen der Stadtentwicklung angestrebt werden (BMUB 2015). Die verschiedenen Bereiche, die Grün aufgreifen, vereint die Thematisierung von Grün als Beitrag zur Steigerung der Lebensqualität in der Stadt. Ein Querschnitt dieser Ansätze, Phänomene und Diskursstränge zeichnet nach, auf welche Weise Grün hier verhandelt wird. Auch verdeutlichen rezente Phänomene die Vielfalt an Lebensbereichen, in denen Grün eine Deutung erfährt, und legt Anknüpfungen zur Erschließung der Relevanz von Grün im städtischen Alltag offen.

7.1 Verhandlung der gesellschaftlichen Relevanz von Grün

Grün ist primär in Gestalt von Grün- und Freiräumen Gegenstand der Stadtentwicklung. Hier wird Grün als Beitrag für eine nachhaltige Stadtentwicklung verhandelt. Auch erfolgt eine Abwägung des Nutzwertes von Grün anhand von Ökosystemdienstleistungen. Zudem werden Nutzungskonflikte sowie die Verfügbarkeit von Grün im Stadtraum diskutiert.

Grün als Beitrag zur nachhaltigen Stadtentwicklung

Die Auseinandersetzung mit Grün ist vielfach eingebettet in Bestrebungen einer nachhaltigen Stadtentwicklung (vgl. CAMPBELL 1996). Auch wenn nicht explizit auf das Konzept der Nachhaltigkeit Bezug genommen wird, lassen sich Arbeiten in Auseinandersetzung mit der Relevanz städtischen Grüns nach ökonomischen, ökologischen sowie auch sozialen Belangen gliedern (SWANWICK et al. 2003, 103ff.). Hierzu zählt die Thematisierung von Grün als Beitrag für Stadtökosysteme in einer klimagerechten Stadtentwicklung (ökologische Belange), die Schaffung gleichwertiger Lebensverhältnisse, die Entwicklung von Orten sozialer Integration und die Entwicklung gesunder und lebenswerter Städte (soziale Belange) sowie die Steigerung der Vermarktungschancen von Wohn- und Wirtschaftsstandorten und deren Renditeerwartungen durch ein attraktives grünes Umfeld (ökonomische Belange) (BOCHNIG, SELLE 1992). Auch finden diese Belange in ihrem Zusammenwirken Beachtung, indem die allgemeine Relevanz städtischen Grüns für eine nachhaltige Stadtentwicklung diskutiert wird (BÜHLER et al. 2010; BURGESS et al. 1988; CHIESURA 2004).

Ökologischen Belangen folgend wird Grün im Metadiskurs des Klimawandels und der Strategiefindung zur Klimaanpassung in den Städten thematisiert (RÖBLER et al. 2005). Hier gelten Grün- und Freiräume als Basis städtischer Ökosysteme und damit als schützenswert. Grün liefert einen Beitrag für einen ökologisch nachhaltigen Umgang mit der städtischen Flora und Fauna (CHILLA 2005b, 184). In dem Metabolismus städtischer Lebensräume ist der Mensch auf die ökologische Ausgleichswirkung städtischer Grünssysteme angewiesen. Damit erbringt Grün eine gesellschaftliche Funktion. Grün leistet eine „(...) bioklimatisch-hygienische Funktion, eine Schutzfunktion in Bezug auf Lärm, Schadstoffe und Wind, eine stadtgestalterisch-ästhetische Funktion und stadträumliche Gliederungsfunktion“ (PETROW 2012, 806). In Anbetracht wiederholter Überschreitungen von Emissions-Belastungsgrenzen erlangen ökologische Anliegen zur Verbesserung der Stadtgesundheit einen erhöhten Stellenwert in der Stadtentwicklung. Zur Wirkung städtischen Grüns auf die Gesundheit besteht in der Umweltpsychologie wie auch in den Gesundheitswissenschaften ein breiter Diskurs, der an dieser Stelle nur überblickshaft angesprochen werden kann (vgl. u.a. ULRICH et al. 1991; VERHEIJ et al. 2008; BREI, HORNBERG 2009; KÖRNER et al. 2008; NIELSEN, HANSEN 2007; PETERSEN 2013; THOMPSON et al. 2014). Von städtischem Grün geht demnach eine lärm- und eine luftfilternde Wirkung sowie eine stabilisierende Wirkung auf das Mikroklima aus. Damit schwächen Grün- und Freiräume die negativen Auswirkungen großstädtischer Siedlungsformen wie Stressfaktoren und gesundheitsschädliche Emissionen ab (BARBEY 2012, 171ff; BRÄUER et al. 2011, 37f.). Gleichzeitig steigern Grün- und Freiräume das Wohlbefinden durch angenehme affektive Eindrücke und ästhetische Genüsse, die aus der Wahrnehmung von Grün resultieren (PETERSEN 2013, 354). Der Aufenthalt im Grünen fördert einen persönlichen Einklang durch Ruhe und Erholung. Gleichzeitig bieten Grün-

und Freiräume Räume und Anreiz für Sport und Bewegung und wirken sich so präventiv auf Erkrankungen des Herz-Kreislauf-Systems, des Bewegungsapparats wie auch auf die Ausprägung von Depressionen aus (BREI, HORNBERG 2009, 12). Für Kinder sind Grün- und Freiräume Bewegungs- und Erfahrungsräume, in denen sie motorische Fähigkeiten ausprägen und ihre Umwelt sinnlich und haptisch erschließen (GEBHARD 2013).

Die positiven Effekte von Grün auf die Lebensqualität lassen sich für eine Inwertsetzung von Standorten nutzen und infolgedessen als Beitrag für eine ökonomische Nachhaltigkeit deuten. So sind Grünbestände als Ausdruck gehobener Umfeldqualitäten für Marketingmaßnahmen anschlussfähig, wie etwa im Stadtmarketing oder in der Vermarktung von Immobilienstandorten (SCHÄFFER, ERDMANN 2013). Grün steht für vermarktungsfähige Qualitäts- und Distinktionsmerkmale in regionaler Konkurrenz um EinwohnerInnen und Gewerbeansiedlungen. Hier werden insbesondere wissensintensive Branchen angeführt, welche auf weiche Standortvorteile zur überregionalen Anwerbung qualifizierter Arbeitskräfte angewiesen sind. Hier wird Grün als Attraktivitätsfaktor zur Ausschöpfung des Humankapitals aufgegriffen (DEGEN 2008; ZUKIN 1995). Grünbestände bilden so ein symbolisches Kapital als „visible representations of neighbourhood quality“ (SWANWICK et al. 2003, 104). Auch ist Grün in der Stadt als rares Gut sozial umkämpft, sodass die persönliche Verfügbarkeit von Grün einen Prestigewert erlangt (ZUKIN 1995).

Die Verwendung von Grün als Qualitäts- und Distinktionsmerkmal verdeutlicht, dass sich soziale Ungleichheiten auch über die Verfügbarkeit von Grün ausdrücken (vgl. ROSOL 2011). Eine sozial gerechte Verteilung von Grün ist Gegenstand einer sozial nachhaltigen Entwicklung. Hier wird Grün als Ressource guter und gesunder Lebensbedingungen thematisiert (vgl. u.a. ANGUELOVSKI 2016; HORNBERG, PAULI 2012; ROSOL 2011). In Überschneidung von ökologischen und sozialen Belangen der Stadtentwicklung dient Grün der ästhetischen und gesundheitsorientierten Gestaltung von Stadträumen (vgl. u.a. BÜHLER et al. 2010; BURGESS et al. 1988; CHIESURA 2004; GIESEKE 2004). Grün- und Parkanlagen bergen „als Erholungs- und Bewegungsräume, als Identifikationsräume und Quartiertreffpunkte (...) das Potenzial (...), einen wichtigen Beitrag zur Lebensqualität in Städten zu leisten“ (KASPAR 2012, 13). Eine geringe Grünflächenverfügbarkeit und eine geringe Grünflächenqualität bilden demgegenüber Indikatoren für Disparitäten in der Verfügbarkeit einer gesunden und lebenswerten Umwelt und zeigen der Planung Handlungsbedarfe in der Schaffung gleichwertiger Lebensverhältnisse auf. Zudem begünstigen öffentliche Grünanlagen als Orte der Begegnung sowie als Orte spontaner sozialer Interaktion eine Integration sozialer Minderheiten (vgl. BÜHLER et al. 2010).

Problem der Legitimation von Grün in planerischen Abwägungen

In planerischen Diskursen zeichnet sich eine vermehrte Anerkennung der Relevanz von Grün in der Stadt für gesellschaftliche und ökologische Zusammenhänge ab. Jedoch lässt sich die Relevanz von Grün in einer von funktionalistischen und ökonomischen Kriterien geprägten Logik der Stadtplanung über eine marketingorientierte Inszenierung hinaus kaum adäquat darlegen. Während Grün einen Kostenfaktor im Haushalt der Städte und Kommunen darstellt, ist der gesellschaftliche Mehrwert von Grün nur bedingt quantifizierbar und schlägt sich selten unmittelbar monetär nieder. Infolgedessen fällt die Etablierung oder der Erhalt von Grün nicht selten hinter den rationalistischen Argumenten planerischer Abwägungen zurück. Um die Wertigkeit von Grün dennoch in einer rationalistischen Logik quantifizieren zu können, wird gegenwärtig vermehrt auf eine Betrachtung von Grün- bzw. Naturelementen in ihrer Dienstleistung für die Menschen zur Steigerung der Lebensqualität verwiesen. Einhergehend mit den Bestrebungen einer nachhaltigen Stadtentwicklung wird Grün dabei, aufbauend auf die Initiative des Millennium Ecosystem Assessment, als Gegenstand von *Ökosystemdienstleistungen (Ecosystem Services)* thematisiert (vgl. u.a. NIEMELÄ et al. 2010; SCHAICH et al. 2010; SCHRÖTER-SCHLAACK, SCHMIDT 2015). Ökosystemdienstleistungen umfassen den Nutzen oder die Vorteile, die für den Menschen aus Ökosystemen resultieren. Zu differenzieren sind bereitstellende Dienstleistungen (z.B. Nahrungsmittel, Trinkwasser), regulierende Dienstleistungen (z.B. Hochwasserschutz, Klimaanpassung), kulturelle Dienstleistungen (z.B. Erholung, Tourismusangebote) sowie unterstützende Dienstleistungen (z.B. Förderung der Bodenbildung, Erhalt von Nährstoffkreisläufen) (HASSAN et al. 2005, xvi). Die Vorteile oder Nutzen werden als Dienstleistungen gedeutet, um den gesellschaftlichen Wert der Ökosystemelemente hervorzuheben und hierüber zur Rechtfertigung naturkonservierender und naturschützender Maßnahmen beizutragen (SCHAICH et al. 2010, 269). Grün im Stadtraum wird somit, der ökonomisch fundierten Logik der Planung folgend, als eine Ressource zur Steigerung der Lebensqualität aufgegriffen (HEILAND 2006, 34).

Um die Wertigkeit von Grün messbar zu machen und damit quantitative Argumente in der planerischen Abwägung für den Erhalt oder die Etablierung von Grün im Stadtraum zu schaffen, spiegeln verschiedene Ansätze die Relevanz von Grün anhand von Geldwerten. Etwa dienen das Vorhandensein und die Beschaffenheit von Grün als Variablen zur Erklärung des Preisniveaus auf dem Immobilienmarkt. Ein positiver Zusammenhang zwischen dem Immobilienpreisen und der Grün- und Freiflächenausstattung unterstreicht hier, dass Grün durchaus ökonomische Effekte zukommen (vgl. BUDINGER 2012; ERDMANN, SCHÄFFER 2015; KENNEWEG 2004; MATZ 2006; RUSCHE 2012). Auch kann festgestellt werden, dass Investoren und AnwohnerInnen vielfach bereit sind, für das Vorhandensein gewisser Grünstrukturen einen Geldwert zu zahlen (*Willingness-to-Pay* Ansatz vgl. u.a. RUSCHE 2012).

So lassen sich mit der Ermittlung eines Geldwertes von Grün der Erhalt und die Etablierung von Grünräumen in der Konkurrenz um Flächennutzungen leichter ökonomisch rechtfertigen. Dass die Grün- und Freiräume auf dem Immobilienmarkt offenbar ‚Geld wert‘ sind, spiegelt zudem im Umkehrschluss den gesellschaftlichen Stellenwert städtischen Grüns wider (IPSEN 2006, 72).

In der Betrachtung der alltagsweltlichen Bedeutung von Grün sind vorwiegend *kulturelle* Dienstleistungen relevant (vgl. u.a. MILCU et al. 2013; SCHAICH et al. 2010). Diese werden definiert als „[t]he nonmaterial benefits people obtain from eco-systems through spiritual enrichment, cognitive development, reflection, recreation, and aesthetic experience, including, e.g., knowledge systems, social relations, and aesthetic value“ (CHOPRA et al. 2005, 600). In diesem Kontext lässt sich Grün, betrachtet als Naturelement in der Stadt, als Quelle sinnlich-ästhetischen Genusses und damit als Beitrag zu einem ‚guten Leben‘ deuten (OTT 2013, 159). Die Auseinandersetzung mit der genussvollen Aneignung der Natur und des Beitrags der Natur für die eigene Lebensqualität lässt sich mit dem Begriff des eudaimonistischen Wertes der Natur spezifizieren, wie er in der Philosophie sowie speziell in der Umweltethik verwendet wird. „Der Begriff der eudaimonia bezieht sich seit Aristoteles auf Formbestimmungen eines gelingenden, erfüllten, kurzum: eines guten menschlichen Lebens. Ein solches gutes Leben zeigt sich im Vollzug menschlicher Praxis und in der Ausübung menschlicher Fähigkeiten.“ (OTT 2013, 153) Eudaimonistische Werte gehen aus Naturerfahrungen hervor als „sinnliche Erfahrung von Naturwesen, biozönotischen Gefügen und Landschaften“ (OTT 2013, 154). Die Formulierung eudaimonistischer Werte dient der Formung umweltethischer Maßstäbe sowie hierauf aufbauend der Legitimation naturschützender Maßnahmen. Jedoch ist der Nutzen kultureller Dienstleistungen im Vergleich zu ökologischen Implikationen von Ökosystemen schwer greifbar (vgl. u.a. SCHAICH et al. 2010; STEPHENSON 2008). Die Wechselwirkungen zwischen Gesellschaft und Ökosystem lassen sich auch hier nicht quantitativ beschreiben (SCHAICH et al. 2010, 270). Ansätze versuchen den kulturellen Wert über qualitativ-verstehende Ansätze, wie etwa anhand phänomenologischer Zugänge, zu erschließen. Doch bleibt die Konkretisierung kultureller Werte von Naturelementen bzw. allgemein von Grün hier weitgehend explorativ.

7.2 Grün als Impuls der Stadtentwicklung

In Fragen der Stadtentwicklung wird Grün zur Attraktivitätssteigerung von Stadträumen aufgegriffen. Dabei kommt Grün eine Symbolwirkung zu, sei es als Symbol für die Belebung mindergenutzter Stadträume, wie insbesondere von Brachen, oder auch als Symbol des Widerstandes und alternativer Denkweisen im Kontext eines städtischen Lebens.

Revitalisierung des Stadtraums

Eine Betrachtung von Grün als Beitrag zur Gestaltung lebenswerter Stadträume findet sich unter anderem im Umgang mit entleerten Stadträumen. Begrünungen sowie die Einrichtung von Grünräumen dienen der Attraktivitätssteigerung schrumpfender und städtebaulich perforierter Städte. Werden Brachen wie Konversionsflächen sowie ungenutzte Gewerbeflächen oder Baufelder in Grün- und Freiflächen umgewandelt, kann dies zu einer Aufwertung des Stadtraums beitragen und positive Impulse für die Stadtentwicklung geben (vgl. u.a. HAASE 2008; RINK 2009; RINK, MATHEY 2010; RÖBLER 2010). Die Erschließung dieser Potenziale wird jedoch vielfach durch fehlende öffentliche Mittel zur Finanzierung der Freiraumbewirtschaftung gehemmt. Hier sollen private Kooperationen und bürgerschaftliches Engagement zu einer Umwandlung von Brachen zu Grünräumen beitragen (GISEKE 2004; 2007). Als *Do-it-yourself-Urbanismus* werden BürgerInnen zu Mitgestaltenden von Stadträumen aktiviert (WILLINGER 2007, 736). „Notwendig ist eine neue Vorstellung von Stadt, in der ein breites Spektrum bürgerschaftlicher Initiativen in das Entstehen von Orten involviert ist, indem Bürger (...) Stadtraum selbst gestalten können. Für einen solchen Do-it-yourself-Urbanismus sind komplexe unsichtbare Strategien nötig, die (...) auf Aneignungsmöglichkeiten, auf Sinnggebung [zielen].“ (WILLINGER 2007, 736) Dabei gilt es als strategisches Ziel, dass BürgerInnen in der Nutzung und Mitgestaltung von Räumen ihren eigenen Sinn und damit auch sich selbst verwirklichen können. Grünräume werden zum Ausdruck der Identität erhoben, wodurch die Involvierten vermehrt Sorge für ‚ihre‘ Grünräume tragen und eher zur attraktiven Gestaltung des Stadtraums beitragen.

Gärtnern in der Stadt

In immer mehr Städten setzen sich Initiativen des gemeinschaftlichen Gärtnerns durch, die als *urbane Landwirtschaft*, *Urban Gardening* und *Community Gardening* thematisiert werden (vgl. MÜLLER, 2012b; ROSOL 2006). Während sich die urbane Landwirtschaft unspezifisch auf den Nahrungsmittelanbau im Stadtraum bezieht, meint ein Community Gardening zumeist wohnungsnaher Grünräume, die zum gemeinschaftlichen Gärtnern genutzt werden. Im Urban Gardening bestehen die Gärten meist als Zwischennutzung im Stadtraum, die vereinzelt als Projekte einer partizipativen Stadtentwicklung verstetigt werden. Die Motive des Gärtnerns sind dabei vielfältig. „Sie reichen vom Wunsch, sich gesund zu ernähren, einen Naturraum mitten in der Stadt zu gestalten, der Nachbarschaft zu begegnen, praktische Beiträge gegen die Abholzung von Urwald für die Nahrungsmittelversorgung der nördlichen Hemisphäre zu leisten, bis hin zur Diskussion der Frage, für welche Zwecke die Kommune ihre Flächen zur Verfügung stellen soll.“ (MÜLLER 2012a, 9) In Abgrenzung zu den traditionellen Kleingärten erfolgen ein Urban Gardening und ein Community Gar-

dening meist in Arealen, die informell in einem Verbund von Engagierten bepflanzt werden (vgl. IOANNOU et al. 2016). In Abgrenzung zur Kleingartennutzung stehen die gemeinsame Nutzung des Areals sowie die hieraus resultierende Gemeinschaftsbildung im Vordergrund (PETROW 2012, 810). So sind die Gärten beliebte Orte der Zusammenkunft (ROSOL 2006; SPITTHÖVER 2010). Insbesondere im Rahmen von Urban Gardening bilden sich hier oft Szenen und Interessensgemeinschaften. Dabei beteiligen sich im Vergleich zur Kleingartennutzung stärker jüngere Menschen. Auch werden Aktivitäten des Urban Gardening als Trend oder Lifestyle junger Urbaniten stilisiert.

Grün als Ausdruck von Protest, Widerstand und alternativen Gesellschaftsformen

Informelle städtische Gärten dienen nicht selten als Bühne linksorientierter sowie ökologiebewusster Initiativen und begünstigen neue Formen und Orte politischer Aushandlungen (vgl. WERNER 2012). Auch soll das Gärtnern eine Wertschätzung der Natur fördern und alternative Form des Wirtschaftens eröffnen (vgl. BENNHOLDT-THOMSEN 2012). Ebenso folgt das Gärtnern dem Streben, Stadt und Natur zu vereinbaren (vgl. u.a. RICHARD 2012). Dabei ist das Phänomen des Urban Gardening an eine symbolische Aneignung von Räumen gekoppelt (PETROW 2012, 810). Es werden Areale okkupiert und als Reformbotschaften und Protestsymbolik der selbstbestimmten Stadtentwicklung instrumentalisiert (vgl. u.a. IOANNOU et al. 2016; LANG 2014; MÜLLER 2012b). Auch dienen die selbstbestimmte Nutzung und der Anbau von Lebensmitteln als Ausdruck von Autonomie. Dabei wird im Gärtnern der eigene Lebensraum aktiv und sichtbar mitgestaltet (vgl. BORGSTEDT 2012). Das Gärtnern erscheint als eine Initiative, über die ein Recht auf Stadt eingefordert wird, wie es auch LEFÈBVRE (1996) formuliert. Eine Fortführung des Protestgedankens stellt das *Guerilla Gardening* dar als aktionistisches Säen und Pflanzen im öffentlichen Raum (VON DER HAIDE et al. 2012). Das Säen dient als Protest für mehr Mitgestaltung sowie für mehr Lebensqualität in der Stadt (MCKAY 2011; REYNOLDS 2009; WERNER 2012; WILDNER 2009).

Phänomene wie Guerilla Gardening und Urban Gardening sind symbolträchtig für einen veränderten Blick auf städtisches Grün und geben Impulse für eine partizipative Gestaltung von Städten (vgl. u.a. BELL et al. 2016; BREUSTE 2010; SEGERS, VAN MOLLE 2014). Zudem werden dem gemeinschaftlichen Gärtnern positive soziale Effekte zugeschrieben, wie die Förderung eines sozialen Zusammenhalts sowie einer raumbezogenen Identifikation. Diese Effekte finden insbesondere im Themenfeld des Community Gardening Vertiefung (ROSOL 2006; 2010). Hierunter zielt die Etablierung *Interkultureller Gärten* darauf ab, Grünräume als Orte der Begegnung von Menschen unterschiedlicher kultureller und sozialer Kontexte zu etablieren. Ebenso dienen Gärten für MigrantInnen in schwierigen ökonomischen Verhältnissen der Subsistenz sowie dem Anbau bevorzugter kulturspezifischer Lebensmittel (vgl. WARD THOMPSON 2002).

Aufwertung der gebauten Stadt

Über die beschriebenen Phänomene des Gärtnerns hinaus lassen sich weitere Bestrebungen erkennen, Grün in die Stadt zu bringen. Etwa wird einem mangelnden Platzangebot für Grün in der Stadt durch *Vertikale Gärten* und Dachbegrünung begegnet. Durch diese Form der Begrünung lassen sich gezielt positive Effekte von Grün im Stadtraum nutzen (BLANC et al. 2009; BRETSCHNEIDER 2014, 101ff.). Hierunter stehen meist ästhetische und mikroklimatische Effekte (Kühlung) im Vordergrund. Zudem wird Grün auch außerhalb der klassischen Erholungsnutzung forciert, wie etwa als „essbare Stadt“ Andernach (KOSACK et al. 2011). Auch werden mindergenutzte Flächen freigegeben, um diese unter Mithilfe privater Initiativen zu öffentlich nutzbaren Grünräumen zu entwickeln. Hier bildet die New Yorker High Line ein prominentes Beispiel für die Schaffung von Grünräumen in Kooperation von privaten Initiativen und der öffentlichen Hand. Doch wird unter dem Schlagwort *Green Gentrification* oder *Environmental Gentrification* kritisiert, dass das hohe Interesse an Grün in der Stadt zu neuen Aushandlungs- und Verdrängungsprozessen führt und infolgedessen Aufwertungen mittels Grün eine soziale Verdrängung sozial Schwächerer befördern können (ANGUELOVSKI 2016; CHECKER 2011; DOOLING 2009; vgl. WOLCH et al. 2014).

Die Bemühungen um eine Etablierung von Grün in der Stadt sowie die Ausprägung neuer Nutzungsformen von Grün bilden ein gesellschaftliches Interesse an Grün im Stadtraum ab. Auch zeigen die Initiativen und Phänomene auf, dass Grün als positiver Impuls im Umgang mit gesellschaftlichen Herausforderungen ein Stellenwert zukommt. Jedoch handelt es sich zumeist um Einzelprojekte, an denen nur ein kleiner Kreis der Bürgerschaft partizipiert. Hier bleibt die Ausstrahlungskraft der Initiativen und Phänomene auf die alltagsweltliche Relevanz von Grün außerhalb involvierter Personenkreise zu eruieren.

7.3 Problematisierung von Grün-Räumen

In einer Differenzierung der Relevanz von Grün in der Stadt kommen neben positiven sozialen Aspekten auch soziale Konflikte zum Vorschein, die in öffentlichen Grünräumen verortet werden und die Nutzung und Wertschätzung derselben beeinflussen. Hierunter lassen sich Aushandlungen der Aneignung von Grünräumen anführen sowie Kriminalitätssängste und Unsicherheitsempfinden, die mit Grünräumen verbunden werden.

Aushandlung und Aneignung

Öffentliche Grünräume sind Räume der machtgeprägten Aushandlung ihrer NutzerInnen sowie ihrer Nutzung. Oft stehen die Interessen unterschiedlicher NutzerInnen, wie etwa von Eltern mit Kindern, RadsportlerInnen oder Jugendlichen, im Widerspruch zueinander,

während sie den Raum gleichermaßen für sich beanspruchen. Nutzungsregelungen, die von der öffentlichen Hand ‚Top-Down‘ gesetzt werden, dienen hier zur Schlichtung, indem Nutzungen zugelassen oder ausgeschlossen werden. Diese Reglementierungen sind jedoch ebenso ein Resultat machtvoller Aushandlungen und ein Ausdruck praktischer Machtausübung, die über die Herstellung von ‚Recht und Ordnung‘ im Gemeinwohlsinne legitimiert wird. Im Alltag wird diese Machtausübung vielfach durch tolerierte Verstöße aufgeweicht, wie etwa das Fußballspielen im Park (TESSIN 2011, 45ff.). Dieses Aufweichen wiederum birgt erneut Konfliktpotenziale in der Aushandlung von Nutzungsweisen. Mit der Aushandlung einher geht zudem die Aneignung von Räumen als ein sich Platzieren im Raum und als symbolischer Ausdruck gruppenspezifischer Anspruchshaltungen an den Raum. Grünräume sind hier als öffentliche Räume, die zugleich Freiraum zur individuellen oder gruppenspezifischen Interpretation von Raumnutzungen bieten, in besonderer Weise Gegenstand von Aneignungen (vgl. TESSIN 2011, 164ff.). Die Aneignung kann dabei auf einer emotionalen, auf einer physisch-materiellen sowie einer symbolischen Ebene erfolgen. Während emotionale Raumaneignungen im Kontext eines Heimatgedankens und raumbezogener Identifikationen überwiegend positiv konnotiert sind (FENSTER 2004; KEITH, PILE 1993; SHAMAI 1991; WEICHHART 1990), liefern symbolische und physische Raumaneignungen als ein Ausdruck von Machtbeziehungen unmittelbare Konfliktpotenziale. So besetzen soziale Gruppen oder Individuen durch das sich Platzieren im Raum denselben physisch wie symbolisch und schließen andere aus. Etwa okkupieren Gruppen von Jugendlichen Grünräume zum gemeinsamen Verweilen (vgl. u.a. HERLYN et al. 2003). Dabei können sichtbare Raumaneignungen die Lesart von Grünräumen prägen. Ist etwa die erkennbare soziale Distanz zu den NutzerInnen oder Nutzergruppen zu groß, die sich im Raum platzieren, oder sind deviante soziale Gruppen sichtbar, kann dies bei dem Betrachtenden zu Verunsicherung führen, sodass die entsprechenden Räume gemieden werden. In enger Verbindung hierzu werden öffentliche Grünräume im Diskurs um Ängste und Unsicherheiten im öffentlichen Raum aufgegriffen (vgl. SREETHERAN, VAN DEN BOSCH 2014).

Kriminalität und Kriminalitätssangst

Öffentliche Grünräume werden als prädestinierte Kontexte für deviantes Verhalten problematisiert (TESSIN 2011, 45ff.). Die Abgeschiedenheit gegenüber dem städtischen Treiben sowie dunkle oder schwer einsehbare Nischen bieten Raum für jene Handlungen, die von der sozialen Kontrolle der Gesellschaft unentdeckt bleiben sollten. So waren öffentliche Grünräume bis Ende der 1980er-Jahre vielfach Treffpunkt Homosexueller, während gegenwärtig Drogenhandel und -konsum in Grünräumen einen bedeckten Ort der finden. Trotz aller Bedecktheit können Handlungsweisen, die der sozialen Ordnung widersprechen, während eines Aufenthalts in Grünräumen unmittelbar sichtbar werden. Auch werden

mögliche Bedrohungen, die von einer Störung der sozialen Ordnung ausgehen, stereotypisch in öffentlichen Grünräumen verortet. Es resultiert eine Stigmatisierung von Grünräumen als gefährlich oder gar als ‚No-Go-Area‘. Etwa erscheinen Parks zu Nachtzeiten als bedrohliche Orte, an denen man sich in Gefahr begibt, einem Raub oder körperlichen Übergriffen zum Opfer zu fallen. Hiermit einher geht eine Verräumlichung von Unsicherheit, in der Grünräume als Gefahren- oder Angsträume synthetisiert werden (vgl. GLASZE et al. 2015). Gegenstand der Stigmatisierung öffentlicher Grünräume als unsicher oder gefährlich ist jedoch weniger die faktisch stattfindende Kriminalität, sondern mehr noch die Kriminalitätsfurcht (REUBAND 2009). Viele Ängste ließen sich anhand von Kriminalitätsstatistiken als irrational marginalisieren. Dennoch entfalten diese Ängste, da sie als real empfunden werden, eine praktische Wirkung. Entscheidend für das Alltagsleben ist damit die empfundene Bedrohung, welche wiederum durch Stereotypen und Stigmatisierungen gesellschaftlich hervorgebracht wird (vgl. GLASZE et al. 2015). So basiert die Angst vor allem auf Vorurteilen, die medial geprägt und verstärkt werden (vgl. RACEK 2003). Auch wird das Maß der Gefährlichkeit öffentlicher Grünräume vermeintlich sichtbar durch anwesende Personen, von denen eine Gefährdung erwartet wird (HUNOLD 2015, 289). Demnach stehen bestimmte Personengruppen, die aufgrund sichtbarer Merkmale identifiziert werden, unter Generalverdacht, die soziale Ordnung zu stören. Sie gelten als unerwünscht oder werden unter Umständen als Bedrohung empfunden (HUNOLD 2015, 292).

Unsicherheiten

Nicht jede Verunsicherung basiert auf einer Angst vor kriminellen Handlungen. GLASAUER (2015, 219) identifiziert hierzu ein unspezifisches Unsicherheitsgefühl, welches an den Aufenthalt in öffentlichen Stadtraum geknüpft ist. Dieses wird durch die unabwendbare Konfrontation mit Unbekannten und dadurch bedingte Irritationen ausgelöst. Auch werden soziale Verwerfungen wie Obdachlosigkeit oder Suchtkrankheit in öffentlichen Grünräumen insbesondere in zentralen Stadtlagen häufig sichtbar. Hierunter finden sich typische Ansichten, die Unbehagen und Verunsicherung auslösen, wie etwa Spuren von Vandalismus, Müll und Hundekot, Beschmutzungen und Beschädigungen. Auch werden ‚herumlungernde‘ Jugendliche sowie Obdachlose und Trinkerszenen, die sich in Parkanlagen aufhalten, als Auslöser für Unbehagen angeführt (HUNOLD 2015, 297). Dabei sind die Übergänge fließend zwischen einem Unwohlsein durch die Anwesenheit unerwünschter Personen, wie etwa ‚Trinkerszenen‘, und der Identifizierung von Personen als möglicherweise gefährdend. Ein Unbehagen gegenüber bestimmten sozialen Gruppen kann als Auslöser von Ängsten bereits genügen. Eine Erklärung für diese Verunsicherung basiert auf der Annahme eines Strebens der Betrachtenden nach dem Erhalt oder der Wiederherstellung sozialer Ordnung. Trunkenheit, Müll und Vandalismus stellen Irritationen der vertrauten

Ordnung nach traditionellen Wert- und Normvorstellungen dar. Sie sind Anzeiger sozial unerwünschten Verhaltens und weisen auf einen Verlust sozialer Kontrolle und von ‚Recht und Ordnung‘ hin (Signs of Incivilities, BOERS 1991, 2003), woraus wiederum eine Verunsicherung resultieren kann (HUNOLD 2015, 289f.). Auch wenn die Irritationen der etablierten Ordnung faktisch nicht bedrohlich sind, können sie dennoch die Lebensqualität mindern, indem sie als störend, ärgerlich oder belastend erlebt werden und ein Gefühl des Kontrollverlustes evozieren (HUNOLD 2015, 298).

In gleicher Weise erscheint auch das ‚Verwildern‘ von Grünräumen als Vernachlässigung gesellschaftlicher Ordnungspflichten oder als Ausdruck von Missständen. Die Stadt bietet Schutz vor unkontrollierten Natureinflüssen und symbolisiert eine Emanzipation von der Natur. Unkontrolliert wachsendes Grün untergräbt dieses Selbstverständnis und kann so zu Verunsicherungen beitragen. Auch wird eine Brache, wenn sie von ‚wilden‘ Pflanzen bewachsen ist, zu einem negativen Symbol ökonomischer und sozialer Degradierung von Räumen und trägt ebenso wie die Beobachtung sozialer Missstände zu einem Unbehagen bei (HEILAND 2006, 35). Jedoch kann nicht von einem einheitlichen Streben nach demselben Maß sozialer und physischer Ordnung ausgegangen werden. Soziale Ordnung unterliegt unterschiedlicher Deutung und auch Anzeichen des Verlustes sozialer Kontrolle werden nicht in gleicher Weise wahrgenommen und gewertet. Demnach ist der ‚Anlass zur Sorge‘ unterschiedlich ausgeprägt und schwer greifbar.

Als Reaktion auf die Minderung der Lebensqualität durch das Empfinden von Unsicherheit erfolgte in der Landschaftsarchitektur der letzten Dekade vielfach der Versuch, Verhaltensweisen durch gestalterische Mittel zu lenken. Mit einer Präventionsarchitektur werden baulich-gestalterische Mittel platziert, die normkonformes Verhalten zulassen und unerwünschte Verhaltensweisen wie Vandalismus, Kriminalität und Ruhestörungen verhindern sollen (TESSIN 2009, 2011, 57). Etwa werden dunkle Nischen beseitigt oder in der Neugestaltung von Grünanlagen vermieden. Auch finden sich keine geschützten Bereiche, die unerwünschten sozialen Gruppen wie Jugendszenen oder Trinkergruppen Unterschlupf gewähren oder Gelegenheit zum längeren Verweilen bieten. Jedoch:

„Durch die räumlich-funktionale Organisation des Parks, wozu u.a. auch noch die sozialräumliche Platzierung des Parks im Stadtgefüge, seine klare räumlich-visuelle Abgrenzung gegenüber der Geschäftigkeit der Stadt, der Größenzuschnitt des Parks, die Schaffung von Übersichtlichkeit und Einsehbarkeit zählen (oder gerade von Nischen und Abschirmungen), durch all dies lässt sich norm- und rollengerechtes Verhalten in den Parks zwar nahe legen, aber es handelt sich dabei doch offensichtlich mehr um ein Angebot: sozial erwartetes Verhalten wird nahegelegt, aber es kann letztlich so doch nicht sichergestellt werden. Ganz zu schweigen von jenen, weitgehend ‚enträumlichten‘ Verhaltensnormen z.B. die Bekleidung betreffend, Umgangsweisen miteinander usw.“ (TESSIN 2011, 46)

Genderfragen

In der problemorientierten Betrachtung von öffentlichen Grünräumen öffnet sich ein umfangreiches Diskursfeld genderspezifischer Fragen der Freiraumnutzung, das an dieser Stelle nur im Kontext etablierter Planungspraktiken des deutschsprachigen Raums angedrückt werden kann (vgl. u.a. FELTZ 2002; HARTH 2005, 2007; SPITTHÖVER 2000). Ein Denken in zwei Geschlechtern ist in der Gesellschaft tief verankert, wobei beiden Geschlechtern unterschiedliche Ansprüche, Bedarfe und Möglichkeiten der Raumnutzung zugeschrieben werden (vgl. BECKER 2000). Dies betrifft auch die Freiraumnutzung: „While societal gender relations manifest themselves in the open space, influencing its use and assessment, as well as certain needs and requirements, the conditions prevailing in open spaces differentiate the scope for action and the possibilities for satisfying needs in terms of gender.” (HARTH 2007) Im Umgang mit Genderaspekten der Freiraumnutzung teilt sich das Feld in einen Zugang zur Erschließung genderspezifischer Freiraumbedarfe als Grundlage für planerische Entscheidungen und Arbeiten, die soziale Konstruktionen von Geschlecht kritisch hinterfragen und den Weg für andere Deutungsweisen ebnen. Hierunter findet sich insbesondere eine Dekonstruktion etablierter gesellschaftlicher Selbstverständnisse genderspezifischer Zuschreibungen von Nutzungsräumen und Nutzungsmustern. So prägt vor allem die Annahme einer vermehrten Gefährdung von Frauen im öffentlichen Raum die gesellschaftliche Erwartung, dass Frauen bestimmte Orte zu bestimmten Zeiten nicht betreten sollten, um kein Opfer von Übergriffen zu werden (vgl. u.a. BONDI 2005a; KUTSCHINSKE, MEIER 2000; PAIN 2001). Bei Nichtachtung dieser normativen Setzung resultieren Mahnungen oder Frauen kommt eine Mitschuld an etwaigen Übergriffen zu (KUTSCHINSKE, MEIER 2000, 143). Diese und ähnliche Formen sozialer Konstruktionen von Gefahrenräumen und Geschlechterrollen führen zu einer Einschränkung der Autonomie von Frauen, die sich in einer raum-zeitlich begrenzten Bewegungsfreiheit äußert und durch etablierte Nutzungsmuster reproduziert wird (vgl. BECKER 2002).

Als Konsequenz dieser Reflexion gesellschaftlicher Zuschreibungen ist die Planung aufgefordert, mittels eines Gender Mainstreaming eine Chancengleichheit der Geschlechter in allen Gesellschaftsbereichen anzustreben (vgl. STIEGLER 2010). Hierzu bedarf es genauer Kenntnisse der Bedürfnisse und Anforderungen, die an die Nutzung von Grün- und Freiräumen gestellt werden (vgl. u.a. KASPAR 2012; KRENICHYN 2006; SPITTHÖVER 2000). Empirische Studien zeigen im Allgemeinen, so fasst es HARTH (2007) zusammen, dass Frauen häufiger in Freiräumen anzutreffen sind als Männer, wobei sich dieser Aufenthalt in Grünräumen vorwiegend dem Zweck der Kinderbetreuung dient. Während sich Männer eher Räume für raumgreifende Aktivitäten suchen, sind Frauen und Mädchen ästhetische und atmosphärische Aspekte der Grüngestaltung vergleichsweise wichtiger, ebenso wie eine sichere Umgebung und die Möglichkeit, sich zurückziehen zu können (vgl. PARAVICINI

2003). Doch haben sich analog zu einer Ausdifferenzierung von Lebensentwürfen, Lebensstilen auch die Prioritäten und Präferenzen von Frauen und Mädchen in der Nutzung von Grünräumen ausdifferenziert (BÜHLER et al. 2010). In vielen Bereichen haben sich ihre Nutzungsweisen denjenigen der Männer und Jungen angenähert, während diese kaum Veränderungen in den Nutzungsformen aufweisen. Dennoch bleiben Unterschiede bestehen. Hier ist jedoch zu fragen, inwiefern andere soziale Kontexte, wie etwa milieuspezifische, kulturspezifische oder altersbedingte Einflüsse, die Nutzung öffentlicher Grünräume stärker prägen als genderspezifische Präferenzen oder aber ob genderspezifische Nutzungsmuster sich weiter ausdifferenzieren (vgl. u.a. BÜHLER et al. 2010; ORTIZ et al. 2004). Auch ist zu fragen, welche Nutzungsmöglichkeiten als Maßstab der Chancengleichheit dienen. ‚Männliche‘ Nutzungsformen auch für Frauen zu ermöglichen und damit die Ausprägungen ‚männlicher‘ Nutzungsmuster als Norm zu erheben, kann hier nicht zielführend sein (HARTH 2007). So steht die Freiraumplanung vor der Herausforderung, auf genderspezifische Bedürfnisse einzugehen, ohne dabei stereotypische Zuschreibungen zu reproduzieren. Hierzu kann eine empirische Differenzierung von Nutzungsansprüchen beitragen.

8. Konkretisierung des alltagsweltlichen Umgangs mit Grün

Zur Erschließung der Relevanz von Grün im städtischen Alltag ist über eine Differenzierung des gesellschaftlichen Umgangs mit Grün hinaus zu betrachten, wie Grün im Alltag individuell aufgegriffen wird und Relevanz erlangt. Hierzu erfolgt eine Zusammenschau von Ansätzen, die Präferenzen und Bedarfe in der Nutzung von Grün aufarbeiten und alltagsweltliche Relevanzen von Grün ableiten. Auch werden Forschungsbedarfe in der Erhebung der Relevanz von Grün identifiziert.

8.1 Nutzungsformen städtischen Grüns

Im Allgemeinen erfolgt die Nutzung von Grünräumen als optionale Aktivität der Freizeitgestaltung. Die Ausübung derselben wird durch äußere Umstände eingegrenzt, wie etwa durch Wetterlagen oder durch die verfügbare Freizeit. Auch ist von einer saisonalen Konzentration der Nutzungsintensität auf die Sommermonate auszugehen (GEHL 2007, 6). Auch beeinflussen physische Merkmale, wie die Ausstattung an Mobiliar, der Pflegezustand und die gärtnerische Gestaltung, die Nutzung, indem Grünräume mehr oder minder attraktiv erscheinen (GEHL 2011, 9ff.). Darüber hinaus lassen sich spezifische Formen und Muster der Nutzung von Grünräumen identifizieren.

Empirische Ansätze zur Aufarbeitung von Nutzungspräferenzen

Eine Aufarbeitung von Nutzungsformen städtischen Grüns erfolgt vorwiegend anhand sozialstruktureller Merkmale sowie in Abhängigkeit von Merkmalen der physischen Beschaffenheit von Grün- und Freiräumen. TESSIN (2008; 2011) differenziert das Verhalten der Freiraumnutzungen in Abhängigkeit von der Gestalt von Freiräumen. Demnach lassen sich Faktoren herausstellen, welche die Annehmlichkeit von Freiräumen beeinflussen. Hierzu zählen die Erreichbarkeit des Freiraums, die empfundene Sicherheit, die vorgefundene Ordnung und der Pflegezustand, die Ausstattung der Anlage und ihre Funktionalität (Gebrauchswert). Hinzu kommen die Erlebbarkeit der Parkanlage als Natur sowie die Möglichkeit, während eines Parkbesuchs dem Alltag zu entfliehen („being away“) (TESSIN 2008, 45ff.). Anhand dieser Kriterien lässt sich die Attraktivität von Grünräumen allgemein benennen. Vertiefende Betrachtungen finden sich in Arbeiten, die Nutzungsformen und Nutzungsintensitäten von Grünräumen im zeitlichen Verlauf sowie im Vergleich unterschiedlicher Gestaltungsformen und Teilbereiche von Grünräumen differenzieren. Das Gros dieser Arbeiten stellt anhand standardisierter Befragungen Präferenzen unterschiedlicher sozialer Gruppen heraus (u.a. DUNNETT et al. 2002; FLADE 2009; SPITTHÖVER 2009; SUTTERSCHURR et al. 2006; SWANWICK et al. 2003; WILDNER 2009; GIESEKE 2004; NOHL 2002; WARD THOMPSON 2002). Hier zeichnet sich eine allgemeine Präferenz für gepflegte und abwechslungsreich gestaltete Grünanlagen ab, welche durch Baumreihen und Blütenstände zusätzlich an Attraktivität gewinnen (HARTH 2007). Daneben haben Senioren vor allem einen erhöhten Anspruch an die Barrierefreiheit, die Erreichbarkeit und die Sicherheit in Grün- und Freiräumen (vgl. u.a. SUGIYAMA, WARD THOMPSON 2007). Jugendliche bevorzugen unbeobachtete Orte oder Sportflächen, während Kinder vermehrt Spiel- und Erlebnisräume suchen, in denen sie sich körperlich ausleben und Entdeckungen machen können (HERLYN et al. 2003; vgl. u.a. TAYLOR et al. 1998). Zudem lassen sich kulturell differenzierte Nutzungen (LOUKAITOU-SIDERIS 1995) sowie Nutzungsformen- und Möglichkeiten für ethnische Minderheiten beschreiben (vgl. u.a. HO et al. 2005; SPITTHÖVER 2003).

Milieu- und Lebensstilansätze zur Konkretisierung von Nutzungspräferenzen

Um vielfältige Belange planerisch abwägen zu können und hierauf aufbauend Schlussfolgerungen abzuleiten, bedarf es einer Strukturierung relevanter Belange. Hier kann es hilfreich sein, über die Erschließung sozialstrukturell bestimmter Gruppierungen hinaus Präferenzmuster zu erschließen, anhand derer ähnliche NutzerInnenbedürfnisse systematisiert und gebündelt werden können (NOHL 2002, 12f.ff.; SPITTHÖVER 2010). So lassen sich soziale Muster etwa anhand von *sozialen Milieus* (CASTELLS 2007; HRADIL 2006) sowie anhand von *Lebensstilen* (vgl. u.a. DANGSCHAT, HAMEDINGER 2007) systematisieren. Unter sozialen Milieus werden

„(...) Gruppen Gleichgesinnter verstanden, die jeweils ähnliche Werthaltungen, Prinzipien der Lebensgestaltung, Beziehungen zu Mitmenschen und Mentalitäten aufweisen. Im Kern werden sie also durch ‚psychologisch tief sitzende‘ psychische Dispositionen definiert. Diejenigen, die dem gleichen sozialen Milieu angehören, interpretieren und gestalten ihre Umwelt folglich in ähnlicher Weise und unterscheiden sich dadurch von anderen sozialen Milieus.“ (HRADIL 2006, 5)

Demgegenüber beziehen sich Lebensstile auf eine Differenzierung von sozial distinkten Handlungsweisen:

„Unter Lebensstil wird ein relativ stabiles, regelmäßig wiederkehrendes Muster der alltäglichen Lebensführung verstanden – ein ‚Ensemble‘ von Wertorientierungen, Einstellungen, Deutungen, Geschmackspräferenzen, Handlungen und Interaktionen, die aufeinander bezogen sind (...).“ (GEIBLER 2014, 110)

Ein Lebensstil zeigt sich vorwiegend in Freizeit- und Konsumaktivitäten. Zur Charakterisierung von Lebensstilen werden hier „expressiv-ästhetische Orientierungen und Handlungen (...) in mehr oder weniger bewusste Selbstdarstellung (Stilisierung) der Individuen (...)“ hervorgehoben (GEIBLER 2014, 110). Dabei umfasst ein Lebensstil die jeweils verfolgten Sinnmuster sowie die Ausprägung und Abgrenzung der Identität anhand distinkter Muster der Lebensführung (GEIBLER 2014, 110).

Während der Zusammenhang zwischen einer Milieuzugehörigkeit und der Relevanz von Grün bislang keine explizite forschersiche Beachtung fand, lassen sich unter dem Schlagwort der *LOHAS – Lifestyle of Health and Sustainability* Lebensstile ermitteln, welche mit einem verstärkten Ökologiebewusstsein einhergehen und einem ausgeprägten Gesundheitsdenken sowie einer vermehrten Genussorientierung folgen (vgl. u.a. GLÖCKNER et al. 2010; RINK 2002; SOYEZ et al. 2012; WENZEL et al. 2007). Der Zusammenhang zwischen der einem LOHAS und der Relevanz städtischen Grüns wurde bislang nicht erschlossen. Jedoch lässt sich vermuten, dass hier Grünräume als Orte affektiver Genüsse, als Orte für gesundheitsfördernde Aktivitäten und als Orte von hoher ökologischer Wertigkeit im städtischen Alltag eine Wertschätzung erfahren.

8.2 Relevanz von Grün verstehen

Quantifizierende Studien kategorisieren und systematisieren die Formen der Grünnutzung. Sie erfassen jedoch nicht, welche Erfahrungen mit diesen Nutzungen einhergehen und welche Relevanz Grün dabei zukommt. Ein auf das Verstehen gerichteter Zugang ermöglicht hier Schlussfolgerungen, in welcher Weise Grün alltagsweltliche Relevanz zukommt und wie Grün entsprechend planerisch aufzugreifen ist.

Differenzierte Nutzungs- und Aneignungsformen

Einer auf das Verstehen gerichteten Erkenntnisperspektive folgend stellen BURGESS et al. bereits Ende der 1980er-Jahre anhand einer Fallstudie im Londoner Bezirk Greenwich heraus, dass Grün- und Parkanlagen mit einer Vielzahl persönlicher und gesellschaftlich geteilter Bedeutungszuschreibungen versehen sind. So sind Grün- und Parkanlagen etwa emotional mit Erinnerungen an Kindheitserlebnisse verknüpft. Auch bilden sie einen Rahmen zur Gestaltung des gesellschaftlichen Zusammenlebens sowie zugleich einen Rückzugsort von städtischen Stressfaktoren (BURGESS et al. 1988, 460). In ähnlicher Weise eröffnen Wälder in Wohnstandortnähe einen Raum, in dem Zwänge des Alltags in den Hintergrund treten und ein Entspannen leichter fällt. Dabei werden Wälder insbesondere dann aufgesucht, wenn der Besuch von Wäldern bereits aus der Kindheit vertraut ist (vgl. THOMPSON et al. 2005). Auch CHIESURA (2004) identifiziert in empirischen Untersuchungen der Parknutzung in Amsterdam emotionale Verknüpfungen sowie Aneignungs- und Identifikationsprozesse, die aus der Nutzung von Grünanlagen hervorgehen. BÜHLER et al. (2010) betrachten ausgewählte städtische Parkanlagen in Zürich mit dem Ziel, „Elemente der Gestaltung sowie Strategien der Planung und der Regulierung öffentlicher Parkanlagen zu benennen, die eine nachhaltige Aneignung dieser Freiräume stärken.“ Dabei dienen soziale Vielfalt, gleichberechtigte Verständigung sowie Wohlbefinden und Zugehörigkeit als Indikatoren zur Einschätzung des Beitrages ausgewählter Parkanlagen für soziale Nachhaltigkeit (BÜHLER et al. 2010, 13). Durch die Zusammenführung von GIS-unterstützten Beobachtungen der Parknutzung und Leitfadeninterviews mit ParkbesucherInnen werden die Nutzung sowie die subjektive Bedeutung der betrachteten Parkanlagen ermittelt. Ebenso werden Anziehungspunkte im Park, Muster räumlicher und zeitlicher Frequentierungen, Nutzungsformen sowie die räumliche Verteilung sozialer Gruppen ermittelt (BÜHLER et al. 2010, 153). Im Ergebnis zeigt sich, dass eine öffentliche Zugänglichkeit von Parkanlagen das Erleben sozialer Heterogenität ermöglicht. In der Begegnung zwischen Unbekannten erhöht sich die gegenseitige Akzeptanz, auch wenn eine geringe soziale Interaktion stattfindet. Gleichzeitig dient die naturnahe Umgebung als genussvolle Gegenwelt zum Alltag (BÜHLER et al. 2010, 14). Wird der Park als schön, praktisch und sicher empfunden, wirkt sich dies positiv auf das Wohlbefinden aus (BÜHLER et al. 2010, 161). Daneben stellt sich die Lesbarkeit des Raumes als Barriere seiner Aneignung heraus. Grünräume werden in Abhängigkeit von gestalterischen Merkmalen gemäß einer bestimmten Lesart gedeutet, verstanden und aufgegriffen. Findet sich keine Lesart für das Vorgefundene, führt dies zu Verunsicherungen (BÜHLER et al. 2010, 164). „Gelingt es nicht, einem Grünraum einen Sinn zu geben, kann dies enttäuschte Erwartungen sowie Gefühle des Ausgeschlossenseins zur Folge haben.“ (BÜHLER et al. 2010, 14) Um Lesbarkeit herzustellen, ist der Zusammenhang zwischen der Gestaltung und der Deutungsweise von Grünräumen durch die NutzerInnen

zu erschließen. Allgemein formuliert ist zu fragen, wie die Gestalt von Grünräumen wahrgenommen, sinnhaft gedeutet und praktisch angeeignet wird.

KASPAR (2012; 2013) untersucht aus einer handlungstheoretischen Perspektive, wie Parkräume in Abhängigkeit von verschiedenen Wahrnehmungsweisen, Erwartungshaltungen, Vorstellungen und Bedürfnissen erlebt werden (KASPAR 2012, 25). Anhand narrativer Interviews mit ParkbesucherInnen arbeitet sie die gesellschaftliche Bedeutung städtischer Grünräume heraus (KASPAR 2012, 17). Dabei werden Bedeutungszuschreibungen als Wechselwirkungen zwischen wahrnehmenden Subjekten und wahrgenommenen Objekten angenommen. „Städtische Grünräume werden also erst durch Wahrnehmungs-, Vorstellungs- und Erinnerungsprozesse sowie auf den darauf beruhenden alltäglichen Praktiken zu eben diesen ‚Park-Räumen‘ – mit den spezifischen Eigenschaften derentwegen (oder denen zum Trotz) der Ort aufgesucht oder aber gemieden wird.“ (KASPAR 2012, 25) Hierauf aufbauend legt KASPAR die Vielfalt sozialer Konstruktionen ausgewählter Parkanlagen dar und stellt die Beziehung von Menschen zu den Räumen und der materiellen Eigenschaften der Umgebung heraus (KASPAR 2012, 14). Es wird hervorgehoben, dass „Räume aufgrund von Erlebnissen, aber auch aufgrund von Erzählungen, Vorstellungen und gesellschaftlichen Diskursen gebildet werden.“ (KASPAR 2013: 191). Ebenso zeigt sich, dass für „die Nutzung und Wahrnehmung städtischer Grünräume sowohl die am Ort vorgefundenen unbeweglichen Park-Elemente und ihre Anordnung (Gestalt) als auch die zeitgleich anwesenden Personen und ihre Aktivitäten (Geschehen) maßgeblich sind“ (KASPAR 2012, 14). Dabei „stellen Menschen nicht nur Akteure dar, die Räume hervorbringen. Sie bilden gleichzeitig Objekte, aus denen Räume hergestellt sind, die gedeutet, ästhetisch wahrgenommen und zu Einheiten verknüpft werden“ (KASPAR 2012, 15). Für die Konstruktion von Parkräumen sind die Zugänglichkeit und Nutzbarkeit, soziale Vielfalt und Begegnungen sowie ästhetische und atmosphärische Qualitäten relevant. Das Aufsuchen von Parkanlagen ist von Befindlichkeiten gleitet, während Aktivitäten zweitrangig sind (KASPAR 2012, 15). Die Empfindungen, die zu einem Parkbesuch motivieren oder mit diesem in Verbindung gebracht werden, lassen sich demgegenüber nach KASPAR kaum explizieren (KASPAR 2012, 16).

Erhebung von Grün als Gegenstand unbewusster Sinnzuweisungen

Assoziationen und Empfindungen in Verbindung mit Grün sind oft Gegenstand unbewusster Prozesse des Welterschließens. Auf die Frage, wie diese Prozesse empirisch zugänglich gemacht werden können, finden sich in Ansätzen *nicht-repräsentationaler Theorien* (*Non-Representational Theories, NRT*) Antworten (vgl. u.a. THRIFT 2008; ANDERSON, HARRISON 2010; DEWSBURY 2010, 2015; MACPHERSON 2010; VANNINI 2014). „Nicht-repräsentationale Theorien beschäftigen sich mit Prozessen, die jenseits des Sprachlichen und des Bewusstseins ablaufen und somit unterbewusst, präkognitiv und prädiskursiv sind.“ (SCHURR 2014,

151) Nach dem Verständnis der NRT wird „das Soziale über zunächst subjektlose oder prä-individuelle Affektströme und Empfindungsfelder“ gedacht (BEYES, STEYAERT 2015, 200). Die Erschließung einer so erfolgreichen präkognitiven Aneignung von Grün vollzieht sich in der Perspektive der NRT in Praktiken und Performances, in denen sich affektive Dimensionen von Mensch-Umwelt-Interaktionen situativ zeigen (BEYES, STEYAERT 2015, 200). Diese Betrachtung lässt sich zu einer *More-Than-Human-Geography* fortführen, die an Ansätze wie der Actor-Network-Theorie (ANT) nach LATOUR (2005) anknüpft (vgl. SCHURR 2014). Um die Relation von Menschen zu ihrer materiellen Umwelt zu ergründen, wird Dingen als „Aktanten“ in gleicher Weise wie sozialen Akteuren eine Wirkmächtigkeit zugeschrieben. Affekt und Gefühle sind demnach nicht dem Subjekt immanent, sondern sie entstehen im Verhältnis zwischen Akteuren und Aktanten (SCHURR 2014, 148149). Als Aktant betrachtet hat Grün ein Handlungspotenzial inne, das in Wechselbeziehung zu den Akteuren aktiviert wird und so zur Ausübung bestimmter Grün-bezogener Praktiken führt.

Einem ähnlichen Ansatz folgend betrachtet PETERSEN (2013) die alltägliche Nutzung und Aneignung von Grünräumen im Zusammenspiel von materiellen Bedingungen der Grünnutzung und performativen Handlungsweisen (vgl. PETERSEN 2013, 357). Dabei konzeptualisiert er den Umgang mit Grün als soziale Praxis und erschließt mithilfe der Actor-Network-Theory die Bedeutungen von Grün, wie sie aus der alltäglichen Interaktion von Menschen und der Materialität städtischen Grüns hervorgehen (PETERSEN 2013, 355). Hier zeigt sich, dass „green areas are included in everyday life as spaces for free time and household flexibility. They serve a number of different social functions by providing spaces for solitude, for being together and for the experience of civic diversity. And the possibility of having experiences of nature and landscape become an integral part of urban life“ (PETERSEN 2013, 355). Auch spricht sich PETERSEN dafür aus, den Umgang mit Grün als Ausdruck von Diskursen aufzufassen. „To understand practices in urban greenspace we needed to include the discourses that are enacted in these practices (...)“ (PETERSEN 2013, 368) Die Aufarbeitung bleibt hier jedoch an den Einzelfall gebunden. Eine Abstraktion von Zusammenhängen als Beitrag zur Theoriebildung bezüglich der Relevanz von Grün im Alltäglichen steht hier noch aus. Auch stellen Ansätze der NRT soziale Differenzierungen und Machtverhältnisse als konstitutiv für soziale Phänomene zurück (SCHURR 2014, 152, Kritik vgl. THIEN 2005). Mit Blick auf das Erkenntnisinteresse ist die sinnhafte Aneignung jedoch gerade im Kontext sozialer Zuschreibungen zu betrachten. Zudem ist die Annahme der NRT, dass gefühlsbasierte Momente der Erschließung von Grün nicht beschreibbar sind, nicht als absolut zu betrachten. ROSE (2004, 559) relativiert etwa, dass sich zwar einige Gefühle schwer ausdrücken lassen, andere jedoch durchaus ausgedrückt werden können. Demnach bedarf es einer Validierung der Erhebung von Gefühlen im Kontext des Einzelfalls (vgl. hierzu auch HITCHINGS 2012).

8.3 Bedarf zur Erschließung der Relevanz von Grün

Die zahlreichen Forschungen zum Thema Grün in der Stadt weisen Erkenntnislücken bezüglich der expliziten wie auch impliziten Relevanz von Grün im Alltäglichen auf, die die Arbeit zu schließen versucht. Im Folgenden wird angestrebt, eine umfassendere Systematisierung von Zusammenhängen der alltagsweltlichen Relevanz von Grün zu erarbeiten.

Differenzierung und Systematisierung von Relevanzsetzungen

Die angeführten Forschungsarbeiten widmen sich den Bedarfen und Präferenzen in der Nutzung von Grün- und Freiräume und liefern partielle Anhaltspunkte bezüglich der Bedeutung städtischen Grüns aus einer alltagsweltlichen Perspektive. Hier kann eine weiterführende Systematisierung von Präferenzen, Einstellungen und Weltansichten Aufschluss über typische Relevanzsetzung in Bezug auf Grün. Dabei werden ähnliche Ausprägungen alltagsweltlicher Relevanz *induktiv* ermittelt und zu Interessensgruppen verdichtet. Die so erarbeiteten Relevanzsetzungen wiederum eröffnen der Planung Orientierungslinien in der Abwägung von Bedarfen und Präferenzen im Umgang mit Grün. So wird eine *differenzierte und zugleich systematisierende empirische Basis für planerische Entscheidungen* angestrebt, die sich durch das *Verstehen unterschiedlicher Facetten der Bedeutungszuweisungen und hieraus resultierenden Relevanzsetzungen in Bezug auf Grün* ausarbeiten lässt.

Parks als ‚reduktionistische und generalisierende Stellvertreter‘ von Grün überwinden

Die Forschungen, die sich der Bedeutung städtischen Grüns widmen, vereint ein ‚blinder Fleck‘. Sie bearbeiten die Frage, welche Relevanz Grün zukommt, stellvertretend anhand definierter Räume. TESSIN (2011) etwa bezieht sich auf Freiraum als definierte Kategorie, andere Ansätze basieren auf deduktiven Freiraum-Typologien. Arbeiten von KASPAR (2012) und CHIESURA (2004) betrachten ausgewählte Grün- und Parkanlagen als Ausgangspunkt seiner Erhebungen. Hierdurch erfolgt eine Setzung, welche die Erschließung der Bedeutung von Grün in der Stadt auf etablierte Kategorien wie Grün- und Parkanlagen beschränkt. *Die grundlegenden Fragen, was unter Grün verstanden wird, wie es im städtischen Alltag in Erscheinung tritt und wie es Bedeutung erlangt, wird hingegen nicht bearbeitet.* Demnach gilt es zunächst, von etablierten Kategorien der Beforschung von Grün- und Freiräumen zurückzutreten und stattdessen die Diskussion für eine grundlegende Frage zu öffnen, in welcher Weise Grün im Alltagsleben relevant ist.

Bezug zu Grün auch unter Nicht-Parkbesuchern identifizieren

Die Stichproben der empirischen Arbeiten bestehen mehrheitlich aus Personen, die in den betrachteten Grün- und Parkanlagen anzutreffen waren, diese demnach nutzen und offenbar ein (wie auch immer begründetes) Interesse an den erforschten Grün- und Parkanlagen haben. Die Perspektiven von Personen, die Grün- und Parkanlagen nicht oder kaum aufsuchen, werden hingegen nicht erschlossen und damit ebenso wenig die Sinnzuweisungen, die mit dem Unterlassen einer Nutzung verbunden sind. Auch bleibt offen, ob Grün in anderer Form relevant ist, als in Gestalt der untersuchten Grün- und Parkanlagen. So wäre es denkbar, dass manch einer das Bedürfnis nach Grün in anderer Form befriedigt sieht, wie etwa in Gestalt eines begrünten Balkons. Hieraus ergibt sich der Anspruch, wie auch von HITCHINGS (2013) propagiert, Personen in die empirische Forschung mit einzubeziehen, die keine Berührung mit städtischen Grün- und Parkanlagen suchen. Um diese Zusammenhänge zu erschließen, bedarf es eines Forschungsdesigns, in dem die Erhebung *unterschiedlicher Perspektiven auf Grün losgelöst von konkreten Grün- oder Parkanlagen als Erhebungsort erfolgt*. Auf diese Weise wird ein umfassenderes Bild unterschiedlicher Relevanzsetzungen in Bezug auf Grün erlangt. Zudem ermöglicht der so vollzogene Perspektivenwechsel von der Erforschung der Nutzung und Aneignung ausgewählter Grünräume zu einer *gegenstandsoffenen Betrachtungsweise* von Grün ein tiefergreifendes Verständnis, in welcher Weise Grün im städtischen Alltag in Erscheinung tritt und Relevanz erlangt.

Individuelles Erfahren in Abhängigkeit überindividueller Zuschreibungen

Die alltagsweltliche Auseinandersetzung mit Grün wiederum lässt sich nicht auf individuelle Ausprägungen reduzieren, sondern sie erfolgt stets eingebettet in gesellschaftliche Kontexte, in denen die Bedeutung von Grün konstruiert wird. Wie PETERSEN (2013, 368) und auch KASPAR (2013, 191) betonen, ist für die Erschließung der Relevanz von Grün im Alltäglichen zu berücksichtigen, in welcher Weise in der alltäglichen Auseinandersetzung mit Grün gesellschaftliche Diskurse aufgegriffen und reproduziert werden. Diese Reflexion wurde jedoch bislang nicht in strukturierter Form vorgenommen. Konkret stellt sich hier die Frage, inwiefern diskursiv geformte, gesellschaftlich geteilte Konzepte von Grün das Erleben von Grün im Stadtraum prägen und damit auch die alltagsweltliche sinnhafte Aneignung von Grün konstituieren. In der Konsequenz wird in der Arbeit der Anspruch erhoben, *alltagsweltliche Deutungen von Grün in ihrer wechselseitigen Bedingtheit von individuellen Erlebensweisen von Grün als Entität der städtischen Umwelt und diskursiven Zuschreibungen aufzuarbeiten*.

V. SINNHAFTE ANEIGNUNGEN VON GRÜN

Nähert man sich der Relevanz von Grün aus der Perspektive derjenigen, die sich alltäglich im Stadtraum als ihre vertraute Umwelt bewegen, erscheint die Relevanz von Grün zunächst abstrakt. Im Alltag wird Grün häufig nur beiläufig vernommen, während sich die Aufmerksamkeit auf Anderes richtet, wie die Erledigung alltäglicher Aufgaben. Demgegenüber kann Grün auch bewusst Beachtung finden, etwa mit Blick auf blühende Blumen und Sträucher. Dabei erfolgt der Zugang zur alltäglichen Umwelt, und damit auch zu Grün als Gegenstand der Umwelt, über die Sinne vermittelt. Die sinnvermittelte Erschließung der Umwelt lässt sich mithilfe der Phänomenologischen Soziologie konkretisieren. Ein phänomenologischer Zugang zeigt auf, wie Grün sinnlich wahrgenommen und auf spezifische Weise erfahren wird und hierüber eine bestimmte Bedeutung und Relevanz erlangt.

Während sich damit individuelle, sinnvermittelte Perspektiven auf die Umwelt aufschlüsseln lassen, hat der Zugang in der Erschließung sozialer Muster der Relevanz von Grün eine begrenzte Reichweite. In der Aufarbeitung alltagsweltlicher Sinnzuweisungen kann demgegenüber erschlossen werden, wie Grün im Alltag entlang sozial geteilter Sinnmuster aufgegriffen und mit Sinn versehen wird. Um diese Sinnzuweisungen zu erschließen, eignet sich eine praxistheoretische Forschungsperspektive. Demnach zeigt sich in der sinnhaften Ausrichtung des alltäglichen Tuns, wie Grün sinnhaft angeeignet und diese Sinnhaftigkeit reproduziert wird.

9. Phänomenologische Zugänge zu Grün im städtischen Alltag

Wie Menschen ihre Umwelt sehen und verstehen, basiert aufbauend auf SCHÜTZ (1932) auf Deutungen und Zuschreibungen, die im Alltag meist unreflektiert bleiben und die Welt (wie auch Grün) als selbstverständlich gegeben erscheinen lassen. Doch wie entstehen diese Deutungen und Zuschreibungen, die uns die Welt selbstverständlich erscheinen lassen? Um diesen Zusammenhang zu erschließen, liefert die Phänomenologische Soziologie einen Zugang. Im Folgenden seien zunächst die Perspektive der Phänomenologie sowie die der hieraus hervorgegangenen Phänomenologischen Soziologie umrissen, bevor wesentliche Begriffe der sinnlichen Erfassung der alltäglichen Umwelt aufgearbeitet werden. Die Begriffe liefern ein ‚Handwerkszeug‘ zur Beschreibung der Konstitution von Grün als soziale Wirklichkeit sowie der hieraus resultierenden Bedeutungszuschreibungen.

9.1 Von der Phänomenologie zur Phänomenologischen Soziologie

Die Phänomenologie vereint eine philosophische Strömung sowie eine Erkenntnisperspektive, welche von HUSSERL (1913; 1936), MERLEAU-PONTY (1945) und HEIDEGGER (1927; 1975) geprägt und von WALDENFELS (2004) aufgegriffen wurde. In Kritik an rationalistischen Verklärungen der Wissenschaft forciert die Phänomenologie unmittelbare Erscheinungsweisen der Welt und hieraus hervorgehende Sinnwelten als Ausgangspunkt aller Erkenntnisse (FISCHER 2011, 9). Die Phänomenologie lehnt die Vorstellung ab, es gäbe eine rational und objektiv beschreibbare Realität, und betrachtet die Realität als jene, wie die Welt unmittelbar als gegeben erscheint. Die subjektive Sichtweise wird im Erkenntnisprozess nicht eliminiert, sondern bildet den einzigen möglichen Zugang zur Erschließung von Realität. Somit lässt sich die Realität nur anhand des subjektiven Erfahrens der Welt erschließen (ZAHAVI 2007, 15). Phänomenologisch betrachtet entsteht Wirklichkeit als Bewusstseinsleistung des Subjektes, welche über die Wahrnehmung, das Deuten und Erinnern wie auch das logische Schlussfolgern konstituiert wird. Ebenso bestehen faktische Wahrheiten nur als Resultat subjektiver Weltdeutungen. Die Sinnwelt des Subjekts ist das Produkt von „Erfahrungen des leiblichen, räumlichen, zeitlichen, historischen und sozialen In-der-Welt-Seins“ (RAAB 2008, 13). Der Terminus des In-der-Welt-Seins geht auf HEIDEGGER (1927) zurück, wurde von Husserl aufgegriffen und meint die leibliche Befindlichkeit des Subjekts in der Welt und hiermit einhergehend das unvermeidliche sinnliche Erfahren der Welt, aus der die Welt als wirklich hervorgeht. Damit sind Sinnwelten an das leiblich vertortete, wahrnehmende Subjekt gebunden (ZAHAVI 2007, 18).

Nach HUSSERL lässt sich diese Sinnhaftigkeit nur durch eine Rückkehr „zu den Sachen selbst“ erschließen. Die zu untersuchenden Dinge, so wie sie alltäglich als real erscheinen, werden zum Ausgangspunkt der Untersuchung erhoben. Hiermit einher geht ein spezifischer Forschungsstil, bei dem Erwartungen und theoretisches Vorwissen gegenüber dem Forschungsgegenstand eingeklammert werden, während sich die ForscherInnen von dem vorliegenden Gegenstand leiten lassen (RAAB 2008, 13). Hierauf aufbauend kann mithilfe einer phänomenologischen Perspektive die angestrebte gegenstandsoffene Betrachtungsweise von Grün als Forschungsgegenstand herbeigeführt werden, ohne den Blick auf den ‚Wesenssinn‘ von Grün durch etablierte Kategorisierungen zu verstellen (vgl. Kapitel 8.3). Grün erscheint im Alltäglichen als Ergebnis einer ‚natürlichen Weltanschauung‘ unhinterfragt auf spezifische Weise. In einer phänomenologischen Reflexion gelangen nun die Erscheinungsformen von Grün im alltäglichen Tun in den Mittelpunkt, bzw. genauer: eine Erschließung dessen, wie Grün zu dem wird, als das es im Alltäglichen wie selbstverständlich angenommen und aufgegriffen wird (FRERS 2012, 214).

Um zu erschließen, wie die Dinge als ‚tatsächlich‘ erscheinen, gilt es zunächst, die Automatismen der sinnhaften Aneignung der Umwelt zu kontrollieren. Hiermit einher geht eine bewusste und kontrollierte Änderung der Erfahrungsweise der Welt, die zu einer Erweiterung der Erfahrungssphäre führt, indem sie ‚natürliche‘ Gegebenheiten bewusstwerden lässt (vgl. HUSSERL 1936). HUSSERL benennt die *Reduktion* und das *Epoché* als methodische Prinzipien, nach denen eine Erschließung von Sinnwelten erfolgt. Zunächst eröffnet das Epoché einen Zugang zu dem Wesenssinn der Dinge. Im Rahmen des Epoché gilt es, Phänomene von unbewusst vollzogenen Deutungsweisen und Urteilen zu befreien, die als Voraussetzungen die Dinge auf bestimmte Weise erscheinen lassen und so den Blick auf das Wesentliche verstellen. Die Reduktion fasst FISCHER (2011, 11) zusammen als die

„(...) Aufdeckung unbewusster Schichten des Bewusstseins sowie die Rekonstruktion formaler, das sind welterschließende Strukturen und Funktionen des Bewusstseins, (...). Jene Strukturen und Funktionen des Bewusstseins verleihen einer empirischen Erfahrung erst Sinn und Bedeutung. Sie offenzulegen ist ein Anspruch der Phänomenologie. Als Ziel der Reduktion wird von Husserl die Umstellung bzw. Aufhebung der ‚natürlichen Welteinstellung‘ genannt; jenem Zustand der unmittelbaren alltäglichen Lebenserfahrungen, in dem diese Erfahrung scheinbar problemlos erfolgt und nicht reflektiert ist.“

So gilt es, das als selbstverständlich Angenommene in Frage zu stellen und Sinndeutungen und Sinnsetzungen freizulegen, die zu dem im Alltäglichen unhinterfragten Selbstverständnis führen (EBERLE, HITZLER 2008, 111).

Die durch SCHÜTZ (1932) geprägte Phänomenologische Soziologie, auch Sozialphänomenologie genannt, überträgt die philosophische Erkenntnishaltung der Phänomenologie auf eine Erkenntnislogik der empirischen Soziologie (vgl. FISCHER 2011, 23ff.). Beide Ansätze folgen dabei unterschiedlichen Erkenntnislogiken. Während sich die Phänomenologie der Reflexion allgemeiner Bedeutungs- und Sinnkonstitutionen widmet, strebt die Phänomenologische Soziologie eine empirische Differenzierung von Bedingungen und Ausprägungen von Sinnzuweisungen an als „Beobachtung und Analyse der Zusammenhänge, Wechselwirkungen und Spannungsverhältnisse von im menschlichen Handeln hergestellten, aktualisierten, aufrechterhaltenen und sich verändernden historisch-sozialen Wirklichkeiten“ (RAAB 2008, 11). Hierzu gehört auch die Erschließung von Deutungsmustern, Weltbildern und Weltanschauungen (RAAB 2008, 11). Die Phänomenologische Soziologie sucht nicht nach universellen Strukturen der Sinn-genese, sondern erschließt den sinnhaften Aufbau der sozialen Welt in seiner historischen Genese und seiner differenzierten Ausprägung als „die soziale Wirklichkeit, wie sie von den sozialen Akteuren erlebt, erfahren und gestaltet wird“ (ZAHAVI 2007, 94). Diese Wirklichkeit kann als Lebenswelt zusammengefasst werden als „(...) die raumzeitliche Welt der Dinge, so wie wir sie in unserem vor- und außerwissenschaftlichen Leben erfahren und über die Erfahrenen hinaus als erfahrbar

wissen.“ (HUSSERL 1936, 141). Die phänomenologische Lebensweltanalyse versucht, den sinnhaften Aufbau der lebensweltlichen Wirklichkeit zu erschließen (vgl. SCHÜTZ, LUCKMANN 2003 sowie hierauf aufbauend EBERLE, HITZLER 2008; KNOBLAUCH 2009; SRUBAR 2007). Mittels interpretativer Verfahren wird nach den „Sinnkonstruktionen im subjektiven Bewusstsein des Handelnden“ (EBERLE, HITZLER 2008, 110) gesucht, welche die soziale Wirklichkeit konstituieren. Aufbauend auf FISCHER (2011, 27f.) ergeben sich folgende Merkmale der phänomenologischen Denkrichtung, die zugleich Anknüpfungspunkte für die empirische Erschließung sozialer Wirklichkeit liefern:

- die Betonung von Sinn als Konstitutiv sozialer Wirklichkeit
- die subjektive Perspektive als Ausgang jeder sozialen Wirklichkeit
- die Leiblichkeit als Zugang zur Welt und als Ort sinnhafter Erschließung der Welt
- die Lebenswelt als der unmittelbar erfahrene und angeeignete Sinnzusammenhang
- das Forcieren der Dinge, wie sie als selbstverständlich erfahren werden.

Hierauf aufbauend erschließen sich die Bedeutungen von Grün in der ‚natürlichen‘ Weise, wie Grün aus der Perspektive des Subjekts in seiner leiblichen Gerichtetheit zur Welt und damit in sinnlicher Auseinandersetzung mit den Dingen in situ erscheint und gemäß einem Sinnzusammenhang als selbstverständlich gegeben angeeignet wird. In der Konsequenz ist das situative sinnliche Erfahren von Grün aus subjektiver Perspektive als Ausgangspunkt empirischer Untersuchungen der alltagsweltlichen Relevanz von Grün zu wählen.

9.2 Wahrnehmen, Erleben und Erfahren von Grün

Die Phänomenologie liefert Begriffskonzepte, mit denen sich abstrakte Prozesse des leiblichen, über die Sinne vermittelten Erschließens von Grün im städtischen Alltag konkretisieren lassen. Anhand der Begriffe des Wahrnehmens, des Erlebens und des Erfahrens wird beschreibbar, wie die sinnlich erschlossene Umwelt sinnhaft angeeignet wird. Hierzu seien die Begriffe im Folgenden in einem phänomenologischen Begriffsverständnis dargelegt.

Wahrnehmen

Psychologisch betrachtet ist die Wahrnehmung ein Vorgang, in dem Ereignisse durch die Teilhabe an der unmittelbaren Umwelt erschlossen werden (ANSORGE, LEDER 2011, 9). Aus der Wahrnehmung gehen Wahrnehmungsinhalte hervor als Repräsentationen der Umgebung oder der subjektiven Empfindungen. Dabei werden Empfindungen als subjektive und qualitative Merkmale der Wahrnehmungsinhalte verstanden (ANSORGE, LEDER 2011, 12). Die Phänomenologie vertieft den Zusammenhang zwischen der Wahrnehmung und deren

Inhalten. Hier meint Wahrnehmung zunächst die sinnesvermittelte Erschließung der Welt, welche auf diese Weise ‚für wahr genommen‘ wird. Das Wahrnehmen setzt ein leibliches Zur-Welt-Sein voraus. MERLEAU-PONTY (1945) betont hierzu, dass Wahrnehmung verbunden ist mit jemanden, der etwas wahrnimmt und dem Wahrgenommenen eine Bedeutung zuschreibt. Grün wird demnach konstituiert durch die Wahrnehmung von Grün, so wie es dem wahrnehmenden Subjekt erscheint (ZAHAVI 2007, 18). Dabei ist die Wahrnehmung auf etwas und jemanden gerichtet. Menschen positionieren sich in ihrer Umwelt und stehen ihr dadurch in einer bestimmten Disponiertheit gegenüber (BÖHME 2001, 83). Die Disponiertheit ist der Ausgangspunkt der Wahrnehmung, welche stets selektiv erfolgt. So wird die Wahrnehmung von Grün davon beeinflusst, in welcher Weise eine Person gegenüber Grün disponiert ist. Auch erfolgt eine Selektion der Wahrnehmung in Abhängigkeit von situativen Handlungskontexten, je nach Bedürfnissen, Motivation, Erfahrungen, Empfindungen etc. (TESSIN 2008, 14). WALDENFELS (2000) benennt hier die Aufmerksamkeit als konstituierendes Element der Wahrnehmung. Zum Wahrnehmen bedarf es der Aufmerksamkeit, die sich situativ auf Dinge und Geschehnisse richtet und dabei Wahrnehmungsinhalte selektiert. Dabei meint Aufmerksamkeit nach WALDENFELS weniger das Fokussieren von Aspekten im Raum, sondern dass die Sinne, der Körper und der Geist in einer Situation auf spezifische Weise zusammenspielen. Dabei kann die Aufmerksamkeit in Abhängigkeit von der eigenen Disponiertheit und der leiblichen Befindlichkeit unterschiedliche Modi annehmen (KAZIG 2007, 173). So kann die Umgebung etwa entlang eines passiven Gespürs oder in aktiver gerichteter, reflektierender Aufmerksamkeit erfasst werden (STEINBOCK 2002, 242f.). Um zu verstehen, wie Grün wahrgenommen wird, sind demnach auch die situativen Umstände der Disponiertheit und der Befindlichkeit der sozialen Akteure zu betrachten. Auch können Entitäten aufgrund einer gerichteten oder passiven Aufmerksamkeit in verschiedener Weise erfasst werden. Gleichzeitig ist die Selektion dessen, was wahrgenommen wird, wie auch die ästhetische Verortung des Wahrgenommenen, gesellschaftlich geformt (vgl. BURCKHARDT 2006). Wie Grün wahrgenommen wird, ist damit das Ergebnis eines sozial erlernten Selektionsprozesses einer bestimmten Wahrnehmungsweise. Auch ist das Wahrnehmen verbunden mit einem Erkennen des Wahrgenommenen aufgrund von Erfahrungen vergangener Erlebnisse (PLÜMACHER 2012, 136f.).

Erleben und Erfahren

Während das Wahrnehmen die sinnliche Vermittlung des Subjektes zu seiner Umwelt betrifft, reicht das *Erleben* und *Erfahren* hierüber hinaus, indem das Wahrgenommene zu einer bestimmten Form des Erlebens verarbeitet und als Erfahrungen angeeignet wird. Im Englischen vereint der Begriff *experience* das Erleben und Erfahren. Im Deutschen sind beide Begriffe nicht trennscharf. Erfahren setzt ein Erleben voraus, und Erlebnisse können

zu Erfahrungen verinnerlicht werden (JUNGE et al. 2008, 15). Dabei bilden Erlebnisse singuläre Ereignisse, die situativ auf etwas bezogen sind, während Erfahrungen fortwährend ausgeformt werden (JUNGE et al. 2008, 15f.). Ein Erleben kann zwar intendiert sein, der Gegenstand des Erlebens ist jedoch unvorhersehbar und unkontrollierbar (SCHULZE 2005, 46). In der Verarbeitung der wahrgenommenen Sinneseindrücke fügen sich diese situativ zu einer Form des Erlebens (SCHULZE 2005, 46). Das Erleben erfolgt nicht nur mental, sondern ist gleichermaßen verbunden mit einer körperlich-sinnlichen Auseinandersetzung mit der Welt. Auch werden die Sinneseindrücke im subjektiven Kontext des Erlebenden verarbeitet. Somit ist ein Erleben das Ergebnis der Aufarbeitung sinnlicher Eindrücke, die in individuellen Anschauungsweisen gewonnen wurden (SCHULZE 2005, 44f.). Damit wird Grün zu einem konstitutiven Bestandteil von Erlebnissen, indem im Kontext subjektiver Anschauungsweisen situative Eindrücke von Grün in einer körperlich-sinnlichen Auseinandersetzung mit der Umwelt verarbeitet werden.

Die Umwelt wird nicht nur singulär erlebt, sondern zugleich nach bestimmten Sinnmustern erfahren und als Gegenstand von Erfahrungen angeeignet. Dabei stehen Erfahrungen ebenso wie das Wahrnehmen in Abhängigkeit von sozialen Situationen und sozialen Interaktionen, in denen Erfahrungen angeeignet werden oder zur Anwendung kommen (DEWSBURY et al. 2002, 439). Erfahrungen werden gemacht als Resonanz auf Situationen oder Geschehnisse, die in Auseinandersetzung mit der sozialen und dinglichen Welt erlebt werden. GEISELHART (2012, 38) beschreibt Erfahrungen aufbauend auf DEWEY (u.a. 2004) dynamisch als „Fluss von Handeln, Erleiden und Reflektieren“. Gleichzeitig leiten Erfahrungen vergangener Erlebnisse die sinnhafte Erschließung der Welt an, indem Erfahrungen den Wahrnehmenden Dinge und Situationen einordnen und verstehen lassen. Im Erfahren wiederum erleidet das Subjekt immer wieder Brüche durch Unbekanntes oder Widersprüchliches, das sich nicht mit dem Erfahrungsschatz vereinbaren lässt. Durch die Überwindung dieser Brüche können neue Erfahrungen angeeignet werden. Dabei erfolgen Erfahrungen sowohl reflektiert als auch unbewusst. GEISELHART (2012, 36) spezifiziert hierzu:

„Im Zuge einer Erfahrung werden aber nicht nur Dinge gedanklich verarbeitet und intellektuell analysiert. Es werden auch praktische Dinge erlernt, die nicht rational erkannt, d.h. nicht reflektiert werden und im Unbewussten verbleiben. Auch wenn diese Dinge vielleicht nie erkannt werden, prägen sie doch zukünftiges Handeln und bilden das Portfolio der praktischen Fertigkeiten und Handlungsdispositionen eines Individuums, welches diesem als Befähigung zur Weltaneignung zukünftig zur Verfügung steht.“

In welcher Weise Erfahrungen zur Reflexion gebracht werden, oder aber vorbewusst bleiben, sei dabei individuell verschieden (GEISELHART 2012, 36). DÖRNER fasst in ähnlicher Weise zusammen: „Erfahrungen sind als eine, über Wahrnehmungen vermittelte, existen-

zielle Beziehung zwischen Subjekt und Objekt zu begreifen, die nicht nur begriffliches Erkennen bzw. theoretisches Wissen, sondern die existenzielle Aneignung des Objektes in das Bewusstsein (sog. Kontagion) umfasst.“ (DÖRNER 2013, 215) Demnach meint das Erfahren von Grün ein Aneignen von Grün als Resultat der gedanklichen Verarbeitung des Wahrgenommenen. Die Verarbeitung erfolgt innerhalb eines Erfahrungsschatzes und vollzieht sich sowohl reflexiv als auch prä-reflexiv. Dabei wird das Wahrgenommene auf eine bestimmte Weise erlebt und kann als Erlebnisse im Umgang mit Grün zu Erfahrungen verinnerlicht werden, die als Orientierung für zukünftige Situationen dienen. Zugleich wird Grün immer auch gemäß vorangegangener Erfahrungen erschlossen.

9.3 Empfindungen, Emotionen und Befindlichkeiten durch Grün

In der Spezifizierung der sinnlichen Erschließung der Welt treten emotionale und affektive Aspekte hervor, welche das Erleben durchsetzen. So ist auch das Erleben von Grün mit situativen Empfindungen, Emotionen und Befindlichkeiten verbunden (KASPAR 2012, 58). In einer Betrachtung von Grün als Gegenstand sinnlicher Eindrücke ist die Art und Weise, wie Grün sinnhaft angeeignet wird, ähnlich wie bei Kunstgegenständen oder Unterhaltungsmedien, mutmaßlich vermehrt beeinflusst von Emotionen und Befindlichkeiten. So bilden Empfindungen Einflussgrößen der Konstitution sozialer Wirklichkeit, wie sie sich in der unmittelbaren sinnlichen Erfassung der Welt ereignen.

Empfindungen, Befindlichkeiten

Mit dem sinnlichen Erfassen von Dingen und Geschehnissen werden Empfindungen geweckt. Ein Empfinden erfolgt im Gegensatz zur Wahrnehmung nicht zielgerichtet und resultiert unvermittelt. Doch Empfindungen ‚passieren‘ nicht nur, sie stellen zugleich eine vorreflexive, prozesshafte und über alle Sinne vermittelte Beziehung des Menschen zu seiner Umwelt her (KAZIG, WEICHHART 2009, 120). So können über Empfindungen emotionale Bezüge entstehen, die mit einem räumlichen Kontext verbunden werden. Dabei geht das Empfinden einher mit einer bestimmten Befindlichkeit (vgl. WALDENFELS 2000). Die Befindlichkeit stellt „einmal eine Grundkategorie des Seins dar und ist zum anderen das aktuelle, mitgebrachte oder auch situativ erzeugte prozessuale Wohlbefinden bzw. Missbefinden“ (BACHLEITNER, WEICHBOLD 2007, 184). Befindlichkeiten haben bestimmte Gestimmtheiten als unspezifische emotionale Zustände zur Folge. Sie beeinflussen die Wahrnehmungsweise der Umwelt in Hinblick auf Bedeutsamkeiten, Bedrohlichkeiten, Nützlichkeiten oder Ähnlichem (vgl. BÖHME 2001). Auch können die sinnlichen Eindrücke in einer bestimmten Weise empfunden werden und dadurch die Befindlichkeit beeinflussen. Etwa kann sich infolge schöner Ansichten ein Wohlbefinden einstellen.

Ästhetisches Empfinden

In der Betrachtung von Empfindungen als konstitutiv für die Genese sozialer Wirklichkeit schließt sich an, dass die sinnhafte Aneignung der Umwelt von der Ästhetik eines Anblicks und hiermit verbundenen ästhetischen Empfindungen beeinflusst ist. Das ästhetische Empfinden geht aus dem visuellen Erfahren hervor und kann dabei nach TESSIN (2008, 17) vom Betrachter forciert werden, oder es wird durch Eindrücke von außen herbeigeführt. Etwa kann man einen Englischen Garten aufgrund seiner ästhetischen Erscheinung bevorzugt aufsuchen oder aber die Ästhetik entfaltet sich situativ, etwa infolge anmutender Lichtverhältnisse. Das ästhetische Empfinden lässt sich weiter untergliedern in eine *ästhetische Wahrnehmung*, die beiläufig erfolgt und nicht mehr als ein Wohl- oder Missfallen mit sich bringt, sowie ein *ästhetisches Interesse*, „wenn uns der wahrgenommene Umweltaspekt auf irgendeine Art und Weise interessiert, uns persönlich ‚anspricht‘, mit irgendetwas in uns korrespondiert“ (TESSIN 2008, 17). Dabei geht ein ästhetisches Interesse mit Geschmacksmustern und emotionalen Bedeutungen einher, die auf das Wahrgenommene angewandt werden und sich unter Umständen hierin wiederfinden (TESSIN 2008, 17). Indem sich das Subjekt über eine empfundene Ästhetik sinnlich angesprochen fühlt, stellt dieses eine Beziehung zu dem Wahrgenommenen her, in der es individuell bedeutungsvoll wird. Dabei können ästhetische Empfindungen als Erkenntnisse über die erfahrene Umwelt reflektiert werden, die über ein Ge- oder Missfallen hinausreichen:

„Dieser Augenblick, in dem sich uns etwas ‚offenbart‘, ist - etwas hochtrabend ausgedrückt - ein Augenblick ästhetischer Wahrheit bzw. ästhetischer Erkenntnis, weil sich hier etwas im subjektiven Erleben zeigt, was bislang nur in groben Zügen gekannt bzw. sich vorgestellt wurde (...). Wir empfinden in diesem Augenblick etwas als eine gelungene, gleichsam (für uns) gültige Operationalisierung einer bislang nur abstrakten Vorstellung.“ (TESSIN 2008, 19)

Demnach würden abstrakte Vorstellungen von Grün im ästhetischen Empfinden konkretisiert und dadurch beschreibbar. Ein ästhetisches Empfinden kann sich im Anblick von Grün erfüllen, ohne dass dieses Empfinden vormals formuliert werden konnte.

Emotionen, Affekt und Gefühl

Eine weitere Komponente der Aneignung der Umwelt bilden Gefühle und Emotionen (vgl. u.a. DAVIDSON, MILLIGAN 2004, 523; SMITH et al. 2009, 11). Die Begriffe Emotionen und Gefühl werden häufig synonym verwendet, wenngleich beide Begriffe unterschiedliche Nuancen betonen. Der Begriff der *Emotion* gründet auf dem Wortstamm des Bewegens. Eine Empfindung bewegt bzw. regt zu etwas an. Auch kann man in passiver Weise von etwas emotional bewegt sein (SIMONSEN 2007, 177). Emotionen sind verbunden mit körperlichen Reaktionen und körperlichem Ausdruck. So werden Emotionen körperlich sichtbar,

während Gefühle im Mentalen verborgen bleiben (LEHNERT 2010, 17f.). Der Begriff des *Gefühls* basiert per Wortstamm auf einem haptischen Fühlen und ist damit an eine körperliche Ausübung gebunden. Grün kann als Entität haptisch gefühlt und befühlt werden, woraus bestimmte Gefühle resultieren. Die Ausprägung von Gefühlen wiederum ist abhängig von der Intensität oder Stärke der Eindrücke in der Auseinandersetzung mit Entitäten:

„Intensität kommt in der Begegnung mit Menschen, Dingen oder Räumen zustande, die Aufmerksamkeit erzeugen und die wahrnehmende Person ‚ergreifen‘. Die Intensität von Eindrücken und Gefühlen ist wesentlich für die Qualität von Wahrnehmungen, sie macht Ereignisse und Dinge bedeutsam, hebt sie anderen gegenüber hervor und macht sie überhaupt erst erinnerbar.“ (LEHNERT 2010, 16)

Intensitäten sind demnach Abstufungen von Gefühlen, aus denen die Qualität von Erfahrungen hervorgeht. Folglich ist die Qualität des Erfahrens von Grün von der Intensität abhängig, in der Grün sinnlich erfahren wird und Gefühle in Verbindung mit Grün empfunden werden. *Affekt* meint demgegenüber „Feeling, disposition, or mood that exists prior to cognition or rational thought. Often referred to as a mental state, affect is also bodily or sensory and unconscious or nonconscious in character. To be affected is to feel or to be touched or moved“ (BONDI 2009, 446). Während Emotionen benennbare Zustände sind, ereignet sich ein Affekt körperlich und präkognitiv (BONDI 2005b, 437; LEHNERT 2010, 16).

Im Alltag wird Grün wie vieles Andere der Umwelt meist unbewusst auf affektiver Ebene erfasst. Grün wird gespürt, gesehen und gerochen, woraus sich wiederum diffuse und unterschwellige Gefühlslagen ergeben können. Diese Empfindungen können sich zu Emotionen verdichten und Menschen bewegen, indem sie die Aufmerksamkeit auf bestimmte Zusammenhänge fokussieren. Dabei ereignen sich Emotionen im Alltag scheinbar unkontrolliert. „Emotions are, without doubt, an intractable if intangible aspect of all of our everyday lives. They are embodied and mindful phenomena that partially shape, and are shaped by our interactions with the people, places and politics that make up our unique, personal geographies.“ (DAVIDSON, BONDI 2007, 373) In diesem Kontext blicken Ansätze der Humanistischen Geographie auf „the way emotions are embodied and serve to colour our experiential world such that we interpret and value aspects of it in particular ways“ (SMITH et al. 2009, 7). Emotionen verleihen Dingen, Orten und Situationen eine Bedeutsamkeit und lassen das Subjekt eine Beziehung zu ihnen herstellen: „It is just these emotionally mediated senses and relations that compose the fabric of our existence, that make our lives meaningful, or, in their absence, hopeless. Emotions are vital (living) aspects of who we are and of our situational engagement within the world; they compose, decompose, and recompose the geographies of our lives.“ (SMITH et al. 2009, 10) So werden über Emotionen Beziehungen zu Grün aufgebaut. Auch eröffnen emotionale Beziehungen einen Blick auf „the notion of selves discretely bounded from their perceptual environments“ (BONDI 2005b, 435).

9.4 Atmosphären als Gefühlskontext der Aneignung von Grün

Die Relation zwischen der alltäglichen Umwelt und ihrer gefühlsbedingten Erschließung lässt sich mit dem Konzept der Atmosphäre konkretisieren. Ansätze hierzu finden sich insbesondere bei HASSE (2002b), BÖHME (2001; 2007; 2013), KAZIG (2007; 2008; 2012; 2013) sowie in der Philosophie von HAUSKELLER (1995) und SCHMITZ (2009; 2014). Sie betrachten Atmosphären entlang unterschiedlicher Zugänge.

Atmosphäre als einhüllende Stimmung

HASSE (2012) beschreibt Atmosphären metaphorisch als einhüllende Stimmung, die den Wahrnehmenden eine Umgebung fühlen lässt. In Analogie zum naturwissenschaftlichen Begriff umhüllen Atmosphären wie Luft alles an einem Ort (ANDERSON, JONES 2009, 80). Sie legen sich über sozialräumliche Situationen und hüllen sie ein (HASSE 2012, 15). Das Umhüllende wird auf eine bestimmte Weise empfunden, woraus eine bestimmte Erfahrungsweise der Umwelt resultiert. Mit der umhüllenden Atmosphäre wird die Umgebung zu einem Ensemble synthetisiert, dem ein Wesen zukommt und die Umgebung zu einem distinkten Ort macht (HASSE 2012, 7). Das Wesen ist jedoch schwer beschreibbar, denn „Atmosphären werden nicht kognitiv ‚verstanden‘, sondern leiblich erlebt“ (HASSE 2012, 12). Atmosphären sind flüchtig und entstehen „aus einer situativen Synthese all dessen, was in der Gegend zur Erscheinung kommt“ (HASSE 2012, 11). Sie füllen den Raum zwischen Subjekt und materieller Welt und machen diese so fühlbar: Im „Wechselspiel von Ausdruck und Eindruck spannt sich jener atmosphärische Zwischenraum auf, der in seiner Immaterialität nicht den Körper des Menschen, sondern seinen Leib berührt“ (Hasse 2002: 25). Wenn Atmosphären Personen berühren, können sie Stimmungen erzeugen, welche die Aneignung der Umwelt situativ prägen: „(...) it is through an atmosphere that a represented object will be apprehended and will take on a certain meaning.“ (ANDERSON 2009, 79)

Atmosphären als Halbdinge und Konstellationen

Einem philosophischen Verständnis folgend beschreibt BÖHME (2001) Atmosphären als *Halbdinge*, die situativ im unmittelbaren Erleben bestehen, jedoch nicht wie ‚tatsächliche‘ Dinge über eine Situation hinaus Bestand haben. Auch lassen sich Atmosphären als Konstellationen verstehen, in denen sich in Abhängigkeit zu den Umgebungsqualitäten die Befindlichkeit des Subjekts in Bezug zu seiner Umwelt ausprägt (KAZIG 2007, 171). Grün ist hier ein konstituierendes Element einer Konstellation, welches über die Atmosphäre zur Ausprägung einer Befindlichkeit beiträgt. Doch ist die Atmosphäre nicht an Grün als Entität gebunden, sondern entsteht flüchtig im Zusammenwirken von Dingen, Menschen, Gesehnissen und dem Wahrnehmenden.

Atmosphäre als Medium

In einem soziologisch geprägten Selbstverständnis nach THIBAUD (2003) wird Atmosphäre als *Medium* verstanden, das selbst nicht wahrnehmbar ist. Grün ist demnach kein konstitutives Element der Atmosphäre, sondern die Atmosphäre rahmt den Prozess des Wahrnehmens, sodass Entitäten wie Grün „gemäß einer Atmosphäre“ wahrgenommen werden (THIBAUD 2003, 293, zitiert nach KAZIG 2007, 169). So verstanden fungiert die Atmosphäre als Medium in der Beziehung zwischen dem wahrnehmenden Subjekt und seiner Umwelt (KAZIG 2007, 167). Als Medium beeinflusst die Atmosphäre „die Art und Weise, wie die Welt und das Subjekt sich in wechselseitiger Beziehung aufeinander herausbilden“ (KAZIG 2007, 170). Demnach wird über die Atmosphäre die Art und Weise des Erschließens von Grün als soziale Wirklichkeit konstituiert. Erst im Medium der Atmosphäre folgt aus dem Wahrnehmen ein Empfinden, durch welches Grün in einer spezifischen Weise erscheint.

Dieser Zusammenhang kann phänomenologisch gewandt anhand der *sinnlichen Begabtheit* konkretisiert werden (KAZIG 2007, 169). Diese meint das Vermögen des Wahrnehmenden, die eigene Befindlichkeit in Abhängigkeit von der sinnlich erfahrbaren Umwelt zu wandeln (KAZIG 2012, 91). Die sinnliche Begabtheit hat somit Einfluss darauf, in welcher Weise die wechselseitige Bedingtheit zwischen dem Subjekt und seiner Umwelt im Medium der Atmosphäre hergestellt wird (KAZIG 2007, 170). Dabei entfaltet sich die Umwelt nach KAZIG (2007, 177) erst mit der Präsenz eines sinnlich begabten Subjekts. Dies lässt sich mit dem *Situations-Begriff* konkretisieren (HARRISON 2000). Das wahrnehmende Subjekt ist raumzeitlich verortet und damit an einen Teilbereich der Umwelt gebunden, welcher die Handlungsmöglichkeiten begrenzt. Dieser Teilbereich ist als eine Situation zu verstehen. So erlangt nicht die Umwelt per se, sondern die Situation eine spezifische atmosphärische Qualität, anhand derer die Umwelt verinnerlicht wird (KAZIG 2007, 178). Dabei wird die Atmosphäre geprägt durch das Erleben der Entitäten, die situativ aus der Perspektive des Wahrnehmenden hervortreten, während andere unbeachtet bleiben. Mit diesem Filterprozess formt sich ein Erscheinungscharakter der Dinge, durch den eine unspezifische Umwelt zu einer erkennbaren Situation synthetisiert wird (HAUSKELLER 1995, 35). Auch prägen Erfahrungen das Empfinden eine Atmosphäre und machen diese zu einer individuell empfundenen Atmosphäre (HAUSKELLER 1995, 42f.). Zugleich steht das Subjekt im Moment des Erfahrens situativ in Wechselbeziehung zu anderen Subjekten. Auch erfolgt die individuelle Erfahrungsweise von Atmosphären und die sich hieraus ergebende Befindlichkeit stets in sozialen Handlungen im Kontext einer Gesellschaft, sodass die Erfahrungsweise von überindividuellen Mustern durchsetzt ist. Die individuell wahrgenommene Welt ist demnach „immer schon eine durch unseren gesamten Erfahrungshorizont interpretierte Welt“ (HAUSKELLER 1995, 43).

Atmosphäre als (de-)mobilisierend

Atmosphären wirken über Befindlichkeiten und Stimmungen auf die Erfahrungsweise einer Situation ein und können hierüber das Tun situativ beeinflussen (HASSE 2012, 6). Etwa beeinflusst die Atmosphäre die Art und Weise der Ausübung von Aktivitäten in Gestalt von Bewegungsstilen. Wird eine Atmosphäre als hektisch empfunden, kann dies auch die eigenen Bewegungen hektischer werden lassen (vgl. THIBAUD 2003). Auch werden bestimmte Atmosphären gezielt für bestimmte Aktivitäten ausgesucht oder gemieden (KAZIG 2007, 175). In ähnlicher Weise beschreibt HELBRECHT (1998) das *Look and Feel* als Atmosphäre, die zur Ausprägung von Kreativität beiträgt. Darüber hinaus können Atmosphären machtvoll instrumentalisiert werden, um Menschen gemäß einer Stimmung zu mobilisieren. Eine forcierte Atmosphäre wirkt nach dieser Vorstellung gezielt auf soziale Situationen ein (HASSE 2012, 7, 15ff.). Atmosphären gehen mit negativen wie positiven Gefühlen an Orten einher, wie etwa ein Wohlbefinden oder auch das Gefühl von Angst und Unbehagen. In der Konsequenz werden Orte mit bestimmten Atmosphären eher aufgesucht, verlassen oder gemieden (HASSE 2012, 11). Durch Grün geprägte Orte würden demnach unter anderem aufgesucht, weil dort eine Atmosphäre vorzufinden ist, die zu bestimmten Aktivitäten einlädt bzw. mit ihnen vereinbar ist. Gleichmaßen können diese Orte auch aufgrund der Atmosphäre als bedrohlich empfunden und infolgedessen gemieden werden. Hier sind die Umstände aufzuschlüsseln, die zu einer Atmosphäre beitragen. Hiermit einher geht eine Reflexion von Emotionen, die prägend für das Aufsuchen und Meiden von Orten sind.

10. Differenzierung des Sinn-Begriffs

Die dargelegten Zusammenhänge und Einflüsse, welche die Aneignung von Grün als soziale Wirklichkeit prägen, lassen sich mithilfe des Sinn-Begriffs zusammenführen (vgl. auch KÜHL 2016, 228ff.). Was in welcher Weise als bedeutungsvoll erachtet wird, resultiert aufbauend auf BERGER, LUCKMANN (1966) aus Sinndeutungen und Sinnsetzungen, aus denen soziale Wirklichkeit hervorgeht. Die Sinndeutungen und Sinnsetzungen konstituieren Realitätsvorstellungen als eine ‚Bewertungsfolie‘, welche das Subjekt die Umwelt auf eine bestimmte, sinnhafte Weise erschließen und so als real gegeben erscheinen lässt (vgl. EBERLE, HITZLER 2008). Indem wir unsere Umwelt auf eine bestimmte Weise verstehen, geben wir dem Erfahrenen eine Bedeutung und konstruieren eine bestimmte Sinnhaftigkeit (HITZLER 1993, 223). Eine Aufarbeitung des Sinn-Begriffs sowie der Sinn-genese gibt im Folgenden Aufschluss, wie die sinnhafte Aneignung von Grün konzeptualisiert werden kann.

10.1 Sinn im Alltagsverständnis

„Sinn“ ist ein vertrautes Konzept des Alltags. Wir gestalten unser Tun sinnvoll oder nutzen Dinge sinnvoll. So kann auch Grün im Alltagsverständnis als sinnvoll erachtet werden. Demnach erscheint Grün als „bedeutsam oder relevant, wichtig, ratsam“ (BONGAERTS 2012, 5). Auch wird Sinn oder Sinnhaftigkeit oft in enger Verknüpfung zum Begriff der Zweckmäßigkeit gedacht. Handlungen machen Sinn oder Dinge haben einen Sinn, da sie einen bestimmten Zweck erfüllen (BONGAERTS 2012, 5). So kann das Vorhandensein von Bäumen im Straßenraum als sinnvoll erachtet werden, da sich dies positiv auf das Stadtklima auswirkt oder weil die Bäume im Sommer Schatten spenden. Dabei leitet sich die Sinnhaftigkeit im Alltagsverständnis davon ab, ob eine Äußerung oder Handlung einer bestimmten Logik oder Konvention gerecht wird (vgl. BONGAERTS 2012, 5).

Neben dieser logischen Semantik hat der Sinn-Begriff zudem einen metaphorischen Gehalt, wenn „Sinn“ in Hinblick auf die individuelle Sinnerfüllung verstanden wird. In diesem Kontext bezieht sich Sinn auf die Erfülltheit des eigenen Lebens als Maß für persönliches Glück und Zufriedenheit (BONGAERTS 2012, 5). Gemeint sind hiermit allgemein richtungweisende Vorstellungen und Ziele des eigenen Lebensentwurfs. Die Sinnerfüllung erscheint somit als anzustrebendes Ideal, welches sich von subjektiven Einstellungen, Werthaltungen und Weltansichten ableitet. Hier kann für den Einen die Vorstellung von einem Leben in enger Nähe zur Natur sinnerfüllend sein, während andere die Sinnerfüllung im beruflichen Erfolg sehen. Die Vielschichtigkeit des Sinnbegriffs anzuerkennen, lässt aber noch keine Schlussfolgerungen zu, wie die Welt als sinnhaft gedeutet wird. Hierzu bedarf es Ansätze, die Sinngenease aufschlüsseln und empirisch zugänglich machen.

10.2 Sinn und Sinngenease in der Sozialtheorie

Die Genese sozialen Sinns ist ein traditionelles Diskursfeld der Soziologie und gehört zu den Kernfragen der sozialwissenschaftlichen Forschung, wie sie unter anderem von SCHÜTZ (1932) und BERGER, LUCKMANN (1966) begründet wurden. Die Ansätze zur Erschließung sozialen Sinns unterscheiden sich dabei in der Frage, wo die Sinngenease zu verorten ist:

„Ist es der Handelnde, der seinem Tun sozialen Sinn verleiht? Ist es aber vielleicht das Handeln selbst, das sozialen Sinn erzeugt? Sind es von den Handelnden und dem Handeln zu abstrahierende Regeln oder Strukturen, die sozialen Sinn stiften? Oder sind es spezifische Systeme, die durch ihre Elemente einen autonomen, sozialen Sinnzusammenhang hervorbringen?“ (BONGAERTS 2012, 8)

In Antwort hierauf bündelt BONGAERTS drei Bereiche der Sinngenease:

„(...) zum Ersten die Zurechnung auf die handelnden Subjekte, zum Zweiten auf die Ergebnisse oder auch Erzeugnisse des Handelns oder der Kommunikation und zum Dritten auf den Körper oder auch Leib der Handelnden. Die Zurechnung auf Subjekte führt zu einem *subjektiv-egologischen* Sinnbegriff, die auf Erzeugnisse des Handelns und/oder der Kommunikation zu einem *objektiv-kommunikativen* Sinnbegriff und die Zurechnung auf die Körper der Akteure zu einem Begriff *inkorporiert-praktischen* Sinns.“ (BONGAERTS 2012, 20 [Herv. i. Org.]

Tabelle 3: Sinn in der Sozialtheorie

<i>Sinnbegriff</i>	<i>Sinn geht aus von</i>	<i>Verortung von Sinnzuschreibung in</i>	<i>Rekonstruktion von Sinn über</i>	<i>Vertreter</i>
objektiv-kommunikativ	Struktur	Objektiv-kommunikativen Erzeugnissen	intersubjektiv verfügbare Sinnerzeugnisse	HABERMAS (1995) HABERMAS, LUHMANN (1971)
subjektiv-egologisch	Individuum	Bewusstsein	Subjektive Sinndeutungen	SCHÜTZ (1932) SCHÜTZ, LUCKMANN (2003) BERGER, LUCKMANN (1966)
inkorporiert-praktisch	Leib	Soziale Praktiken	Körperlich-Leiblichen Vollzug	BOURDIEU (1987 [1980])

Eigene Darstellung aufbauend auf BONGAERTS 2012

Objektiv-kommunikativer Sinn als sozial geteilter Sinn

Der objektiv-kommunikative Sinnbegriff (objektiver Sinn) versteht Sinn als ein kommunikativ hervorgebrachtes und sozial geteiltes Verständnis von sozialer Wirklichkeit. Ein objektiv-kommunikativer Sinn drückt sich in gesellschaftlichen Wahrheiten, rationalen Erklärungen und Objektivierungen aus, die als Common Sense geteilt werden. Die Sinnerzeugnisse umfassen u.a. Zeichen, Sprache, Symbole, Normen, Werte oder soziale Regeln, die von dem Subjekt unabhängig bestehen, jedoch intersubjektiv übermittelt werden. Sie leiten soziales Handeln subjektübergreifend an und strukturieren es damit (vgl. BONGAERTS 2012, 22). In der Konsequenz ist das sinnhafte Handeln des Subjekts entlang sozialer Sinnzuweisungen ‚vorprogrammiert‘. Das Subjekt handelt rational nach gesellschaftlich gegebenen Sinnsetzungen (BONGAERTS 2008b, 224). Wie Grün verstanden wird, wäre demnach das Resultat überindividueller Sinnmuster, die als gesellschaftlich objektiviert hervorgebracht und als handlungsleitend individuell verinnerlicht werden. Diesem Verständnis nach gehen objektiv-kommunikative Sinnstrukturen dem Handeln voran und verleihen dem Handeln eine (sozial hergestellte) Ordnung (BONGAERTS 2012, 22). Um die Genese so-

zialer Wirklichkeit nach einem objektiven Sinnverständnis zu erschließen, sind übergeordnete Strukturen in Gestalt von Regeln, Konventionen und institutionalisierten Werten und Normen aufzudecken, die überindividuell zur Anwendung kommen und den sozialen Akteuren als objektive Wirklichkeit dienen (BONGAERTS 2016, 301). Der objektiv-kommunikative Sinnbegriff ist Gegenstand eines objektiven (BOURDIEU 1987 [1980]) sowie eines strukturalistischen Theorieverständnisses, wie sie insbesondere von LÉVI-STRAUSS (1991) LUHMANN (1987) und HABERMAS (1995) geprägt wurden. Auch bildet der objektiv-kommunikative Sinn einen Grundstein für die strukturalistische Betrachtung von sozialer Wirklichkeit als diskursiv hergestellt (FOUCAULT 1992b). Hierauf aufbauend bestünden objektiv-kommunikative Sinndeutungen als sozial geteilte Konzepte, die Grün als objektiv wahr konstituieren und den Umgang mit Grün entlang einer sozialen Ordnung anleiten.

Subjektiv-egologischer Sinn als subjektiv zugeschriebener Sinn²

Der subjektiv-egologische Sinnbegriff (subjektiver Sinn) verortet die Sinngene im Bewusstsein des Subjekts (vgl. BONGAERTS 2012, 20f-21ff.). Die sinnhafte Erschließung der sozialen Wirklichkeit geht von dem handelnden Subjekt aus, dessen Handlungen nach individuellen Zielen und Motiven erfolgen, welche das Tun als sinnhaft konstituieren. „Soziologische Forschung ist in diesem Fall darauf orientiert, die typischen Wissensbestände, Handlungsabsichten und Handlungsmotive sozialer Akteure in einer besonderen sozialen Wirklichkeit zu rekonstruieren.“ (BONGAERTS 2012, 21) In der Konsequenz erschließen sich sinnhafte Vorstellungen sozialer Wirklichkeit anhand der empirischen Reflexion individueller Beweggründe des Handelns. Mittels interpretativer Verfahren wird nach den „Sinnkonstruktionen im subjektiven Bewusstsein des Handelnden“ (EBERLE, HITZLER 2008, 110) gesucht, die zu einem bestimmten Selbstverständnis führen und so die soziale Wirklichkeit konstituieren. Dieses Vorgehen folgt der Verstehenden Soziologie nach WEBER, die soziales Handeln deutend verstehen und ursächlich erklären möchte (vgl. WEBER 1972, 1). Dieses Bestreben WEBERS ist paradigmatisch für handlungstheoretische Ansätze, die Sinnwelten über das interpretative Verstehen von Handlungsmotiven erschließen. Wegbereitend sind Arbeiten von SCHÜTZ, LUCKMANN (2003), BERGER, LUCKMANN (1966) und SCHÜTZ (1932).

Jedoch birgt die Erschließung des subjektiv zugeschriebenen Sinns eine Hürde. Nach SCHÜTZ (1932) erfolgt das Sinnverstehen im Alltag entlang zweckrationaler Handlungsentwürfe, den *Um-zu-Motiven*, nach denen das Handeln ausgerichtet wird. Über alltagsweltliche Typisierungen sinnhafter Handlungen entstehen „Konstruktionen ersten Grades“ (SCHÜTZ 1971, 6) als Interpretationen des Subjekts über den sinnhaften Aufbau der Welt. Den Um-zu-Motiven stellt Schütz die *Weil-Motive* gegenüber. Sie beziehen sich auf ein

² Inhalte dieses Unterkapitels wurden in Auszügen in ähnlicher Form bereits publiziert, vgl. KÜHL (2016).

vergangenes Erlebnis (vgl. SCHÜTZ 1974, 116). Weil-Motive geben Aufschluss, „(...) über jene Erlebnisse, die der Konstitution des Entwurfs vorausgegangen sind und die ihn – also: das Um-zu-Motiv – konstituiert haben“ (BOHNSACK 2010, 145). Wenn der Handelnde jedoch auf seine Weil-Motive blickt, wird er „zum Beobachter seiner selbst“ (SCHÜTZ 1974, 25). Der Sinn ihres Tuns kann von den Handelnden nicht expliziert werden, ohne auf das zweckrationale Begründungswissen der Um-zu-Motive zurückzugreifen. Ebenso verhält es sich bei der Explikation von Bedeutungszuschreibungen. Fragt man, welche Relevanz Grün für jemanden hat, so erhält man als Antwort Argumentationen entlang objektivierter Sinnzuschreibungen als zweckrationales Begründungswissen (vgl. BOHNSACK 2010, 194). Um dennoch Sinnzuschreibungen zu erschließen, die sich unmittelbar im Handlungsvollzug ergeben, bietet der inkorporierte-praktische Sinn Anhaltspunkte.

Inkorporierter-praktischer Sinn als praktisch angeeigneter Sinn

Der inkorporierte-praktische Sinn (kurz: praktischer Sinn) geht zurück auf BOURDIEU (1977) und bildet eine Ebene zwischen einer subjektivistischen und einer objektivistischen Sichtweise, die beide Zugänge zusammenführt. Dabei wird die Sinnhaftigkeit im leiblichen Vollzug des Tuns verortet. Bourdieu spricht sich gegen die Annahme aus, das soziale Handeln sei von bewussten Zielen und Absichten geleitet, die wiederum Sinnzuweisungen sozialer Wirklichkeit konstituieren (KRAIS, GEBAUER 2002, 5). Vielmehr folgen Handlungen einer verinnerlichten Sinnhaftigkeit, die im Tun überwiegend unbewusst bleibt. Ebenso sind objektive Sinnmuster nur insofern konstitutiv für die Genese sozialer Wirklichkeit, als dass sie im Tun eine praktische Interpretation erfahren. Der praktische Sinn umfasst hier Sinnzuweisungen, die das Tun als sinnhaft anleiten und zugleich im Tun hervorgebracht werden. Dabei wird der praktische Sinn nicht explizit gemacht, er ist in den Körper eingeschrieben und wird als körperliches Vermögen angewandt (BONGAERTS 2016, 302). Zur Rekonstruktion sozialer Wirklichkeit richtet sich der Blick auf das körperlich-leibliche Agieren, durch das soziale Ordnung produziert und reproduziert wird (BONGAERTS 2012, 23). Diese Denkweise wurde in praxistheoretischen Ansätzen aufbauend auf SCHATZKI (1996) und RECKWITZ (2003) fortgeführt (vgl. Kapitel 11.3). Damit verschiebt sich der Fokus zur Erschließung von Sinnmustern von der Explikation subjektiver Sinndeutungen und der Dekonstruktion objektivierter Zuschreibungen auf das konkrete Tun, in dem die soziale Welt als sinnhaft erschlossen und reproduziert wird. Um herauszustellen, wie Grün im Zusammenwirken von sozialen Zuschreibungen und individuellen Erfahrungsweisen einen Sinn erlangt, kann eine Konkretisierung des praktisch-inkorporierten Sinns nach MANNHEIM in Verschneidung mit dem Habitus-Konzept nach BOURDIEU Anhaltspunkte liefern.

11. Konstitution von Sinn in sozialen Praktiken

Das Verständnis von verinnerlichten Sinnmustern, die das Tun überwiegend unreflektiert anleiten, lässt sich mit dem Wissensbegriff wie auch mit dem Begriff des Habitus schärfen. Beide verdeutlichen die Sinn-genese als eine Aneignung von Sinnmustern, die anhand von Erfahrungen in bestimmten sozialen Kontexten verinnerlicht wurden. Daran anschließend kann konkretisiert werden, wie Grün im Alltäglichen individuell erfahren wird, während dieses Erfahren zugleich von sozialen Kontexten durchsetzt ist.

11.1 Wissenssoziologischer Sinnbegriff nach Mannheim³

Die Wissenssoziologie nach MANNHEIM (1980) schärft den inkorporiert-praktischen Sinnbegriff, indem sie zwischen expliziten und unbewussten Sinnzuweisungen unterscheidet und beiden spezifische Wissensformen zugrunde legt: das *kommunikative* und das *atheoretische Wissen*. Diese Formen zeigen, welcher Referenz folgend Wirklichkeit erzeugt wird: anhand sozialer Objektivierungen oder mittels individuell angeeigneter Erfahrungen.

Kommunikatives und atheoretisches Wissen

Das *kommunikative Wissen* wird durch Kommunikation intersubjektiv vermittelt als objektivierte Sinnsetzungen gesellschaftlicher Übereinkünfte bezüglich geltender Werte, Normen, Rationalitäten oder allgemeiner Weltansichten (MANNHEIM 1980, 289). Es liefert analog zu den Um-zu-Motiven nach Schütz rationale Rechtfertigungen des eigenen Handelns (BOHNSACK 2003, 60). Anhand einer Rekonstruktion kommunikativen Wissens lassen sich sinnhafte Deutungen von Grün erschließen, die auf sozial geteilten Sinnzuweisungen basieren. So lässt sich herausstellen, was Grün im gesellschaftlichen Selbstverständnis ist bzw. nicht ist, was es auszeichnet und wie es sein sollte.

Die Erhebung des Common Sense für die Relevanz von Grün ist jedoch nur ein Zugang in der Betrachtung der Konstitution sozialer Wirklichkeit. Der Erschließung sozialer Wirklichkeit als Sediment eines Common Sense lassen sich individuelle Erfahrungen gegenüberstellen, nach denen die alltägliche Umwelt sinnhaft erschlossen wird. Hierzu führt MANNHEIM (1980, 73) das *atheoretische Wissen* an, welches nach Polanyi (1985) auch *implizites Wissen* genannt wird. Das atheoretische oder implizite Wissen geht aus Erfahrungen hervor, die in der alltäglichen Auseinandersetzung mit der sozialen und materiellen Umwelt angeeignet werden (vgl. BOHNSACK 2010, 191). Es wird nicht bewusst angeeignet, sondern vielfach vorreflexiv internalisiert. Oder aber praktische Erfahrungen gehen in Routinen

³ Inhalte dieses Unterkapitels wurden in Auszügen in ähnlicher Form bereits publiziert, vgl. KÜHL (2016).

über und werden nicht (mehr) reflektiert. So weiß der oder die Einzelne anhand des impliziten Wissens mehr als er oder sie sich bewusstmachen und unmittelbar mitteilen kann (POLANYI 1985, 14). Hierauf aufbauend beschreibt das atheoretische Wissen, inwiefern Grün, gemäß der verinnerlichten Erfahrungen im Umgang mit Grün, Relevanz beigemessen wird. Da es sich um nicht explizit verfügbares Wissen handelt, kann ein atheoretisches Wissen nicht kommunikativ vermittelt werden, sondern es wird ausschließlich durch individuelle Erfahrungen angeeignet.

Inkorporiertes Wissen

Um den Charakter der Verinnerlichung von Wissen zu betonen, führt MANNHEIM das *inkorporierte* Wissen ein. Inkorporierung meint die Verinnerlichung von Erfahrungswissen zu einem körperlichen Vermögen, mit dem die körperliche Ausführung ‚wie von selbst‘ gelingt, ohne dass die Bewegungsabläufe bewusst überlegt werden. So können Praktiken und Geschehnisse verstanden werden, wengleich es schwer oder unmöglich ist, das Verstandene begrifflich-theoretisch zu explizieren. Dabei meint ‚Praktiken‘ bestimmte Handlungsweisen, die als gekanntes Agieren vollzogen werden. So kann nach MANNHEIM (1980) etwa das Schuhebinden beherrscht werden, wengleich es schwer fällt zu beschreiben, wie dies funktioniert. Praktiken sind erst vollständig inkorporiert, wenn die Bewegungsabläufe in der Ausübung der Praktiken nicht mehr „bildhaft – d. h. in Form von materialen (äußeren) oder mentalen (inneren) Bildern – vergegenwärtigt werden müssen“ (BOHNSACK 2013, 180). Bedarf der Vollzug von Praktiken einer imaginativen Verbildlichung, so wird das Tun von implizitem Wissen und mentalen Bildern geleitet (BOHNSACK 2013, 180).

Konjunktive Erfahrungsräume

Dem inkorporierten und dem atheoretischen Wissen liegen Sinnmuster zu Grunde, wie sie aus Erfahrungen in Auseinandersetzung mit der alltäglichen Umwelt hervorgehen. Das Wissen umfasst ein unbewusstes Erfahrungswissen über bewährte bzw. sinnvolle Ausführungen des Tuns und leitet alltägliche Praktiken als sinnhafte Praktiken an. Dabei sind Erfahrungen, in denen atheoretisches Wissen angeeignet wird, gerahmt von sozialen Kontexten, den *konjunktiven Erfahrungsräumen*. Sie basieren auf vergleichbaren sozialen Umständen und vergleichbaren Ereignissen, die dazu führen, dass ähnliche Erfahrungen gemacht wurden und somit ähnliches Erfahrungswissen angeeignet wurde und wird (MANNHEIM 1980, 216). MANNHEIM nennt dieses ähnlich gelagerte Erfahrungswissen ein *konjunktives Erfahrungswissen*. Konjunktiv meint hiermit, dass dieses Erfahrungswissen perspektivisch an den je spezifischen Erfahrungsraum gebunden ist (standortgebunden, MANNHEIM 1980) und nicht intersubjektiv vermittelt werden kann. Damit ist auch das praktische Vermögen an den konjunktiven Erfahrungsraum gebunden.

Mit dem konjunktiven Erfahrungsraum betont MANNHEIM die Abhängigkeit der Hervorbringung sozialer Wirklichkeit von sozialen Kontexten, in denen sich spezifische Erfahrungen und damit Erfahrungsweisen der alltäglichen Umwelt konstituieren. Damit lässt sich die Relevanz von Grün in einer Interdependenz von Erfahrungen (atheoretisches / inkorporiertes Wissen) und sozial geteilten Sinnmustern (konjunktives Wissen) aufschlüsseln. Dem entsprechend vollzieht sich die sinnhafte Aneignung von Grün wie auch der sinnhafte Umgang mit Grün in Abhängigkeit eines atheoretischen bzw. inkorporierten Wissens, das in individuellen Erfahrungen angeeignet wurde. Zugleich jedoch entstehen diese Erfahrungen in einem sozialen Kontext, der das Subjekt Grün auf eine spezifische Weise erfahren lässt, die innerhalb des sozialen Kontextes, dem konjunktiven Erfahrungsraum, überindividuell geteilt wird. Diesen Zusammenhang führt BOURDIEU anhand des Habitus aus.

11.2 Sinn und Habitus nach Bourdieu

MANNHEIMS Betrachtung eines atheoretischen Wissens, das innerhalb eines Erfahrungskontextes angeeignet wird, findet sich in ähnlicher Weise in BOURDIEUS (1982) Konzept des *Habitus*. Darüber hinaus betont der Habitus die im Subjekt sedimentierten, sozial erlernten generativen Muster, nach denen sich die sinnhafte Aneignung der Umwelt vollzieht. So spezifiziert der Habitus die soziale Sinngene und die Ausformung sinnhaften Tuns.

Wesen des Habitus

Der Habitus umfasst ein System von Dispositionen als verinnerlichte Prägungen, die das Subjekt auf eine spezifische Weise wahrnehmen, fühlen, denken und handeln lassen, ohne sich dessen zwangsläufig bewusst zu sein (DÖRFLER et al. 2003, 15). Dispositionen wiederum „sind kognitive Kategorien, mittels derer die Akteure erst die Welt als sinnvolle gelebte Wirklichkeit erkennen und konstruieren können“ (DIRKSMEIER 2009, 97). Nach SCHWINGEL (1995, 62) ergeben sich drei Schemata des Habitus, nach denen sich soziale Wirklichkeit konstituiert:

- (1) Wahrnehmungsschemata, welche die Wahrnehmung sozialer Wirklichkeit und die Hervorbringung praktischer Erkenntnisse durch die Sinne anleiten.
- (2) Denkschemata, die wiederum als (2.1) Alltagstheorien und Klassifikationen zur Interpretation und Strukturierung der sozialen Welt, als (2.2) Normen zur ethischen Beurteilung von sozialen Handlungen (Ethos) sowie als (2.3) ästhetische Bewertungsmaßstäbe (Geschmacksmuster) wirksam werden.
- (3) Handlungsschemata, die individuelle wie kollektive Handlungsweisen von Akteuren ausrichten.

Nach BOURDIEU gehen die Schemata mit einem *praktischen Sinn* einher, der auf gleiche Weise wie das atheoretische Wissen bei MANNHEIM das Tun unbewusst als sinnhaft anleitet (BOURDIEU 1987 [1980], 191; vgl. SCHWINGEL 1995, 63). Die habitusspezifische Ausprägung des praktischen Sinns ermöglicht die leibliche Ausübung von Praktiken auf eine sinnvolle Weise und lässt soziale Akteure in einer bestimmten Form agieren, ohne dass diese Form reflektiert wird. Soziale Akteure „verfügen über das Wissen und Können, aber sie können nicht über es verfügen“ (SCHULZ-SCHAEFFER 2010, 324). Diese Sinnmuster sind den sozialen Akteuren als habituelle Disposition in den Leib übergegangen und befähigen sie als „sozialisierte Körper“ zu bestimmten, sinnhaften Handlungsweisen. Dispositionen stellen

„(...) durch die Erfahrung von und die Auseinandersetzung mit der Praxis der Sozialwelt herausgebildete Präferenzierungsmodi dar, die nicht intentional sind. Sie werden sowohl auf leiblicher wie auch auf kognitiver Ebene wirksam, indem sie dem Subjekt eine Art ‚begriffsloses Erkennen‘ ermöglichen und einen praktischen Sinn ausbilden.“ (DÖRFLER et al. 2003, 15)

Demnach vereinen sich in der habituellen Disposition kognitive, evaluative und motorische Schemata und liefern alltagsweltliche Sinnmuster, wie etwa einen Sinn für Dinge, Situationen oder Handlungsweisen, einen Sinn für Verpflichtungen, für Moral, für Politisches, aber auch für Humor oder für Ästhetik (vgl. BOURDIEU 1976 [1972], 270). Aufgrund des Selbstverständnisses, mit dem der Habitus das Tun erfolgen lässt, bezeichnet Bourdieu den Habitus auch als „zweite Natur“ (BOURDIEU 1976 [1972], 171).

Genese und Wirkungsweise des Habitus

Ebenso wie der konjunktive Erfahrungsraum bei MANNHEIM sind auch der Habitus sowie die mit dem Habitus erzeugten Dispositionen abhängig von den Bedingungen und sozialen Kontexten, in denen Erfahrungen praktisch erworben werden (DÖRFLER et al. 2003, 15). Zunächst geht der Habitus aus Prozessen der primären Sozialisation hervor. BOURDIEU spricht hier von einer Habitus-Formierung (vgl. BOURDIEU 1987 [1980], 122). Darüber hinaus formt sich der Habitus fortwährend in praktischen Erfahrungen. Diese wiederum sind an den Vollzug sozialer Praktiken gebunden, der durch spezifische Kontexte gerahmt wird (SCHWINGEL 1995, 66). Hierin liegt zugleich eine Verbindung von sozialen Strukturen und individuellen Erfahrungen. Das Subjekt agiert nach Ermessensabwägungen individueller Sinnmuster. Die Art und Weise des Ermessens ist dabei jedoch das Resultat des Habitus als inkorporierte Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsweisen, die aus einem spezifischen sozialen Kontext hervorgehen (DÖRFLER et al. 2003, 15). Jedoch determiniert der Habitus soziale Praktiken nicht, sondern steckt lediglich den Spielraum ab, welche Praktiken (bzw. die Art und Weise ihrer Ausübung) erzeugt werden können (SCHWINGEL 1995, 71). Der Habitus wird in einem sozialen Kontext erworben und ist an diesen gebunden. In der Folge

ist die Handlungsfreiheit der Akteure begrenzt auf das Handlungsvermögen, das durch den Habitus aufgespannt wird (DIRKSMEIER 2007, 78). Der Habitus liefert „ein System verinnerlichter Muster, die es erlauben, alle typischen Gedanken, Wahrnehmungen und Handlungen einer Kultur zu erzeugen – und nur diese“ (BOURDIEU 1974, 143). Auf diese Weise strukturiert der Habitus das Alltagsleben. „Die im Habitus eingelagerten Klassifikationen und Unterscheidungsprinzipien, Bewertungs- und Denkschemata schlagen sich nieder in den Praxen der Lebensführung (...).“ (BOURDIEU 1982, 284) Infolgedessen wird der Habitus zugleich im Vollzug der alltäglichen Lebensführung sichtbar. Dabei erfolgt die Lebensführung nicht individuell, sondern nach sozialen Mustern.

Innerhalb eines sozialen Kontextes resultieren die Schemata eines Habitus aus sozial geteilten, gruppenspezifischen Sinnsetzungen und Sinndeutungen. So ist jeder individuell erworbene Habitus eine Modifikation von gruppenspezifischen Habitus-Ausprägungen (LENGER et al. 2013, 22). Doch leitet der Habitus nicht nur Praktiken an. Über den Vollzug distinkter, habitusspezifischer Praktiken drückt sich der Habitus auch performativ aus. Dieser performative Charakter des Habitus dient in sozialen Interaktionen zur eigenen sozialen Verortung sowie zur Verortung des Gegenübers (vgl. BOURDIEU 1982). Auch stimmt der Habitus Praktiken sozialer Akteure als implizite Verhaltensregeln aufeinander ab (KRAIS, GEBAUER 2002, 32). Damit hat der Habitus zugleich ein Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip sozialer Praktiken inne (vgl. BOURDIEU 1976 [1972], 61). Soziale Strukturen schreiben sich in den Habitus ein, während der Habitus Praktiken strukturiert, aus denen soziale Wirklichkeit hervorgeht. Der Habitus ist ein „Opus operatum“ als Produkt von Praktiken und Erfahrungen, die wiederum durch die soziale Lage gerahmt sind, sowie zugleich ein „Modus Operandi“ als „generative Grammatik der Handlungsmuster“ (BOURDIEU 1974, 150).

Habitusspezifische Relevanz von Grün

Den Ausführungen Bourdieus folgend ist im Habitus angelegt, inwiefern Grün im Alltag relevant ist. Die sinnhafte Aneignung von Grün folgt habitusspezifischen Sinnmustern, über die sich zugleich die Disposition des Subjekts ausdrückt. Diese Sinnmuster richten das Tun im Umgang mit Grün als sinnhaft aus. Dabei kommt Grün dem Habitus folgend in einer spezifischen Weise Relevanz zu. Indem der Habitus praktische Sinnmuster erzeugt und im Tun performativ zum Ausdruck kommt, lässt sich der Habitus zugleich im Umgang mit Grün erkennen. Diese Betrachtung implizit handlungsleitender Sinnmuster der sinnhaften Aneignung von Grün lässt sich mit praxistheoretischen Ansätzen konkretisieren.

Da die habitusspezifischen Schemata sozial geteilte Schemata sind, die innerhalb eines sozialen Kontextes erworben werden, folgen der Umgang mit Grün und die hieraus resultierende sinnhafte Aneignung von Grün überindividuellen Mustern. Die überindividuellen

Muster vereinen ähnliche Habitusformen und damit ähnliche Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsweisen. Diese wiederum geben Aufschluss über alltagsweltliche Belange von Menschen, die sich anhand ähnlicher Habitusformen strukturieren lassen und dadurch planerische Abwägungen differenzierter Belange der Bürgerschaft erleichtern.

11.3 Sinn-genese in einem praxistheoretischen Forschungsverständnis

Die Eigenschaft des praktischen Sinns als implizit handlungsleitend ist ein zentraler Baustein praxistheoretischer Ansätze (vgl. LENGER et al. 2013, 21). Praxistheoretische Ansätze versprechen, die Sinnzuweisungen, wie sie nach BOURDIEU im Habitus bzw. nach MANNHEIM als atheoretisches und inkorporiertes Wissen konjunktiver Erfahrungsräume verankert sind, konzeptionell zu schärfen und empirisch zugänglich zu machen. Das Theorieprogramm der Praxistheorie vereint Ansätze unterschiedlicher erkenntnistheoretischer Strömungen, wie poststrukturalistische und post-humanistische Ansätze sowie Ansätze der Ethnomethodologie und Cultural Studies (RECKWITZ 2003, 283). Als ein Begründer des praxistheoretischen Theorieprogramms arbeitet BOURDIEU (1972) in seinem Entwurf einer Theorie der Praxis erstmals den Zusammenhang von (alltäglichen) Praktiken und der Konstitution des Sozialen in strukturierter Form auf. Daneben werden Autoren unterschiedlicher epistemologischer Strömungen als Begründer der Praxistheorie genannt, ohne dass sich diese selbst der Praxistheorie verschrieben haben (u.a. CERTEAU 1980; GIDDENS 1979; 1984; LATOUR 1991; SCHATZKI 1996). Der zentrale Erkenntniswert der Praxistheorie liegt in der Konzeptualisierung der Genese sozialer Wirklichkeit in sozialen Praktiken. Damit wird das Konzept des praktisch-inkorporierten Sinns als Bindeglied zwischen gesellschaftlichen Objektivierungen und erfahrungsmäßigen Sinnzuschreibungen (vgl. Kapitel 10.2) in ein Theoriegerüst überführt. In der Ausformulierung praxistheoretischer Ansätze lassen sich drei Stränge differenzieren. Hierzu gehören Ansätze, die eine performative Dimension sozialer Praktiken fokussieren. Daneben stehen Ansätze, die sich mit Bezugnahme auf FOUCAULT diskursiven Praktiken widmen. Andere Ansätze führen BOURDIEUS Theorie sozialer Praktiken weiter (LENGERSDORF 2011, 66). Letzterer Strang ist besonders anschlussfähig für die Konzeptualisierung von sinnhaften Aneignungen der alltäglichen Umwelt. So werden im Folgenden primär Ansätze einer soziologischen Praxistheorie nach BOURDIEU (1972) und hierauf aufbauend nach RECKWITZ (2003) dargelegt.

Herstellung von Sinnhaftigkeit in sozialen Praktiken

Ausgangspunkt praxistheoretischer Überlegungen ist die ontologische Verortung von Praktiken als konstitutiv für sozialen Sinn. Soziale Wirklichkeit wird in sozialen Praktiken hervorgebracht, indem sich soziale Akteure ihre dingliche und soziale Umwelt im praktischen

Umgang mit ihr als sinnhaft erschließen. Hierauf aufbauend werden soziale Praktiken als kleinste Einheit der Analyse gesellschaftlicher Zusammenhänge verstanden (RECKWITZ 2003, 290). Praxistheoretische Ansätze gehen davon aus, dass „sich die soziale Welt aus sehr konkret benennbaren, einzelnen, dabei miteinander verflochtenen Praktiken (im Plural) zusammensetzt“ (RECKWITZ 2003, 289). Diese Praktiken sind operativ aufeinander bezogen und verbinden sich zu spezifischen Praxisformen (HILLEBRANDT 2009a, 54). Diese bilden ein „typisiertes, routinisiertes und sozial ‚verstehbares‘ Bündel von Aktivitäten“ (RECKWITZ 2003, 289). Praktiken sind stets soziale Praktiken, wobei sich das Soziale über kollektive Verhaltensweisen als ein praktisches Können konstituiert: „(...) the social is a field of embodied, materially interwoven practices centrally organized around shared practical understandings.“ (SCHATZKI 2001, 12) Praktiken erfolgen als sinnhafte Weise des Agierens, die als Gepflogenheiten oder ‚Know-how‘ gewusst und gekonnt werden, ohne sich dessen zwangsläufig bewusst zu sein. Hier kommt der praktisch-inkorporierte Sinn zum Tragen. „Beim Vollzug einer Praktik kommen implizite soziale Kriterien zum Einsatz, mit denen sich die Akteure in der jeweiligen Praktik eine entsprechende ‚Sinnwelt‘ schaffen, in denen Gegenstände und Personen eine implizit gewusste Bedeutung besitzen, und mit denen sie umgehen, um routinemäßig angemessen zu handeln.“ (RECKWITZ 2003, 292)

Perspektivenverschiebung

Zur Erschließung von Sinnwelten sozialer Wirklichkeit richtet sich der Fokus auf Aktivitäten und Geschehnisse, in denen Sinnmuster praktisch zum Ausdruck kommen. Die Rekonstruktion sinnhafter Praktiken umgeht die problematische Erschließung subjektiver Um-zu-Motive (vgl. Kapitel 10.2), indem Sinnzuweisungen nicht als Explikation des handelnden Subjekts, sondern entlang beobachtbarer Praktiken zugänglich werden (SCHMIDT 2012, 57). Auch hierüber hinaus vermag eine praxistheoretische Forschungsperspektive „vorherrschende Dichotomien zwischen Subjekt und Objekt, Körper und Geist, Individualität und Kollektivität, Handlung und Struktur sowie zwischen Theorie und Praxis zu destabilisieren: soziale Praktiken werden als eine Kategorie des Dazwischen und des Zusammenspiels etabliert“ (SCHMIDT 2012, 70). Aufgrund dieser Perspektivenverschiebung sprechen einige Autoren von einem *Practice Turn* und meinen damit einen Paradigmenwandel der Praxistheorie im Verständnis von Sozialität und sozialer Wirklichkeit (vgl. SCHATZKI et al. 2001). Praktiken als Gegenstand der Forschung zu betrachten, heißt

„(...) die variablen Bedingungen des Vollzugs der Praxis situationsanalytisch zu identifizieren, also das Zusammenkommen und -wirken von sozialisierten Körpern mit materialen Artefakten und Dingen sowie mit diskursiven und symbolischen Formationen zu untersuchen, was eine Neukonzeption der sozialwissenschaftlichen Methoden nach sich zieht.“ (HILLEBRANDT 2014, 11)

Ob es sich um einen Paradigmenwandel handelt oder um eine Perspektivenverschiebung, soll hier nicht diskutiert werden (vgl. hierzu BONGAERTS 2007, 2008a, 2008b; SCHULZ-SCHAEFFER 2010). Jedoch ergeben sich mit dem Verständnis von der Genese sozialer Wirklichkeit in sozialen Praktiken grundlegende methodologische Konsequenzen für die Erhebung alltagsweltlicher Relevanzen von Grün.

Methodologische Konsequenzen praxistheoretischer Annahmen

Einer praxistheoretischen Perspektive folgend wird soziale Wirklichkeit in sozialen Praktiken ausgeformt und reproduziert. So ist die alltägliche Umwelt nicht ‚da‘, sondern erst in Auseinandersetzung mit ihr, mit Dingen wie auch in sozialen Interaktionen, konstituiert sich die Umwelt so, wie soziale Akteure sie als sinnhaft aneignen (SIMONSEN 2007, 169). Wenn die Genese sozialer Wirklichkeit in sozialen Praktiken erfolgt, kann die Erfahrungswirklichkeit sozialer Akteure nur erfasst werden, wenn sie in der Logik des Tuns sichtbar wird (HILLEBRANDT 2009b, 376). So eröffnet sich praxistheoretisch gewandt die Frage, wie Grün alltagsweltlich bedeutsam *gemacht* wird und wo Grün *zur Bedeutung gebracht* wird (vgl. LENGERSDORF 2011, 70). Hier lässt sich die ‚Logik des Tuns‘, in der soziale Wirklichkeit ausgeformt wird, mithilfe des Habitus als Modus Operandi der praktischen Reproduktion sozialer Wirklichkeit konzeptualisieren. Zur Erschließung sinnhafter Aneignungen von Grün bedarf es demnach der Identifikation von Sinnmustern, wie sie im Habitus verankert sind und vom Habitus hervorgebracht werden. Diese Sinnmuster bilden sich in der Art und Weise des Umgangs mit Grün ab. Dabei finden kommunikative und körperliche Tätigkeiten als „nexus of doings and sayings“ (SCHATZKI 1996, 89) gleichermaßen Berücksichtigung. Der Blick richtet sich auf die Art und Weise des Agierens, auf Sprach- und Kommunikationsweisen, Handlungsrouinen, Gebrauchspraktiken etc. (SCHMIDT 2012, 23). Über die Beobachtung von Geschehnissen (doings) wie auch entlang von Erzählungen (sayings) zeigt sich, wie (nach welchen sinnhaften Mustern oder Schemata) soziale Akteure ihre Umwelt sehen und verstehen, wie also Sinn zugeschrieben bzw. praktisch hergestellt wird. So zeigt sich der Sinn in dem, wie soziale Akteure etwas tun und sagen, und wie sie von Grün als Entität oder Symbol Gebrauch machen (vgl. EVERTS et al. 2011). Über die Identifikation von Sinnmustern wiederum lassen sich Relevanzsetzungen in Bezug auf Grün erkennen. Dabei wird Grün „nicht konzeptionell vorkonstruiert, sondern als Resultate und Voraussetzungen fortlaufender Praktiken (...) aufgefasst“ (vgl. SCHMIDT 2012, 33 für doing gender/doing class). Stattdessen zeichnet sich ab, was Grün in der Lebenswirklichkeit praktisch ausmacht (HILLEBRANDT 2009b, 369).

12. Bedingtheit von Praktiken

Praktiken erfolgen als soziale Akte in Bezugnahme auf soziale Akteure. Zugleich gehen soziale Phänomene wie Zuschreibungen, Machtbeziehungen, Sprache und Institutionen aus sozialen Praktiken hervor und bilden Komponenten eines „field of practice [as] the total nexus of interconnected human practices“ (SCHATZKI 2001, 2). Auch beziehen sich Praktiken auf Entitäten der Umwelt: „(...) [T]he nexus of practices are mediated by artifacts, hybrids, and natural objects (...)“ (SCHATZKI 2001, 11) Dem folgend sind Praktiken im Umgang mit Grün im Zusammenwirken von Entitäten, sozialen Kontexten und Zuschreibungen zu betrachten. Zur Schärfung des Blicks auf die Genese sozialer Wirklichkeit lassen sich nach SCHMIDT (2012, 51ff.) drei Dimensionen differenzieren, in deren Wechselbeziehungen sich soziale Praktiken konstituieren: die *Zeitlichkeit*, die *Körperlichkeit* und die *Materialität* von Praktiken. Darüber hinaus sind *gesellschaftliche Objektivierungen* als konstitutiv für soziale Praktiken zu ergänzen. Auch erfahren die phänomenologischen Begriffe der *Wahrnehmung* und der *Emotionen* praxistheoretisch gewandt eine Schärfung. Die genannten Aspekte richten unterschiedliche Fokusse auf soziale Praktiken, welche im Rahmen der Arbeit relevant sind (EVERTS et al. 2011, 327).

12.1 Raum-zeitliche Kontexte von Praktiken

Praktiken, in denen die Umwelt sinnhaft erschlossen wird und aus denen die Relevanz von Grün hervorgeht, sind stets raum-zeitlich situiert. Sie ereignen sich im Hier und Jetzt und formieren sich situativ stetig neu (SCHMIDT 2012, 51). Dennoch reicht die Zeitlichkeit über die Situation hinaus, denn das Hier und Jetzt der Praktiken ist durchsetzt von Vergangenen und Wiederholungen. Die Art und Weise des Vollzugs von Praktiken ist durch in der Vergangenheit angeeignete Wissensschätze vorkonstituiert. Auch sedimentiert Vergangenes im Dinghaften, indem soziale Praktiken dieses ausformen (SCHMIDT 2012, 52). Zugleich wirken die im Vollzug von Praktiken situativ erzeugten Sinnmuster in die Zukunft, indem nachfolgende Praktiken hieran ausgerichtet werden. Auch gehen mit dem zeitlichen Kontext Zuschreibungen einher, an denen sich soziale Praktiken orientieren. So werden Grünanlagen am Tage andere Eigenschaften zugeschrieben als zu Nachtzeiten. Infolgedessen werden Grünanlagen in Abhängigkeit des zeitlichen Kontexts genutzt oder gemieden.

Neben der zeitlichen Verortung erfolgen Praktiken räumlich verortet. Der Vollzug sozialer Praktiken ist an einen Ort gebunden, an dem der Agierende situiert ist (vgl. SCHATZKI 1991, 2002). Dieser Ort bildet ein Setting, in dem sich Praktiken vollziehen (MOLOTCH 1993, 888). Diesem Setting werden bestimmte Praktiken zugeschrieben. Etwa werden Praktiken der

Aneignung von Grün an Orten, die dem Konsum dienen, anders ausfallen, als in Parkanlagen. Zugleich werden Räume in ihrer konstituierenden Materialität und auf abstrakter Ebene fortwährend hervorgebracht, modifiziert oder reproduziert (BELINA, MICHEL 2007).

Die Ausformung von Räumen folgt geltenden Sinnmustern, welche sich mit dem Habitus spezifizieren lassen. So findet der Habitus sozialer Akteure der Raumentwicklung in der physischen Gestaltung von Stadträumen Ausdruck und wird in der Materialität der Stadtgestalt verstetigt. Damit zeigen sich in der Stadtgestalt dominierende Habitus-Formen, die sich im Feld der Profession (Architektur, Städtebau, Stadtplanung) durchsetzen: „Habitus tritt hier als Faktor auf, der das Wesen eines Ortes mitbestimmt.“ (DÖRFLER et al. 2003, 18) Zugleich bieten Räume aufgrund ihrer Erscheinung und der hiermit verbundenen Symbolisierungen Aneignungsangebote zum Ausdruck eines Habitus. Hierüber steht der räumliche Kontext zugleich im Zusammenhang mit der Konstitution des Selbst. In habitusspezifischen Praktiken werden Orte physisch-körperlich angeeignet und zur sozialen Distinktion bzw. als symbolisches Kapital eingesetzt (DÖRFLER et al. 2003, 18). Für den Ausdruck des Habitus bedarf es eines Ortes als Schauplatz habitueller Praktiken, dessen physischen wie symbolischen Eigenschaften das Subjekt als Träger des Habitus aufgreift. Damit verorten sich soziale Akteure sichtbar und eignen sich den Ort als Teil des Selbst und der eigenen Lebenswelt an (CASEY 2001, 687). Diese Aneignung wiederum kann sich in einer räumlichen Strukturiertheit der Gesellschaft niederschlagen (vgl. HILLIER, ROOKSBY 2005).

12.2 Körperlichkeit von Praktiken

Während Handlungstheorien Handlungsmotive und -ziele als konstitutiv für das Tun betrachtet, ist es in der Praxistheorie das praktische Wissen oder Vermögen, das im körperlichen Vollzug von Praktiken angeeignet, verinnerlicht und angewandt wird. In der Körperlichkeit sozialer Praktiken werden strukturalistische und individualistische Annahmen der Sinngene vereint. Der Körper ist „the common meeting point of mind and activity and of individual activity and society“ (SCHATZKI 2001, 12). So ist die körperliche Ausübung sozialer Praktiken geprägt durch verinnerlichte Interpretationen überindividueller Regeln, Werte und Normen (z.B. Ge- und Verbote, Gender-Aspekte der Freiraumnutzung) sowie zugleich durch praktisch angeeignetes, inkorporiertes Erfahrungswissen über den sinnhaften körperlichen Vollzug von Praktiken.

Mit dem *Body Turn* richtet sich die Aufmerksamkeit auf die Rolle des Körpers in der Konstitution sozialer Prozesse. Es erfolgt eine „systematische Integration der [sozialen] Kategorie ‚Körper‘ in die Konzeption von Sozialität“ (GUGUTZER 2006, 11). Körper sind Träger und Medium des praktischen Wissens, das den Vollzug von Praktiken anleitet. Wie MANNHEIM

(1980) anhand des inkorporierten Wissens herausstellt, geht das Wissen über die Sinnhaftigkeit des Vollzugs von Praktiken in ein körperliches Vermögen über. Dieses Vermögen wird als körperlich verstanden, wenngleich die Wissensaneignung kognitiv erfolgt (SCHULZ-SCHAEFFER 2010, 325). Geist und Körper sind miteinander verwoben und bilden in Praktiken ein „Bündel körperlicher und mentaler Aktivitäten“ (SCHMIDT 2012, 57). Das Mentale ist Teil von Praktiken, genauso wie das Körperliche. Dabei ist das praktische Wissen materiell im Körper verankert, indem soziale Akteure mit inkorporiertem Wissen ausgestattete Körper bilden (RECKWITZ 2003, 291). Zur Verdeutlichung dieser Beziehung verwenden einige Autoren in Anlehnung an die Phänomenologie nach MERLEAU-PONTY (1962) den Begriff des *Leibes*, in dem sich die mentale Welt und der physische Körper durch inkorporierte Fähigkeiten des sinnvollen Agierens verbinden (zum Begriff des Leibes vgl. u.a. BONGAERTS 2008a; HONER 2011). Das inkorporierte praktische Wissen allein ermöglicht jedoch nicht den Vollzug sinnhafter Praktiken. Hier bedarf es eines Körpers und der Fähigkeit der Bewegung des Körpers als physische Vehikel der sinnvollen Bewegung und des sinnvollen Umgangs mit Entitäten (RECKWITZ 2003, 290). Auch bedarf es für das perzeptive und haptische Erfassen der Umwelt eines mit Sinnen ausgestatteten Körpers, womit der Körper ein Bindeglied zwischen Subjekt und Materialität bildet.

12.3 Materialität und soziale Praktiken

Über die Materialität des Körpers hinaus erfolgen Praktiken im Umgang mit der materiellen Welt, wodurch Materialitäten in alltägliche Lebenswelten verstrickt sind.

„Aus alltagsweltlicher Perspektive besteht die materielle Welt aus ‚Dingen‘, ‚Sachen‘, ‚Gegenständen‘, ‚Objekten‘ oder Wahrnehmungs- und Empfindungskonstellationen, die Elemente und Bezugsgrößen unserer Erfahrungen, unseres Wissens und unserer Handlungspraktiken darstellen. Sie kommen als Begriffe unserer Alltagssprache vor, wir können über sie kommunizieren und sie sind Elemente unserer kognitiven und emotiven Aneignung von Welt.“ (KAZIG, WEICHHART 2009, 113)

Menschen setzen sich mit Materialitäten auseinander und schreiben diesen infolgedessen Bedeutungen zu (EVERTS et al. 2011). Durch diese Zuschreibungen werden Elemente der Umwelt zu Repräsentationen von Erlebnissen und Erfahrungen.

In der Logik des poststrukturalistischen Materialismus hat Materialität keine Wirkung per se, sondern die situative Interpretation materieller Konstellationen kann zur Ausübung bestimmter Praktiken veranlassen (WEICHHART 2003, 22). Demnach ist die Materialität der Körper, der Dinge und der Artefakte relevant, „wenn sie körperlich wahrgenommen werden, wenn sie also von menschlichen Körpern erfahren werden, sodass sie Gegenstände der Artikulation, also einer praktischen Vollzugwirklichkeit sind“ (HILLEBRANDT 2014, 86). So

ist entscheidend, was in sozialen Praktiken mit Grün als Materialitäten geschieht bzw. wie auf Grün Bezug genommen wird. Hierzu zählen etwa Nutzungsgewohnheiten, in denen Grün instrumentalisiert wird. Auch zeigt sich im Umgang mit Grün das Verhältnis des Agierenden zu Grün, wie etwa eine Wert- oder Geringschätzung.

Darüber hinaus prägen Dinge durch ihren sinnhaften Gebrauch die Ausgestaltung sozialer Praktiken, wobei „die praktische Verwendung Bestandteil einer sozialen Praktik oder die Praktik selbst darstellt“ (RECKWITZ 2003, 291). Dabei ist der Gebrauch der Dinge diesen nicht inhärent, sondern sozial erlernt. PELS et al. (2002, 2) sprechen von einer Co-Performance von Materialität und Gesellschaft und meinen damit die sozialisierenden Effekte von Dingen in der Ausgestaltung von Praktiken. Mit dem *Material Turn* wird Materialitäten eine Wirkmächtigkeit in der Konstitution sozialer Zusammenhänge in Hinblick auf „their constitutive agentic effects within the entangled networks of sociality/materiality“ (PELS et al. 2002, 2) zugesprochen. DEWSBURY et al. (2002, 439) vereinen diesen Zusammenhang zur analytischen Maxime „Materiality is agency“. Praktiken werden an Materialität ausgerichtet. Zugleich bringen Praktiken Materialitäten hervor, die wiederum Praktiken im Umgang mit ihnen reproduzieren. So kommt es zu einer „co-evolution of bodily skills, meanings and also materialities“ (EVERTS et al. 2011, 330). Ebenso werden Praktiken durch bauliche Maßnahmen materialisiert und verstetigt (vgl. RECKWITZ 2003, 219).

Die Gestalt von Grün geht aus sozialen Praktiken der materiellen Produktion und Reproduktion von Grün hervor, wie etwa aus Praktiken der Freiraumplanung und Landschaftsarchitektur (vgl. Habitus der Planer, Kapitel 5.4). So ist Grün ein Bestandteil materieller Arrangements, die unter Annahme einer bestimmten Zweckmäßigkeit gestaltet und für bestimmte Praktiken instrumentalisiert werden. Das Joggen im Park etwa bildet eine etablierte Praktik und gibt zugleich Anlass zu einer bestimmten Grünraumgestaltung, die diese Praktik zulässt, etwa indem ein Fitnessparcours eingerichtet wird. Damit wird die Praktik des Joggens materialisiert, was wiederum zu ihrer Reproduktion beiträgt.

Mit der materiellen Reproduktion von Grün im Stadtraum wird Grün zu einem Abbild sozialer Strukturen, „sei es durch Bauten und Spuren der Aneignung, sei es durch Interpretationen und Bedeutungszuschreibungen“ (VOGELPOHL 2008, 74). So werden in der Stadtgestaltung gesellschaftliche Selbstverständnisse materiell erfahrbar: „In ihren physisch-materiellen, symbolischen und institutionellen Dimensionen ist die gebaute Umwelt ebenso Ausdruck wie Medium bestimmter gesellschaftlicher Naturverhältnisse.“ (WISSEN 2008, 78) Dabei spiegelt sich in Grünräumen eine Materialisierung von Deutungshoheiten wider (WISSEN 2008, 73). Folglich ist die Gestaltung von Grün ein soziales Produkt und zugleich ein Spiegel gesellschaftlicher Mensch-Umwelt-Verhältnisse. Gleichzeitig können materielle Arrangements das Tun lenken, strukturieren und vereinheitlichen, indem von ihnen

eine Symbolwirkung ausgeht, sie in der vorgesehenen Weise eine Nutzung erfahren und so Praktiken an ihnen ausgerichtet werden (MOLOTCH 1993, 888). So suggerieren Radwege oder Spielplätze erkennbar bestimmte Nutzungen, während andere hier selbstverständlich nicht verortet werden. Diese kollektiv verstandenen Zeichen und Symbole sind nicht allein abstrakter Natur: „Nevertheless, the sameness rests not in their imaginations, but in the material realities that inspire them to action and in the outcomes of this action.” (PINK 2008a, 183) So sind bestimmte Entitäten erforderlich, damit Praktiken ausgeübt und reproduziert werden können (RECKWITZ 2003, 291). Etwa rahmen das Ausmaß und die Vielfalt der Wuchsformen oder das Angebot an Grünräumen soziale Praktiken, in denen Grün sinnhaft angeeignet werden kann. Auch eröffnen materielle Arrangements, wie etwa Sportplätze, den Vollzug bestimmter Praktiken (vgl. z.B. für Konsumpraktiken EVERTS 2009). So muss Grün materiell vorhanden sein, um es als kollektiv verstandene Symbole zu instrumentalisieren. Hier werden Settings entlang sichtbarer Ausstattungsmerkmale eine Semiotik verliehen, die eine überindividuelle Lesbarkeit und damit eine Sinnzuweisung ermöglicht (zur Semiotik vgl. GOTTDIENER, LAGOPOULOS 1986).

12.4 Praktischer Sinn und soziale Objektivierungen

Wenngleich Praktiken nach dem Verständnis praxistheoretischer Forschungsansätze von einem individuell angeeigneten, praktischen Vermögen geleitet werden, prägen zugleich gesellschaftliche Objektivierungen den Vollzug von Praktiken. Aus Perspektive der sozialwissenschaftlichen Diskursforschung werden gesellschaftliche Objektivierungen als sozial geteilte Sinnzuweisungen im Diskurs konstituiert und in diskursiven Praktiken fortwährend verhandelt und geformt (vgl. u.a. KELLER et al. 2005). So bilden Diskurse ein Feld potentieller Bedeutungen, in dem auch die gesellschaftlich zugeschriebene Bedeutung von Grün verhandelt wird (DEWSBURY et al. 2002, 439). Mit Blick auf das Erkenntnisinteresse eröffnet sich hier die Frage, wie dieses Feld diskursiv hergestellter, sozial geteilter Bedeutungen die Sinnwelt des Subjekts konstituiert bzw. wie es konkrete Praktiken im Umgang mit Grün sowie hierin hervorgebrachte implizite Sinnsetzungen prägt (vgl. auch PETERSEN 2013, 368). Die Diskursforschung, die sich originär diskursiv hergestellten Bedeutungen widmet, bietet jedoch keine Anhaltspunkte zur Konstitution sozialer Wirklichkeit auf Ebene des Subjekts. Lediglich das Konzept der Deutungsmuster verweist am Rande auf den Zusammenhang zwischen Diskurs und Subjekt. Deutungsmuster sind „Interpretationsschemata oder -rahmen (Frames), die für individuelle und kollektive Deutungsarbeit im gesellschaftlichen Wissensvorrat zur Verfügung stehen und in ereignisbezogenen Deutungsprozessen aktualisiert werden“ (KELLER 2011, 108). Dieser Zusammenhang lässt sich mithilfe einer praxistheoretischen Perspektive weiter ausführen.

Praxistheoretisch betrachtet sind diskursiv hergestellte, sozial geteilte Objektivierungen des Common Sense, wie etwa Ge- und Verbote, Werte und Normen, erst relevant für die Genese sozialer Wirklichkeit, wenn diese in sozialen Praktiken zur Anwendung kommen und durch das handelnde Subjekt eine praktische Interpretation erfahren. Damit werden sozial geteilte Objektivierungen nicht etwa zu individuellen Interpretationen umgeformt, vielmehr ist der praktische Umgang als etablierte Handlungsweisen gleichermaßen gesellschaftlich abgestimmt. So kann es eine etablierte Praktik sein, in einem Park Rad zu fahren, wiewohl die Ge- und Verbote der objektiv adäquaten Nutzung dem entgegenstehen. Damit ist die Konstitution sozialer Wirklichkeit durch diskursiv geformte Konzepte anhand sozialer Praktiken des *Gebrauchs eines Aussagesystems* fassbar, welches in bestimmten Situationen aufgegriffen und (re)produziert wird (RECKWITZ 2003, 298). Hierzu zählt etwa die Bezugnahme auf Alltagstheorien bezüglich der Bedeutung von Grün als etablierte Erklärungsansätze, Rechtfertigungen oder Werturteile, wie sie auch anhand gesellschaftlicher Naturkonzepte Ausprägung finden. Der Einfluss diskursiv geformter Konzepte in der sinnhaften Aneignung von Grün zeigt sich damit über „die Rekonstruktion des kontextuellen Gebrauchs von diskursiven Aussagesystemen“ (Reckwitz 2003: 298).

12.5 Wahrnehmung und Emotionen als soziale Praktiken

Praxistheoretisch gewandt ist das Wahrnehmen an die Ausübung sinnlicher Praktiken als aktive Tätigkeit gebunden (SIMONSEN 2007, 171). Das Wahrnehmen erfolgt in einer dialektischen Verbindung von Subjekt und Objekt, die sich im Tun ergibt (SIMONSEN 2007, 170). Um Grün emotional zu erfahren, bedarf es ebenso der praktischen Auseinandersetzung mit der Umwelt, in der Grün über die leibliche Verortung und mit den Sinnen erfasst wird. Emotionen gehen aus sozialen Praktiken hervor, während soziale Praktiken zugleich durch Emotionen mit-konstituiert werden (EVERTS et al. 2011, 328). Dabei entstehen emotionale Verknüpfungen zu Grünräumen im konkreten Tun: „It is only through practice that eventually a ‚feel for the place‘ emerges.“ (EVERTS et al. 2011, 328)

Mit dem *Emotional Turn* gelangen Emotionen als Einflussgröße sozialer Zusammenhänge vermehrt in das Blickfeld geographischer Forschung (KAZIG, WEICHHART 2009; SIMONSEN 2007). Unter diesem Fokus zeigt sich, „[how] the human world is constructed and lived through emotions“ (ANDERSON, SMITH 2001, 7). Aus dem situativen Empfinden resultieren über alle Sinne vermittelte Beziehungen des Subjekts zur Umwelt (KAZIG, WEICHHART 2009, 120). So können positive Emotionen während eines Parkbesuchs nachfolgende Praktiken der Parknutzung prägen. Auch könnten affektive Genüsse Anlass dazu geben, den Park auf eine aufmerksame Weise in Augenschein zu nehmen. Dabei ist das Empfinden von

Emotionen an ein sozial erlerntes praktisches Vermögen gebunden: „Practice theories suggest that emotional bodily states are not just affective and beyond discursive control but on the contrary bound up and nestled into the formation of practical intelligibilities.” (EVERTS et al. 2011, 329) Das praktische Vermögen geht hervor aus verinnerlichten (habituellen) Gefühlsmustern sozial und kulturell geprägter Dispositionen. Über sie werden Empfindungen vorstrukturiert und zugleich die Empfänglichkeit für bestimmte Empfindungen geprägt (LEHNERT 2010, 15). So ist die Art, wie Grün empfunden wird, welche Emotionen mit Grün verknüpft werden und wie diese ausgedrückt werden, sozial geformt und zugleich Ausdruck der Disposition. Emotionen haben einen sozialen Ursprung, sie werden ‚gemacht‘ und können zur Machtausübung dienen (vgl. SHARP 2009, 78). Demzufolge ist etwa das Selbstverständnis von Grün als wohltuend, entspannend etc. sowie die Konsequenzen, die sich hieraus für die Konstitution sozialer Wirklichkeit ergeben, zu hinterfragen. „Emotions, it has been found, are intentional (as is consciousness), they are always directed at something (in love with, angry about) and, most importantly, they are socially constructed. That does not mean that they are not bodily experienced, but how they are experienced often depends on the local moral and social order and their situatedness in time and space.” (GERBER 1997, 9) Demnach erfolgt die Wahrnehmung wie auch das Empfinden immer im Kontext von etwas (ZIERHOFER 2009, 209). Etwa wird soziale Wirklichkeit in einem gerichteten Blick (engl.: gaze) auf die Umwelt in einer spezifischen Betrachtungsweise konstituiert (vgl. URRY 2002 für einen touristischen Blick).

Ebenso ist der Ausdruck von Emotionen sozial erlernt und habitualisiert (SCHWINGEL 1995, 67). Emotionen werden performativ ausgedrückt und implizit als Emotion verstanden, sodass der Ausdruck die Emotion selbst repräsentiert (SIMONSEN 2007, 176). Auch können Entitäten zum Ausdruck von Emotionen performativ instrumentalisiert werden, etwa durch das Schenken von Blumen als ein sozial verstandener Ausdruck einer Emotion. Dabei gehen der Ausdruck und das Empfinden von Emotionen wie andere Praktiken in Routinen über. „Like other social practices, they are routinised, collective, and conventional in character.“ (JACKSON, EVERTS 2010, 2801) Doch haben soziale Praktiken auch einen spontanen Charakter, sodass Emotionen situativ durch eine Irritation etablierter Muster neu empfunden werden können (vgl. GAMMERL, HERRN 2015). Hieraus folgt eine fortwährende Neukonfiguration der Relation sozialer Akteure zu der erfahrenen Umwelt in Abhängigkeit von den in sozialen Praktiken situativ erfahrenen Empfindungen (HARRISON 2000, 501).

Zur Erschließung von Emotionen als konstitutiv für die Genese von Grün als sozialer Wirklichkeit sind soziale Praktiken zu betrachten, in denen sich zeigt, wie emotionale Verknüpfungen mit Grün hergestellt und gelebt werden. Hier ist zu fragen, wie Emotionen als Be-

zugsrahmen in der Ausgestaltung sozialer Praktiken dienen, in denen Grün sinnhaft angeeignet wird. Auch bilden Emotionen einen Ausdruck der Disposition in Bezug auf Grün. „Focusing through the lens of practice on how people feel toward different projects and ends, toward their own and others’ doings and sayings or toward the presence and absence or size and movement of people, organisms, artefacts and things can thus yield important insights into the make-up of social reality.“ (EVERTS et al. 2011, 329) Dabei verdeutlichen Emotionen „embodied understandings, not at least of what is right and wrong, good and bad and so on“ (EVERTS et al. 2011, 329). So zeichnen sich normative Vorstellungen und Werturteile darüber ab, welche Rolle Grün in der Stadt einnimmt. „Emotional side of life can yield important insight into the appropriateness and oughtness attributed to the various projects and ends in the pursuit of which people are engaged.“ (EVERTS et al. 2011, 329) Damit lässt sich herausstellen, wie normative Konzepte von Grün im gelebten Alltag soziale Wirklichkeit konstituieren.

Während sich mithilfe der Phänomenologie die erfahrungsmäßige Aneignung der Umwelt erschließen lässt, wird mit einer Betrachtung der Genese von sozialer Wirklichkeit in sozialen Praktiken beschreibbar, wie Grün in Überlagerung von individuellen Erfahrungen und sozialen Objektivierungen Relevanz erlangt. Dabei folgen soziale Praktiken, in denen Grün aufgegriffen wird, einem impliziten, teils inkorporierten Wissen, welches den sinnhaften Umgang mit Grün anleitet. Dieses Wissen wird fortwährend in einem sozialen Kontext angeeignet und verbindet sich zu einem Erfahrungskontext als praktisch-inkorporiertes Handlungsvermögen, aus dem spezifische Muster der Sinngense hervorgehen. Diese Muster lassen Grün in spezifischer Weise Relevanz erlangen. In der Erschließung dieser Relevanz richtet sich der Blick auf ‚doings‘ und ‚sayings‘, in denen Grün in sinnhafter Weise materiell und als abstraktes Konzept aufgegriffen und als bedeutungsvoll reproduziert wird. Diese Praktiken werden zugleich gerahmt von dem raum-zeitlichen Kontext ihres Vollzugs, dem sozial erlernten körperlichen Vermögen (einschließlich des Vermögens zur Wahrnehmung und zum Empfinden), der materiellen Umwelt als handlungsermöglichend und -begrenzend, von Symbolisierungen und Objektivierungen, die eine praktische Interpretation erfahren, sowie von emotionalen Aspekten des Erfahrens der Umwelt. Offen bleibt, wie die Relevanz von Grün im Zusammenwirken dieser konstituierenden Elemente systematisiert werden kann, um sie empirisch zu erschließen. Zudem ist zu konkretisieren, wie sich die Aneignung von Grün in einem explizit städtischen Alltagsleben vollzieht. Hier ermöglicht die Raumtheorie LEFÈBVRES eine theoretisch fundierte Fokussierung der Genese von Grün als soziale Wirklichkeit im räumlichen Kontext des Urbanen. Dieser lässt sich zudem anhand des Place-Konzeptes für eine Betrachtung lokaler Lebenszusammenhänge spezifizieren.

VI. KONKRETISIERUNG DES RÄUMLICHEN

In sozialen Praktiken wird die alltägliche Umwelt zu gelebten Räumen des Alltags, in denen das Urbane praktisch konkret wird. Räume bilden einen Kontext und einen Gegenstand des Alltagslebens und prägen als solche die Hervorbringung sozialer Wirklichkeit. Dabei wird auch Grün in Abhängigkeit von räumlichen Kontexten auf spezifische Weise sinnhaft angeeignet. Zur Beschreibung dieses Zusammenhangs setzt die Theorie der Produktion des Raumes nach LEFÈBVRE (1974) materielle, individuelle und gesellschaftliche Aspekte des Räumlichen in der Genese sozialer Wirklichkeit in Beziehung zueinander. Auch lässt sich ein städtischer Alltag durch eine Betrachtung lokaler Lebenszusammenhänge spezifizieren. Anhand des Konzeptes des Ortes bzw. des Place öffnet sich hier ein weiterer Fokus auf die wechselseitige Bedingtheit eines städtischen Alltags und die Relevanzsetzungen von Grün.

13. Praktiken der Raumproduktion

In der Denkweise des kritisch-historischen Materialismus konstituiert sich Raum, so wie dieser als Gegenstand des Alltagslebens in Erscheinung tritt, über Materialitäten und Zuschreibungen. Jedoch lässt sich Raum weder auf ein Objekt noch auf Zuschreibungen reduzieren, sondern er ist das Produkt sozialer Praktiken (BELINA, MICHEL 2007, 18). DEWSBURY et al. (2002, 439) formuliert es plakativ: „Space is a verb not a noun.“ Raum kann „nur aus konkreten sozialen Praxen und Prozessen abstrahiert werden, also aus der Untersuchung dessen, was Menschen tun, und wie ‚Raum‘ dabei vorkommt“ (BELINA 2013, 24). So ist nicht nur jedes Tun, in dem Grün sinnhaft angeeignet wird, räumlich verortet (vgl. Kapitel 12.1). Zugleich ist auch Grün als erlebbare Entität räumlich verortet und kann Räume als ‚grüne Räume‘ prägen.

„In und mittels sozialer Praxis eignen wir uns die physische Materialität der Welt inklusiver [sic] ihrer Räumlichkeit aktiv an und produzieren sie. Weil diese Aneignung und Produktion nicht grundlos geschieht, sondern im Rahmen sozialer Verhältnisse deren [sic] Zwecke benennbar sind, schreiben wir physisch-materiellen Räumen Bedeutungen zu. Dabei beziehen wir uns auch auf dominante Vorstellungen dessen, was ‚Raum‘ ist, die damit ihrerseits in die Aneignung und Produktion der physischen Materialität von Räumen und ihrer Bedeutungen eingehen. Die Auseinandersetzung mit konkreten physisch-materiellen Räumen und ihren Bedeutungen geht also einher mit Vorstellung von ‚Raum‘.“ (BELINA 2013, 45)

Dieser Zusammenhang wird anhand LEFÈBVRES (1974) Theorie der sozialen Produktion des Raumes deutlich.

LEFÈBVRES Darlegung ermöglicht eine Erklärung sozial-räumlicher Zusammenhänge und öffnet den Blick für „Regel- und Gesetzmäßigkeiten der gesellschaftlich relevanten Strukturen des sozial produzierten Raums“ (vgl. BELINA, MICHEL 2007, 8). Dabei meint der sozial produzierte Raum einen Raum, wie er durch die Gesellschaft materiell wie auch anhand von Zuschreibungen ausgeformt und in sozialen Praktiken aufgegriffen und verstetigt wird. Im Folgenden dient die kritisch-materialistische Raumtheorie nach LEFÈBVRE der Konzeptualisierung von Prozessen der Hervorbringung und Aneignung von Räumen auf materieller und symbolischer Ebene sowie zur „Analyse hegemonialer Begrifflichkeiten und Vorstellungen von Raum und seines Verhältnisses zur Gesellschaft, die als gängige Raumkonzepte ebenfalls aus praktischen Raumproduktionen hervorgehen“ (BELINA, MICHEL 2007, 8). Die Ausführungen LEFÈBVRES sind ebenso vielschichtig wie vieldeutig, sodass teils divergierende Interpretationen seiner Theorie nebeneinander stehen. Eine umfassende Aufarbeitung der Gedanken LEFÈBVRES, auf die sich eine Vielzahl theoretischer Diskussionen beziehen, hat SCHMID (2005) geleistet. Diese dient im Folgenden als Interpretationshilfe zur Darlegung von LEFÈBVRES Theorieansätzen.

13.1 Abriss des Forschungskontextes Lefèbvres

In der Tradition MARX' entwickelt LEFÈBVRE kritische Gesellschaftstheorien, in denen er die Verwerfungen der kapitalistischen Gesellschaft der Moderne aufarbeitet. Dabei richtet sich LEFÈBVRES Interesse vor allem auf das städtische Alltagsleben (zu LEFÈBVRES Verständnis des Städtischen vgl. Kapitel 3.2). Er sieht in der Trivialität des Alltäglichen einen Zugang zur Erklärung gesellschaftlicher Zusammenhänge und nähert sich der sozialen Wirklichkeiten über die Alltagspraxis an. Dabei betrachtet LEFÈBVRE die Alltagspraxis als Zugang zur Erschließung der ‚Welt‘ sowie als Gegenstand eines gesellschaftlichen Wandels (SCHMID 2005, 121). LEFÈBVRE versteht gesellschaftliche Zusammenhänge immer zugleich auch als räumliche Zusammenhänge (GOTTDIENER 2002, 23). Er betrachtet den Raum als Ausdruck gesellschaftlicher Verhältnisse unter Bedingungen kapitalistischer Produktionsprozesse und zeichnet die Entwicklung der städtischen Gesellschaft der 1960er- und 1970er-Jahre nach. Dabei setzt sich LEFÈBVRE mit dem urbanen Alltagsleben in Prozessen fortwährender Urbanisierung auseinander und kritisiert die durch den Kapitalismus entfremdete und uniformierte moderne Gesellschaft (vgl. LEFÈBVRE 1991, 1996, 2003). Hiervon geleitet arbeitet er mit der Theorie der Produktion des Raumes einen Ansatz aus, mit dem er gesellschaftliche Produktionsprozesse aufdecken und damit kritisieren und verändern möchte (vgl. LEFÈBVRE 1974). Mit Bezugnahme auf MARX' Verständnis von Materialität und Praxis erarbeitet er eine räumliche materialistisch-dialektische Gesellschaftstheorie (vgl. SCHMID 2005, 202). Dabei konstruiert er „eine räumliche Theorie gesellschaftlicher Praxis,

die von den Subjekten und ihren sozialen Beziehungen ausgeht und die Aktionen und Situationen dieser Subjekte analysiert“ (SCHMID 2005, 203). Er versteht Raum als sozialen Raum, der in abstrakten wie materiellen Produktionsprozessen fortwährend gesellschaftlich produziert und reproduziert wird (LEFÈBVRE 1972, 164). Mit dem Begriff des Produkts bzw. des Produzierens betont er, dass Raum keine natürliche Gegebenheit ist, sondern von Menschen hervorgebracht wird. Das macht Raum zugleich zu einem historischen Produkt. Dabei ist der Begriff des Produzierens in Abgrenzung zu MARX weit gefasst. Produktion schließt bei LEFÈBVRE auch kulturelle Hervorbringungen (Kunstgegenstände, Wissensschätze, Rituale) und gesellschaftliche Verhältnisse, soziale Phänomene ebenso wie Gedanken und Befindlichkeiten mit ein (SCHMID 2005, 85). So meint das Produzieren nicht nur die Hervorbringung von Gütern, sondern zugleich sämtliche materielle wie immaterielle Resultate menschlicher Tätigkeiten, wie vor allem auch Raum (MACHER 2007, 31). Ebenso sind Grünräume wie auch Grünelemente als soziales und zugleich historisches Produkt menschlicher Tätigkeiten zu betrachten. Von Interesse ist nun, wie diese Produktion als Prozess der Hervorbringung von Grün im Alltagsleben mithilfe der Raumtheorie LEFÈBVRES rekonstruiert werden kann.

Werden Räume als soziales Produkt verstanden, dann sind Räume das Ergebnis gesellschaftlicher Produktionspraktiken. Raum besteht nicht vor, sondern in den sozialen Praktiken seiner Hervorbringung (SCHMID 2005, 204). „Die partiellen Produkte, die Dinge, die im Raum lokalisiert sind, wie auch die Diskurse über den Raum, dienen nur noch als Hinweis und Zeugnisse dieses Produktionsprozesses, der auch bedeutungsschaffende Prozesse mit einschließt.“ (SCHMID 2005, 204) Dabei ist die Produktion eingebunden in gesellschaftliche Kontexte. Infolgedessen kann Raum nur in dem jeweiligen gesellschaftlichen Kontext analysiert werden, in dem er hervorgebracht wird. Jede Gesellschaft bringt ihren spezifischen Raum hervor, schafft sich durch soziale Praktiken ihren Raum und eignet ihn sich an. Auf diese Weise wird der Raum zum Resultat und Abbild bestimmter gesellschaftlicher Produktionsweisen, die wiederum bestimmte Produktionsverhältnisse innehaben (DÜNNE et al. 2006, 331). Im Umkehrschluss werden gesellschaftliche Verhältnisse über den Raum sichtbar. In dem Streben nach einer Theorie, mit der gesellschaftliche (Produktions-)Verhältnisse kritisch reflektiert werden können, entwirft LEFÈBVRE eine dialektische Triade als eine eigene Form der Dialektik, in der sich die Gegensätzlichkeit zweier Dimensionen durch die Hinzunahme einer dritten Dimension aufhebt (GOTTDIENER 2002, 23). Die doppelte Trialektik bildet ein Grundelement seiner Theorie, die einen ganzheitlichen Blick auf die Zusammenhänge gesellschaftlicher Hervorbringung von Räumen ermöglichen soll (ELDEN 2002, 27).

13.2 Drei Formanten / Momente der Raumproduktion

Zur Beschreibung der Hervorbringung von Räumen formuliert LEFÈBVRE drei Dimensionen der Raumproduktion: die *materielle Produktion*, die *Wissensproduktion* und die *Bedeutungsproduktion* (SCHMID 2005, 208). Jede dieser drei Dimensionen spezifiziert er als Formanten oder Momente des Produktionsprozesses (LEFÈBVRE 1991; u.a. LEFÈBVRE 1991, 369). Der Begriff Formant stammt aus den Musikwissenschaften und verdeutlicht metaphorisch den Dreiklang oder das Zusammenklingen der Dimensionen. Der Begriff der Momente ist ein Verweis auf eine dialektische Betrachtungsweise, wo dialektische Momente einen Wendepunkt markieren (SCHMID 2005, 207). Die Formanten oder Momente der Produktion des Raumes werden unterschieden, um sie in ihrem Zusammenwirken zu rekonstruieren. Jede der Formanten oder Momente benennt LEFÈBVRE zweifach, zum einen aus einer phänomenologischen Perspektive und zum anderen anhand einer sprachtheoretischen Ableitung (vgl. ELDEN 2002, 30). Die Produktion des Raums erfolgt phänomenologisch bestimmt über *das Wahrgenommene* (*le perçu, perceived*), *das Konzipierte* (*le conçu, conceived*) und *das Gelebte* (*le vécu, lived*). Sprachtheoretisch abgeleitet finden diese drei Formanten ihren Ausdruck im Raum als *räumliche Praxis*, als *Repräsentation des Raumes* und als *Räume der Repräsentation* (LEFÈBVRE 1991, 38f.). Tabelle 4 fasst die Begrifflichkeiten zusammen.

Tabelle 4: Elemente der Raumproduktion

PRODUKTIONS- PROZESS	FORMANTEN DER RAUMPRODUKTION	PHÄNOMENOLOGISCHER ZUGANG	SPRACHTHEORET. RAUMBEGRIFFE	PRODUKT
Materielle Produktion	le perçu, (perceived) Das Wahrgenommene	l'espace perçu (perceived space) Wahrgenommener Raum	(spatial practice) Räumliche Praxis	Materialitäten
Wissens- produktion	le conçu (conceived) Das Konzipierte	l'espace conçu (conceived space) Konzipierter Raum	(representation of space) Repräsentationen des Raumes	Diskursive Konzepte
Bedeutungs- produktion	le vécu (lived) Das Gelebte	l'espace vécu (lived space) Gelebter Raum	(spaces of representation) Räume der Repräsentation	Symboliken

Quelle: Eigene Darstellung aufbauend auf SCHMID (2005) und LEFÈBVRE (1991)

Die *materielle Produktion* umfasst die (Re-)Produktion des wahrgenommenen Raumes (perceived space) in räumlicher Praxis (spatial practice). Gegenstand der materiellen Produktion ist der alltägliche Umgang mit Dingen, die alltägliche Bewegung im physischen Raum sowie die damit verbundene körperliche Positionierung und Besetzung. In der räumlichen Praxis erfolgt die materielle Produktion und Reproduktion des Raumes der praktisch-sinnlichen Welt, wie dieser in seiner Materialität mit den Sinnen wahrnehmbar und erfahrbar ist. Damit spezifiziert die räumliche Praxis die materiellen Aspekte sozialer Praxis (SCHMID 2005, 210f.). „Räumliche Praxis ist erfahrener Raum (perceived Space) und gekennzeichnet durch alle Widersprüchlichkeiten des alltäglichen Lebens. Räumliche Praxis basiert auf einer nichtreflexiven alltäglichen Praxis, die gesellschaftliche Verhältnisse als gegeben hinnimmt.“ (LEFÈBVRE 2002, 17) In der räumlichen Praxis erfolgt der praktische Gebrauch des Raumes, über den das Materielle zugleich reproduziert wird. Aus der materiellen (Re-)Produktion gehen dauerhafte Objektformationen für einen bestimmten Gebrauch hervor (SCHMID 2005, 211). Damit werden materielle Ausdrücke gesellschaftlicher Verhältnisse produziert und reproduziert. Raum wird gemäß bestimmter Interessen in seinen physisch-materiellen Eigenschaften geformt und physisch vereinnahmt: „Die räumliche Praxis einer Gesellschaft bringt ihren Raum hervor; sie setzt ihn und setzt ihn voraus, in dialektischer Wechselbeziehung; langsam aber bestimmt erzeugt sie ihn, beherrscht ihn und eignet sich ihn an.“ (LEFÈBVRE 1974; übersetzt nach PRIGGE 1991, 104) In der Betrachtung der materiellen Produktion des Raumes lässt sich somit erschließen, wie Grün in räumlicher Praxis als Materialität sinnlich wahrgenommen, praktisch aufgegriffen und reproduziert wird und welche sozialen Relationen zu Grün sich hierin niederschreiben.

In der *Wissensproduktion* werden Repräsentationen des Raumes (representation of space) als konzipierter Raum (conceived space) hervorgebracht. Sie gehen aus der Generierung von Wissen über den Raum hervor und bilden gedankliche Konstruktionen von Räumen, die nach rationalistischen Aspekten theoretisch konzipiert, kategorisiert und gesellschaftlich vermittelt werden. Repräsentationen des Raumes stellen anhand von objektiven Wissensbeständen eine Ordnung her, wenngleich die Wissensbestände auch widerlegbar sind (LEFÈBVRE 1991, 41).

„[Es] ist der Raum der Wissenschaften, Theorien, Planungen und vorherrschenden Diskurse über Raum und wird durch diese hergestellt. Die Repräsentation des Raumes ordnet den gesellschaftlichen und physischen Raum dem gedanklichen Raum unter. Sie steht in enger Verbindung mit vorherrschenden Produktionsweisen und naturalisiert ihre jeweiligen Ordnungen.“ (LEFÈBVRE 2002, 17)

Die Repräsentationen des Raumes werden diskursiv geformt und sprachlich sowie durch Karten, Pläne vermittelt. Sie bilden legitimierte Raum-Konzepte und werden praktisch wirksam als Kenntnis oder Ideologie, nach denen Praktiken ausgerichtet werden (SCHMID

2005, 216f.). Damit ist der konzipierte Raum das Resultat gesellschaftlicher Aushandlungen und Ausdruck von Machtbeziehungen und Ideologien. Als naturalisierte Konzepte des Raums prägt der konzipierte Raum die gesellschaftliche Praxis und trägt so zur materiellen Re-Produktion des Raumes bei. Mithilfe des konzipierten Raumes bzw. der Repräsentationen des Raumes werden gesellschaftliche Objektivierungen als Einflussgröße auf die Genese sozialer Wirklichkeit im städtischen Alltag integriert. So lässt sich nachvollziehen, wie gesellschaftliche Konzepte von Grün verhandelt und in der sinnhaften Aneignung von Grün aufgegriffen werden.

Aus der *Bedeutungsproduktion* gehen Räume der Repräsentation (spaces of representation) als gelebte oder erlebte Räume (lived space) hervor. „Räume der Repräsentation sind der Diskurs des Raumes im Gegensatz zum Diskurs über den Raum.“ (LEFÈBVRE 2002, 17) In Abgrenzung zu den konzipierten Räumen, welche mentale Konzepte von Räumen stellen, sind es gelebte und erlebte Räume. Gleichzeitig sind es Darstellungsräume, die etwas bezeichnen (SCHMID 2005, 223). Räume werden im Erleben angeeignet, indem sie mit Zuschreibungen, Bildern und Zeichen versehen werden. So werden die Materialitäten des Räumlichen durch den Gebrauch zu Trägern von Bedeutungen. In der Folge verweisen die Räume auf etwas anderes als auf den Raum selbst. „Sie repräsentieren gesellschaftliche ‚Werte‘, Traditionen, Träume – und nicht zuletzt auch kollektive Erfahrungen und Erlebnisse.“ (SCHMID 2005, 223) Diese Räume bilden einen Vorstellungsraum als

„(...) der Raum, wie er durch die begleitenden Bilder und Symbole hindurch erlebt wird, der Raum der ‚Bewohner‘, der ‚Benutzer‘, der Raum bestimmter Künstler und (...) der Schriftsteller und Philosophen. Es ist der beherrschte, also erfahrene, erlittene Raum, den die Einbildungskraft abzuwandeln und sich selbst anzuverwandeln sucht. Er überlagert den gesamten physischen Raum, indem er dessen Gegenstände symbolisch verwendet.“ (LEFÈBVRE 1974, 48f., übersetzt nach PRIGGE 1991, 104)

Repräsentationen des Raumes sind Symbole des Erlebens. Diese wiederum sind an Materialitäten des Raumes gebunden, die Teil des Erlebens sind. Dabei transportieren die Symbole das Unausgesprochene oder Unausprechliche des Erlebens (SCHMID 2005, 304). Mit der Abstraktion des Gelebten sind diese Räume imaginierte Räume, die es ermöglichen, hegemoniale Diskurse und gesellschaftliche Ordnung zu verändern. „Es ist dieser Aspekt des Raumes, der vorherrschende Ordnungen und Diskurse unterlaufen und dadurch andere Räume imaginieren kann. Räume der Repräsentation sind die Räume möglichen Widerstands und möglicher Kämpfe der Aneignung und bergen eine starke Motivation zu utopischen Veränderungen.“ (LEFÈBVRE 2002, 17) Dieser Raum ist kaum begrifflich zu fassen und zeigt sich nur in der Interaktion der Subjekte mit dem Raum. Er umfasst das individuelle Erleben von Grün sowie Bedeutungszuschreibungen, die sich aus dem Erlebten ableitet. So lässt sich erkennen, inwiefern Grün als Repräsentation des Erlebten erscheint.

Wenngleich zwei der drei Formanten auf Repräsentationen abzielen, so unterscheiden sich diese grundlegend. Die Repräsentationen des Raumes sprechen gesellschaftliche Objektivierungen und überindividuelle Strukturen an. Die Räume der Repräsentationen beziehen sich auf Hervorbringungen seitens des Individuums. Während die Repräsentationen des Raumes und mit ihnen verbundene gedankliche Konzepte außerhalb des Subjektes gesellschaftlich geformt werden und somit auf soziale Praktiken ‚von außen‘ lenkend einwirken, konstituieren sich die Räume der Repräsentation über das Gelebte und Erlebte in den sozialen Praktiken des Subjekts.

13.3 Lesart trialektischer Beziehungen

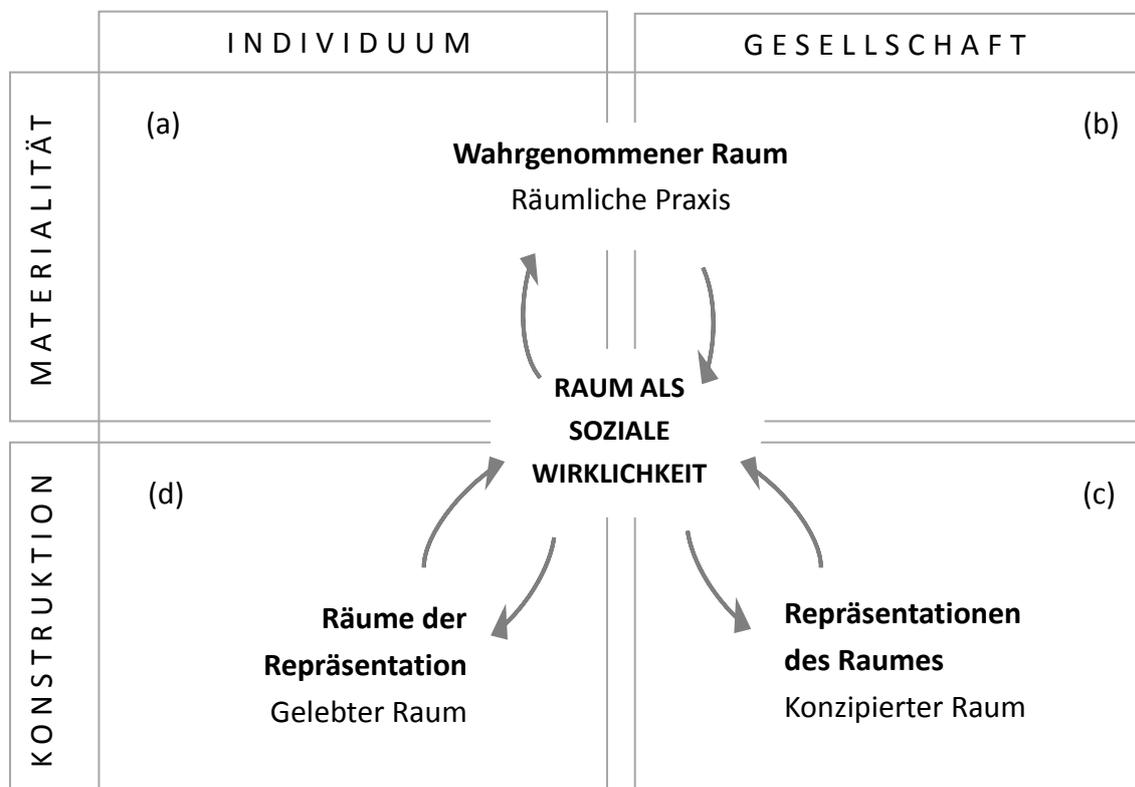
LEFÈBVRE definiert die drei Dimensionen der Raumproduktion nicht abschließend und leitet sie auch nicht her, wodurch ein theoretisch-konzeptionelles wie empirisches Arbeiten mit den Begrifflichkeiten LEFÈBVRES in teils divergenten Auslegungen seiner Theorie erfolgt (SCHMID 2005, 208). Entscheidend ist jedoch, dass die drei Dimensionen nicht isoliert betrachtet werden können, da sie miteinander verbunden sind und auseinander hervorgehen. GOTTDIENER (2002, 23) fasst zusammen: „Raum ist gleichzeitig eine räumliche Praxis (eine externalisierte, materielle Umwelt), eine Repräsentation des Raumes (ein konzeptuelles Modell, das eingesetzt wird, um Handlungen zu steuern) und ein Raum der Repräsentation (die gelebte soziale Beziehung der Benutzer zu ihrer Umwelt).“ So konstituiert sich Grün als Gegenstand der sinnlich erfahrenen materiellen Welt, der gesellschaftlich konzipierten mentalen Welt und der erlebten Welt der Bedeutungen und Symbolisierungen gerade in der wechselseitigen Bedingtheit dieser Dimensionen (MACHER 2007, 30). Daneben lässt die Trialektik zwei Betrachtungsweisen in Hinblick auf die Akteure der Raumproduktionen zu, ohne dass LEFÈBVRE dies selbst herausstellt.

Akteure und Gegenstand der Raumproduktion

Zunächst kann jede der drei Raumdimensionen von verschiedenen Akteuren bedient werden (SCHMID 2005, 230). Etwa erfolgt mit der materiellen Produktion die bauliche Umsetzung einer Parkanlage, die wiederum auf der Wissensproduktion der Landschaftsplanung und -architektur gründet, während sich die Bedeutungsproduktion im Erleben der BenutzerInnen vollzieht. Für die Erschließung alltäglicher Raumproduktionen im Umgang mit Grün interessiert hingegen die Perspektive der StadtbewohnerInnen als Raumproduzenten. Wird die Raumproduktion von ihnen ausgehend betrachtet, so fügen sich in ihrem alltäglichen Tun die drei Dimensionen der Raumproduktion zusammen. Während die sozialen Akteure dabei individuell agieren, wird der von ihnen hervorgebrachte Raum in seiner ge-

sellschaftlichen Hervorbringung rekonstruiert. „Aktionen wie Akteure sind immer zugleich individuell und gesellschaftlich.“ (SCHMID 2005, 234) Mithilfe der trialektischen Betrachtungsweise gesellschaftlicher Produktionsprozesse verschränkt LEFÈBVRE die Perspektive des Individuums mit den Raumproduktionen anderer sozialer Akteure (SCHMID 2005, 244). So lässt sich die Hervorbringung von Räumen in der wechselseitigen Bedingtheit zwischen den Individuen und den gesellschaftlichen Kontexten herleiten, in denen das Individuum agiert. Zugleich führt LEFÈBVRE in seinem Ansatz Materialitäten und soziale Konstruktionen als konstitutiv für die Hervorbringung von Räumen zusammen. Dieser Zusammenhang kann wie in der in Abbildung 3 dargestellten Matrix systematisiert werden.

Abbildung 3: Systematisierung alltäglicher Raumproduktionen



Quelle: Eigene Darstellung

Raum wird von einem Individuum in seiner Materialität sinnlich wahrgenommen (a). Diese Wahrnehmung erfolgt im Kontext gesellschaftlich geformter Materialitäten, die als real angeeignet werden (b). Die Formung der Materialitäten geht hervor aus Repräsentationen des Raumes als abstrakte Konstruktionen, die der Objektivierung sozialer Wirklichkeit dienen (c). Dem gegenüber stehen Konstruktionen des Räumlichen, die als Symbolisierungen auf den Raum verweisen, wie er individuell gelebt und erlebt wird (d). Dabei geht der gelebte

Raum hervor aus einer sinnlich vermittelten, individuellen Erlebensweise der materiellen Welt (a). Im Zentrum des trialektischen Dreiecks des Wahrgenommenen, des Konzipierten und des Gelebten steht die Realität oder die soziale Wirklichkeit, wie sie aus den sozialen Praktiken der Raumproduktion hervorgeht. Die soziale Wirklichkeit bleibt als etwas Situatatives, Ungreifbares im Spannungsfeld der drei Dimensionen stets abstrakt und ist nicht empirisch zugänglich. Zugänglich sind jedoch die Produktionsweisen der sozialen Wirklichkeit innerhalb der Trialektik (SCHMID 2005, 244f.). Sie können entlang sozialer Praktiken der Raumproduktionen nachvollzogen werden. Als Zugang zur Erschließung alltagsweltlicher Raumproduktionen dienen somit soziale Praktiken, in denen Grün zugleich wahrgenommen, konzipiert und gelebt wird. Dabei lässt sich LEFÈBVRES Theorie in der im Folgenden dargelegten Lesart verwenden.

Soziale Produktion von Grün und Grünräumen

Die Trialektik der Produktion des Raumes macht die sinnhafte Aneignung von Grün anhand der Ausprägungen der Raumproduktion nachvollziehbar. So eignet sich die Trialektik als Heuristik, um die Produktion von Grün(-Räumen) in der wechselseitigen Bedingtheit des individuellen Erlebens und symbolischen Aneignens von Grün, der Wahrnehmung von Grün im räumlich-materiellen Kontext städtischer Zentralität und in ihrer Bedingtheit von gesellschaftlichen Konzepten von Grün zu betrachten.

Als Ausgangspunkt der Produktion des Raumes benennt LEFÈBVRE die räumliche Praxis und mit ihr den Raum, wie er über den bewegten Körper und dessen Sinne wahrgenommen wird. Als körpervermittelte sinnliche Praxis konstituiert die räumliche Praxis das Wahrnehmbare und somit den wahrgenommenen Raum (SCHMID 2005, 227). Hierauf aufbauend wird Grün im städtischen Alltagsleben in körperlich vollzogenen Bewegungen im Raum sinnlich wahrgenommen. Die Art und Weise des Wahrnehmens von Grün als Gegenstand der materiellen Umwelt ist dabei gesellschaftlich eingebettet. So kann Grün nicht wahrgenommen werden ohne das Hinzuziehen gesellschaftlicher Konzepte, die Grün als soziale Wirklichkeit spezifizieren und kategorisieren. Materialitäten können nur zusammen gedacht werden mit den gedanklichen Abstraktionen des Materiellen, die sie nicht nur haptisch begreifbar, sondern auch verständlich machen, indem sie den Dingen einen Sinn geben (SCHMID 2005, 38). Diese Sinnzuschreibungen in Bezug auf Grün als wahrgenommene Entität bringen Objektivierungen hervor, indem gesellschaftliche Konzepte auf das Wahrgenommene angewandt werden. Mithilfe der Repräsentationen des Raumes werden diffuse Eindrücke ebenso wie Details zu einer sozial geteilten Wirklichkeit zusammengefügt (SCHMID 2005, 217). In der Folge konstituiert der konzipierte Raum das Wahrgenommene als objektiv gegeben.

Der konzipierte Raum bzw. die Repräsentationen des Raumes wiederum entstehen im Diskurs. Grün ist Gegenstand diskursiver Praktiken, in denen Grün als gesellschaftliche Wahrheit mit bestimmten Zuschreibungen versehen wird. Die diskursiv hervorgebrachten Wahrheiten dienen im Alltäglichen zur argumentativen Herstellung von Rationalität. Sie formen den konzipierten Raum als Kategorisierungen und Objektivierungen von Grün und Grünräumen entlang sozial geteilter Realitätsvorstellungen (SCHMID 2005, 211). Gleichzeitig können Materialisierungen des konzipierten Raums praktisch wirksam werden. Der konzipierte Raum manifestiert sich in der Materialität des Städtischen, wie etwa in der Freiraumgestaltung, und wird in dieser Form sinnlich wahrnehmbar und praktisch erlebbar. Die materielle Gestalt von Grün, so wie sie in räumlicher Praxis wahrgenommen wird, ist nach Maßgaben des konzipierten Raumes gestaltet, sodass der konzipierte Raum den in räumlicher Praxis physisch wahrgenommenen Raum durchsetzt. Somit erfolgt die Wahrnehmung des Raumes im Kontext einer durch gesellschaftliche Aushandlungsprozesse geformten materiellen Umwelt. Raumkonzepte werden in baulichen oder freiraumgestalterischen Formen materialisiert und prägen dauerhaft die Wahrnehmung städtischer Wirklichkeit. Sie werden in der räumlichen Praxis und von den Wahrnehmenden als gegeben akzeptiert und objektiviert (SCHMID 2005, 229). So wird etwa der Vorrang von Verkehrsflächen gegenüber Grün- und Freiflächen im Stadtraum kaum hinterfragt.

Doch wird der Raum nicht nur gemäß sozialer Konzepte reproduziert, sondern zugleich auch erlebt und gelebt. Im konkreten Erleben werden Räume mit einem Bedeutungsgehalt versehen. Dabei ist das Erleben verbunden mit Empfindungen und Emotionen im Umgang mit den Dingen. Auch sind Emotionen und Empfindungen gerichtet auf Dinge als Repräsentationen des Erfahrenen (SCHMID 2008, 38). So repräsentiert auch Grün als praktisch erlebte Materialität spezifische Bedeutungen. Grün oder Grünräume werden als Bedeutungsträger zu Repräsentationen dessen, was individuell im Umgang mit Grün erlebt wurde. Dabei entzieht sich das Erlebte bzw. Gelebte gerade der Rationalität gesellschaftlicher Objektivierungen. Es treten Verwerfungen gegenüber dem konzipierten Raum auf, entlang derer neue Lesarten von Räumen entstehen können. So kann sich Grün im Erleben anders darstellen, als es objektiv konzipiert wird. Infolgedessen kann Grün in räumlicher Praxis auf eine Weise aufgegriffen werden, die den gesellschaftlichen Konzepten widerspricht oder diese unterwandert. Die Bedeutungsproduktion droht jedoch durch Raumkonzepte der Wissensproduktion überlagert und dominiert zu werden (SCHMID 2005, 227). Der konzipierte Raum kann die Wahrnehmung in räumlicher Praxis zielgerichtet leiten und droht das Erleben des Raumes zu dominieren. So wird der konzipierte Raum zum Vehikel der Machtausübung. Auch sind Aushandlungs- und Ausgrenzungsprozesse im Raum erfahrbar, indem sich im Prozess der Raumproduktion vorherrschende gesellschaftliche Produktionsmodi widerspiegeln und materiell verstetigen (vgl. BELINA, MICHEL 2007, 19).

14. Bedeutungsvolle Orte des Alltags

Während LEFÈBVRE (1991) in seiner Theorie allgemein von Raum (Space) spricht, erfolgen Raumproduktionen auf unterschiedlichen räumlichen Ebenen. Um die soziale Produktion des Raumes aus der Perspektive einer vertrauten Umwelt des städtischen Alltags zu konkretisieren, ist die Betrachtung sozialer Raumproduktionen anhand lokaler Lebenszusammenhänge weiterzuführen. Diese Ebene greift das Konzept des Place bzw. des Ortes auf. Im Alltagsverständnis meint ein Ort zumeist eine geographische Kategorie oder eine Positionsbestimmung. Oder aber ein Ort meint ein Setting, dem bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden, welche den Ort in seiner Bedeutsamkeit konstituieren. Dabei erscheint der Ort im Alltag als selbstverständlich gegeben (LUKERMANN 1964, 168). In der Aufschlüsselung dieses Selbstverständnisses zeigt sich, wie die Umwelt verstanden und angeeignet wird und wie Grün dabei vorkommt (CRESSWELL 2004, 11).

In der Humanistischen Geographie wird ein Ort als konkreter, individuell erfahrener Raum gedacht. Demgegenüber konstituieren sich Orte in einem relationalen Verständnis durch soziale Interaktion und Relationen von Dingen und Subjekten. Im Folgenden wird das Place-Konzept unterschiedlicher Denkrichtungen und Autoren umrissen. Beide Denkrichtungen leisten einen Beitrag zum Verständnis der sinnhaften Aneignung von Grün in der alltäglichen Umwelt. Hierauf aufbauend lässt sich erarbeiten, wie Grün in die Konstitution von Orten als bedeutsam involviert ist.

14.1 Place als individuell angeeigneter Raum

In einer humanistischen Perspektive meint ein Ort (oder Place) ein verortbares Setting, das mit Bedeutungen versehen ist (CRESSWELL 2004, 7). Dabei vereint Vertreter der Humanistischen Geographie ein phänomenologisch orientierter Blick, demgemäß die Bedeutsamkeit eines Ortes aus subjektiven Erfahrungen hervorgeht. Wie die Bedeutsamkeit geprägt wird, betrachten die Autoren auf unterschiedliche Weise. Ansätze finden sich bei TUAN (1974; 1977), RELPH (1976), BUTTIMER, SEAMON (1980) sowie ENTRIKIN (1989), SACK (1997; 2010), AGNEW (1987) und CASEY (1996; 1997).

Place und Space

TUAN arbeitet in phänomenologischer Tradition heraus, wie Menschen die Umwelt erleben, auf sie Bezug nehmen und sie sinnhaft deuten als „a reality that is a construct of experience and thought“ (TUAN 1977, 9). Ein Place geht aus dem bedeutungslosen Space hervor. „What begins as undifferentiated space becomes place when we endow it with value.“

(TUAN 1977, 6) Durch die Verknüpfung von Erfahrungen mit einem Raum werden Räume zu besonderen Orten, die eine Wertschätzung erlangen. Dabei betont TUAN die Vertrautheit mit einem Ort als konstituierend für dessen Bedeutsamkeit. Die Vertrautheit erwächst aus wiederholten Erfahrungen und Routinen und verleiht die Fähigkeit, sich an einem Ort in habitualisierter Form zu bewegen (TUAN 1977, 68). Hieraus kann eine individuell empfundene Verbundenheit mit einem Ort entstehen, die TUAN mit dem Konzept *Topophilia* beschreibt als „the affective bond between people and place or setting” (TUAN 1974, 4). Damit hebt er die individuell zugeschriebene Bedeutung von Orten hervor. „The term topophilia (‘love of place’) is used to emphasise the intimate relationship between human beings and places to which they are attached. On the other hand, topophobia means the repulsive feelings a place may create in a human being.” (MUSTERD, KOVÁCS 2013, 99) Emotionale Verknüpfungen verleihen Orten eine Besonderheit und eröffnen ein *Field of Care* (TUAN 1974, 4, 1979, 416). Dem folgend können Grünräume durch ein wiederholtes Erleben zu vertrauten Orten werden, zu denen eine persönliche Beziehung besteht und die persönlich wichtig sind.

Place und Placelessness

Als weiterer Wegbereiter der Humanistischen Geographie verfolgt RELPH (1976) das Ziel, „to explore place as a phenomenon of the geography of the lived-world of our everyday experiences” (RELPH 1976, 6). RELPH schafft einen konzeptionellen Rahmen, mit dem beschreibbar wird, wie die Umwelt erfahren und als Orte angeeignet wird. Diese Beschreibungen sieht RELPH als Voraussetzung, um Räume angemessen planerisch gestalten zu können. RELPH versteht Place als einen lokalisierbaren Ort, dem eine Bedeutung zukommt: „A place is not just the 'where' of something; it is the location plus everything that occupies that location seen as an integrated and meaningful phenomenon.” (RELPH 1976, 3) Die Bedeutsamkeit eines Ortes spezifiziert er dabei in Abhängigkeit von der Identität des Ortes, die Relph wie folgt beschreibt: „Physical appearance, activities, and meanings are the raw materials of the identity of places, and the dialectical links between them are the elementary structural relations of that identity.” (RELPH 1976, 48) Dementsprechend kann Grün als erlebbare physische Erscheinung eines Ortes wie auch über die mit und durch Grün ausgeübten Aktivitäten die Identität eines Ortes prägen und auf diese Weise Räume als bedeutungsvolle Orte mit-konstituieren. Dabei möchte RELPH die Identität eines Ortes und die hiermit verbundene Bedeutsamkeit nicht als dem Ort inhärent verstanden wissen. „The meanings of place may be rooted in the physical settings and objects and activities, but they are not a property of them – rather they are property of human intentions and experiences.” (RELPH 1976, 47) Demnach genügt nicht das Vorhandensein von Grün, sondern die Art und Weise des Erfahrens von Grün ist entscheidend für die Entstehung bedeutungsvoller Orte.

Die Bedeutung wiederum kann sich mit unterschiedlicher Ausrichtung ausprägen. Hier führt RELPH eine Unterscheidung zwischen *Insiderness* und *Outsiderness* als zwei Pole verschiedener Stadien der Konnotation von Orten ein. „To be inside a place is to belong to it and to identify with it, and the more profoundly inside you are the stronger is this identity with the place.” (RELPH 1976, 49) *Outsiderness* meint demgegenüber, dass sich Menschen ausgeschlossen oder deplatziert, als fremd und nicht als Teil der (lokalen) Gemeinschaft fühlen. In gleicher Weise können auch Grünräume zu integrativen identitätsstiftenden Orten werden, oder aber zu Orten, die ein Fremdheitsgefühl auslösen und Identifikationsprozesse verhindern. Diese Gegenüberstellung führt RELPH weiter zu einer Unterscheidung von *authentischen Orten* und *nicht authentischen Orten*. Authentische Orte verfügen gegenüber nicht authentischen Orten über ursprüngliche, distinkte Eigenschaften, die eine direkte, unverfälschte Erfahrung des Identity of Place ermöglichen. Hierbei ließen sich Grünräume etwa als authentisch erleben, wenn sie eine bestimmte Natürlichkeit oder Schönheit vermitteln. Die Erlebbarkeit eines authentischen Grüns im Sinne eines natürlichen oder schönen Grüns gäbe dann vermehrt Anlass zur Aneignung von Orten. Demgegenüber stehen Orte, die keinen ‚Charakter‘ haben. Diese sind beliebig austauschbar und weisen keine Eigenschaften auf, die zu einer Aneignung veranlassen. So stellen etwa Abstandsgrünflächen keine Nutzungsangebote bereit und bieten kaum Anhaltspunkte zur praktischen Aneignung. RELPH spricht hier von *Placelessness*. AUGÉ (2010) spezifiziert bedeutungsleere Orte in ähnlicher Weise als Nicht-Orte. Hierzu zählen etwa Transit-Orte, wie Straßen oder Parkplätze. Sie dienen mehr dem Auseinanderdriften als dem Verwurzeln und bieten keine Angebote für soziale Bindungen.

Sense of Place

AGNEW (1987, 28) betrachtet die Konstitution von Orten in drei Aspekten: (1) Location, (2) Locale und (3) Sense of place. (1) Location verweist auf die Eigenschaft eines Place als räumlich verortet und meint den konkreten Ort sozialer Interaktionen. (2) Locale meint das physisch-materielle Setting eines Place, in dem sich soziale Interaktionen ereignen. Damit wird die sichtbare Gestalt des Ortes aufgegriffen, an dem Menschen ihr Leben gestalten. (3) Sense of Place bezieht sich auf die mit einem Ort verknüpften Vorstellungen und Bedeutungen, die in einer emotionalen Verbundenheit mit einem Ort münden können. Diese drei Aspekte stehen in Wechselbeziehung zueinander und sollten daher nach AGNEW gemeinsam betrachtet werden. Grünräume können demnach als konkreter Ort sozialer Interaktion in Verbindung mit einer bestimmten Gestalt von Grün als prägend für das physisch-materielle Setting in Erscheinung treten und einen Sense of Place evozieren. So lässt sich mit dem Konzept des Sense of Place beschreiben, wie Orte individuell bedeutsam werden und wie Grün dabei vorkommt.

Der Begriff des Sense of Place findet vielfach Anklang in der Geographie, bleibt dabei jedoch diffus (vgl. FELD, BASSO 1996). Etwa wird ein Sense of Place umschrieben als eine Vorstellung davon, wie es ist, an einem Ort zu sein (CRESSWELL 2004, 8). Auch meint ein Sense of place „embodied experience built on affective connections between people and space“ (JONES, EVANS 2012, 2316). Demnach können affektive Eindrücke im Umfeld einer Parkanlage dazu führen, dass dieser ein Sense of Place zugeschrieben wird, der den Park zu einem distinkten Ort macht und durch den sich eine Beziehung zu diesem Ort einstellt. Über die affektiven Eindrücke hinaus vereint ein Sense of Place „the complex bundle of meanings, symbols, and qualities that a person or group associates (consciously and unconsciously) with a particular locality or region“ (DATEL, DINGEMANS 1984, 135). So kann sich ein Sense of Place auf unterschiedliche Maßstabsebenen beziehen. Auch lassen sich Intensitäten eines Sense of Place benennen, die von einer Passivität über eine aktive Auseinandersetzung mit einem Ort bis hin zu einer aktiven Anteilnahme an ortsbezogenen Zusammenhängen reicht, ähnlich wie TUAN (1974) dies als *Field of Care* benennt (vgl. FENSTER 2004; SHAMAI 1991). SHAMAI (1991, 350) etwa unterscheidet zwischen: (0) Not having any sense of place, (1) Knowledge of being located in a place, (2) Belonging to a place, (3) Attachment to a place, (4) Identifying with the place goals, (5) Involvement in a place (6) sacrifice for a place. Über diese deduktive Kategorisierung hinaus dient ein Sense of Place als Heuristik zur Beschreibung der Genese von Orten als Gegenstand des Alltäglichen. Nach RELPH (1976) resultiert ein Sense of Place erst aus einer intensiven und wiederholten Auseinandersetzung mit der Umwelt, die wiederum bestimmte Angebote zur emotionalen Aneignung bereitstellt. So bedarf es zur Ausformung eines Sense of Place neben einer distinkten sozialen und materiellen Umwelt einer Vertrautheit und damit einer Kontinuität des Erlebens. Demnach sind neben dem sinnlichen Erleben einer distinkten sozialen und materiellen Umwelt die Kontinuität des Erlebens und die hieraus entstehende Vertrautheit konstitutiv für die Ausprägung eines Sense of Place.

14.2 Place als soziale Hervorbringung

Der Place-Begriff der Humanistischen Geographie ermöglicht eine Deskription raumbezogener Bedeutungszuschreibungen. Im Gegensatz zu einer konstruktivistischen Perspektive tritt hier das Wesen eines Ortes als soziale Hervorbringung in den Fokus. Damit lässt sich die Genese eines Sense of Place spezifizieren.

Place als dynamisch

In einer relationalen Betrachtung werden Orte als stets ‚im Werden‘ begriffen (PRED 1983, 51). Orte formieren sich situativ stetig neu. Gleichzeitig jedoch fügen sich Dinge, Ereignisse,

Emotionen, Erinnerungen und Zuschreibungen etc. in einem „gathering process“ zu Formationen, die Orte konstituieren und zugleich wiedererkennbar machen (CASEY 1996, 24). Auch MASSEY (1994) betrachtet Place als dynamisch und betont die Konstitution von Orten durch sich überlagernde Beziehungen und Netzwerke. Auch lässt sich Place nicht auf eine Maßstabsebene verengen: „(...) places are not inherently local nor are they fixed at any particular scale. People experience places at many different scales simultaneously.“ (PIERCE et al. 2011, 60) Dabei gehen Orte erst aus dem Vollzug sozialer Praktiken hervor (vgl. PRED 1984). Orte werden in sozialen Praktiken und Prozessen angeeignet und praktisch wahr gemacht (vgl. BELINA 2013, 25). Damit sind Orte stets praktisch gelebte Orte.

„Thinking of place as performed and practiced can help us think of place in radically open and non-essentialized ways where place is constantly struggled over and reimagined in practical ways. (...) Place provides the conditions of possibility for creative social practice. Place in this sense becomes an event rather than a secure ontological place rooted in notions of the authentic.“ (CRESSWELL 2004, 39)

Demnach werden im Umgang mit Grün als Gegenstand der sozialen und materiellen Welt bedeutungsvolle Orte ausgeformt, während sich diese Ausformung stetig neu vollzieht.

Place als soziales Konstrukt

Bedeutungsvolle Orte entstehen nicht beliebig. „In essence, people confer meaning on the environment in ways that reflect their social and cultural experiences.“ (EISENHAUER et al. 2000, 422) Ebenso ist ein Sense of Place ein soziales Produkt. „The impression is all too often conveyed that sense of place is the product of autonomous mind freely interpreting the world of experience-of memories, meanings, and attachments flowing from independent actions inspired by independent intentions.“ (PRED 1983, 50) Auch die Ausprägung eines Sense of Place folgt überindividuellen Mustern. „Die unterschiedlichen Bedeutungen, die Individuen bestimmten Orten zuschreiben, sind soziale Phänomene, weil die Bedeutungen aus sozialer Interaktion in sozialen Verhältnissen entstehen und auf sozial produzierte Bedeutungsangebote (wie "sicher" oder "Heimat") zurückgreifen.“ (BELINA 2013, 108) So wird die Hervorbringung von Orten wie auch die ihnen zugeschriebenen Bedeutungen durch sozial geteilte Vorstellungen und Werthaltungen gerahmt.

Aus einer kritischen Perspektive interessieren die Bedeutungen von Orten dann, wenn sie intersubjektiv geteilt werden und hieraus sozial geteilte Praktiken hervorgehen (BELINA 2013, 109). Ein Ort wird hier als eine Verräumlichung sozialer Zusammenhänge betrachtet. Diese Verräumlichung bildet eine begriffliche Abstraktion sozialer Wirklichkeit, die entlang von Sinndeutungen ausgeformt wird. So verstanden dient das Konzept Ort oder Place als Heuristik zur Reflexion der sozialen Hervorbringung von Orten als Sphäre des Alltägli-

chen. HARVEY betont hierzu: „Place, in whatever guise, is like space and time, a social construct. (...) The only interesting question that can then be asked is: by what social process(es) is place constructed?” (HARVEY 1996, 293f.) Dieser Frage lässt sich durch die Rekonstruktion von Produktionsmechanismen sozialer Wirklichkeit folgen. Etwa ist zu betrachten, wie Bedeutungen durch Praktiken in der Politik, in den Medien und in der lokalen Gemeinschaft (re-)produziert werden (CRESSWELL 2004, 30). Hier finden sich Ansätze der Planung, die mit dem Konzept des Place-Making gerade darauf abzielen, Orte strategisch mit Bedeutungen zu belegen (vgl. Kapitel 15). Mit der Heuristik des Place in Verschnidung mit dem Konzept des Place-Making gelingt eine Aufarbeitung der Genese sozialer Wirklichkeit innerhalb des alltäglichen lokalen Lebenszusammenhangs. Im Folgenden wird ein Ort als soziales Konzept des Alltäglichen verstanden (BELINA 2013, 131). Die alltägliche Umwelt konkretisiert sich in Auseinandersetzung mit ihr zu Orten, die mit Bedeutungen versehen und auf diese Weise sinnhaft angeeignet werden. Aus der sinnhaften Aneignung geht ein Sense of Place hervor, der den Ort in seiner Bedeutsamkeit konstituiert. Die Aneignung erfolgt dabei aufbauend auf PRED (1984) in sozialen Praktiken und geht einher mit sozial geteilten Zuschreibungen. In der Betrachtung der Relevanz von Grün in Abhängigkeit von individuellen Erlebensweisen und sozial geteilten Zuschreibungen ist nun von Interesse, in welcher Weise die Hervorbringung bedeutungsvoller Orte von sozial geteilten Konzepten von Grün durchsetzt ist und in welcher Weise diese Konzepte zur Bedeutsamkeit des Ortes beitragen. Zugleich ist zu reflektieren, wie Grün als erlebbare und zugleich sozial geformte Materialität des Ortes die Ausprägung bedeutungsvoller Orte durchsetzt und zur Konstitution des Bedeutsamen beiträgt. Dieser Zusammenhang lässt sich in der Interrelation planerischer und alltagsweltlicher Praktiken der Hervorbringung von bedeutungsvollen Orten nachvollziehen.

VII. PLANUNGSPRAXIS UND ALLTAGSPRAXIS

Wie eine Betrachtung alltäglicher Raumproduktionen aufzeigt, werden Räume wie Orte gesellschaftlich zu solchen gemacht. Hier konkretisiert das Konzept des Place-Making Raumproduktionen als die Hervorbringung von Orten in sozialen Praktiken. Diese Hervorbringung findet alltäglich fortwährend statt. Auch lassen sich Praktiken der räumlichen Planung als Place-Making betrachten. Während das Konzept des Place-Making bereits vor rund dreißig Jahren planerische Diskussionen durchzog, scheint es in Konkurrenz der Gebietseinheiten um EinwohnerInnen und Gewerbetreibende eine Renaissance zu erfahren (vgl. FÜRST et al. 2004). Hier soll ein Place-Making dazu beitragen, den wachsenden Anforderungen an stadträumlichen Qualitäten gerecht zu werden und attraktive Orte mit hoher Anziehungskraft zu entwickeln (vgl. u.a. BEZA 2016; FREESTONE, LIU 2016; PALERMO, PONZINI 2015). In der Reflexion planerischer Praktiken des Place-Making zeigt sich, wie Räume ausgeformt werden, die das Alltagsleben durchsetzen. Auch bietet das Konzept Anknüpfungen für Planungsprozesse in Kollaboration der Planung mit der lokalen Bewohnerschaft.

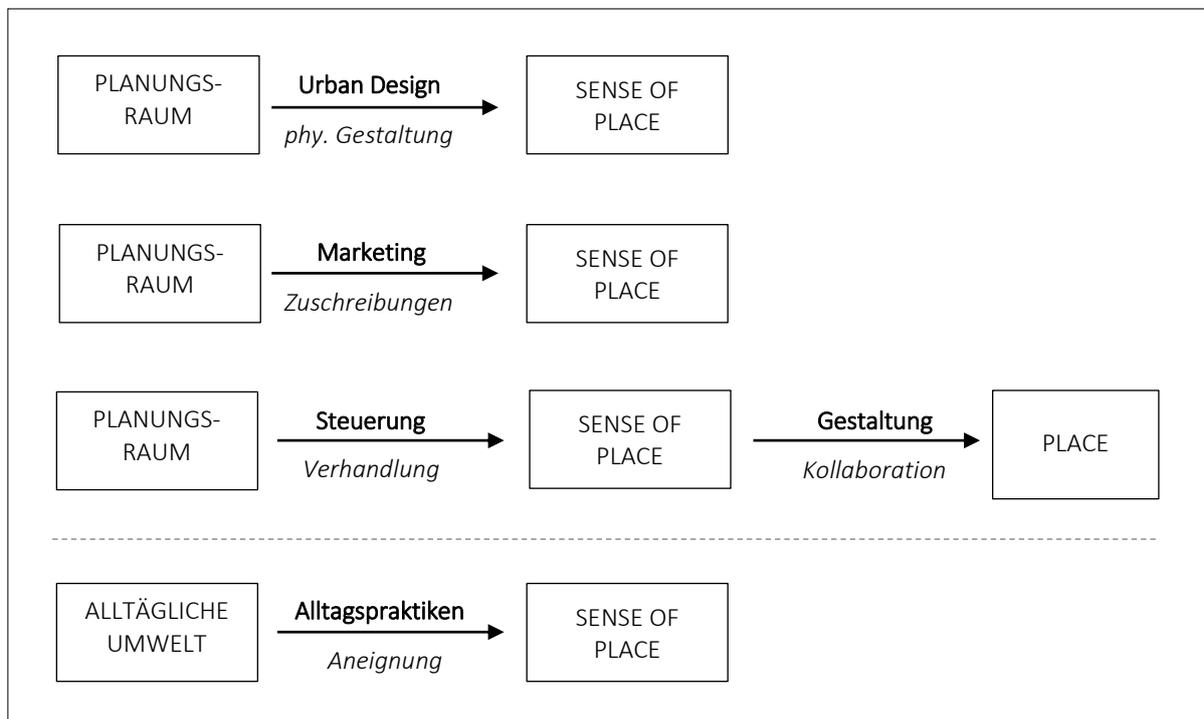
15.Place-Making in der Planung

Allgemein meint Place-Making die Hervorbringung von Orten, die eine Deutung erfahren. In der Betrachtung planerischer Praktiken ist ein Place-Making als eine Strategie der Raumentwicklung zu verstehen, mit der Räume gezielt mit Bedeutungen versehen werden. Dabei hat sich ein Place-Making insbesondere in der Architektur und der Stadtplanung etabliert und forciert hier eine strategische Gestaltung eines Sense of Place, den es physisch wie auch als mentale Abstraktionen zu herbeizuführen gilt (FOOTE, AZARYAHU 2009, 99).

Theoretisch betrachtet bezieht sich diese Herbeiführung eines Sense of Place auf die Formung des Diskurses über einen Ort und damit auf die Etablierung sozial geteilter Deutungen und Zuschreibungen, über die ein Ort mental-abstrakt geformt wird. Gleichzeitig findet eine Gestaltung in physisch-materieller Form statt. Hier wirkt eine Veränderung der physisch-materiellen Gestalt eines Ortes immer auch auf den Diskurs über den Ort zurück (vgl. WARNKE, BUSSE 2014). Neben den sichtbaren baulichen Qualitäten sind affektive Qualitäten von Orten sowie emotive Verknüpfungen mit einem Ort Gegenstand eines Place-Making zur Schaffung eines Sense of Place. So eröffnet sich unter dem Begriff des Place-Making ein heterogenes Feld von Logiken, nach denen Orte ‚gemacht‘ werden. Hier erfolgt ein planerisches Place-Making als eine strategische bauliche Gestaltung von Räumen (*Ur-*

ban Design), als Bestandteil von *Marketing-Strategien* zur Optimierung der Wettbewerbsfähigkeit von Räumen sowie als Steuerungsinstrument im Rahmen von *Governance-Praktiken*. Parallel hierzu erfolgt ein Place-Making stets auch im Alltäglichen (vgl. Kapitel 16). Abbildung 4 stellt verschiedene Formen eines Place-Making schematisch gegenüber.

Abbildung 4: Formen von Place-Making in Planung und Alltag



Quelle: Eigene Darstellung

Um zu differenzieren, wie Räume mittels Place-Making ausgeformt werden, bedarf es einer Systematisierung des Gegenstands und der Prozesse eines Place-Making. Hierauf aufbauend lässt sich erarbeiten, wie mittels Place-Making Stadträume in Kollaboration mit der Bürgerschaft zu lebenswerten Orten entwickelt werden können.

15.1 Place-Making als Gestaltungsaufgabe

Die Stadtplanung thematisiert ein Place-Making vor allem in der Planungsrichtung des *Urban Design* und zielt dabei auf eine attraktive städtebauliche Gestaltung von Städten ab. Diese Fokussierung des Städtebaus folgt der Annahme, dass die bedeutungsvolle Aneignung des Stadtraums wesentlich durch die physische Erscheinungsform der gebauten Umwelt geprägt wird (vgl. u.a. DEGEN, ROSE 2012; DOVEY 2007; MADANIPOUR 1996). Die Betonung

des städtebaulichen Designs kam in den 1970er und 1980er Jahren als Reaktion auf eine vermehrte Kritik an dem modernen Städtebau auf, der durch reduktionistische und funktionalistische Gestaltungsformen zu Ausprägungen einer Ortslosigkeit (*Placelessness*, vgl. Kapitel 14.1) in der Stadt führte. Die Maßnahmen des Urban Design streben an, Planungsräumen durch bauliche Maßnahmen gezielt einen Sense of Place zu verleihen und somit distinkte Orte mit einer hohen Anziehungskraft zu entwickeln (ARAVOT 2002, 201f.). Dieses Streben wird begründet mit einem Bedürfnis nach Orten, die eine hohe Lebensqualität bieten und zu denen eine persönliche Beziehung hergestellt werden kann. „Sense of place, which is the desired result of placemaking, was regarded as a human need, essential for well being and feelings of safety, security and orientation, and a remedy against feelings of alienation and estrangement.“ (ARAVOT 2002, 202) Für die Ausprägung eines Sense of Place betont DUFF (2010, 881) unter Bezugnahme auf CASEY (2001) die Bedeutung von „*Thick Places*“, als Orte, die ein ausgeprägtes Potenzial zur emotionalen Aneignung bieten: „*Thick places are contrived in the imbrications of affect, habit, and practice, presenting opportunities for personal enrichment and a deepening of affective experience.*“ (DUFF 2010, 881) Um *Thick Places* zu schaffen, werden mittels baulich-gestalterischer Elemente affektive und symbolische Wirkungen forciert, etwa durch den gezielten Einsatz gestalterischer Kompositionen, die eine bestimmte Emotionalität ansprechen oder eine bestimmte Atmosphäre erzeugen sollen (zum Konzept der Atmosphäre vgl. Kapitel 9.4). Auch werden Geschmacksmuster und ästhetisches Empfinden durch Gestaltungsformen aufgegriffen, um ausgewählte Zielgruppen anzusprechen. Als sogenannte *Place Effects* soll das Bauliche schließlich zum Wohlbefinden der BesucherInnen und BewohnerInnen beitragen (FÜRST et al. 2004, 40). Auch erfolgt mit der Herbeiführung eines Sense of Place eine Optimierung von Standortqualitäten, wodurch sich Anknüpfungen für Marketingaktivitäten bieten (FÜRST et al. 2004, 38). In der baulichen Gestaltung dient auch Grün Zwecken des Place-Making, wie etwa in Form von Bepflanzungen als Beitrag zur optisch-ästhetischen Aufwertung von Stadträumen. Auch kann Grün als Symbol platziert werden, etwa als Ausdruck einer gesunden Umwelt. Zudem werden öffentliche Grünräume als attraktive Bewegungs- und Erholungsräume einen Standort auf.

Infolge eines einseitigen Schwerpunkts auf morphologisch-symbolstiftende Aspekte der Stadtgestaltung unter Vernachlässigung nicht-physischer Aspekte der Entstehung eines Sense of Place blieben durchschlagende Entwicklungsimpulse durch ein so verstandenes Place-Making vielfach begrenzt. Auch kann der inszenierte Sense of Place alltagsweltliche Erfahrungsweisen von Orten verfehlen, sodass der Sense of Place nicht durch die Bürgerschaft gelebt und reproduziert wird (ARAVOT 2002, 206f.).

15.2 Place-Making als Marketing-Strategie

In der Planungspraxis erfolgt ein Place-Making vielfach anhand von Marketing-Maßnahmen (vgl. FÜRST et al. 2004, 38). Hier fasst ein Place-Making Maßnahmen der „(...) Attraktivitätssteigerung urbaner Räume, der lokalen Identitätsbildung, der Konstruktion von ortsbezogenen Images, der wettbewerbsgerechten Formulierung von Strategien der Entwicklung urbaner ‚Markenzeichen‘ (branding) (...)“ zusammen und benennt als übergreifendes Ziel die Optimierung der „(...) Attraktivität urbaner Räume für – jeweils neu zu definierende – Nutzungen und soziale Aneignungsformen.“ (BÜRKNER 2005, 5) Dabei wird das Place-Making von dem Ziel geleitet, Räume mit einem vermarktungsfördernden Sense of Place zu versehen. „Placemaking underlies campaigns to promote cities, where the manipulation of urban images in the context of public-relations campaigns serves promotional purposes. Intended to market the city, such campaigns employ branding strategies to associate the city with positive images.“ (FOOTE, AZARYAHU 2009, 99) Es erfolgt die Inszenierung von Orten entsprechend einer erwünschten Außenwirkung, mit der eine Ansprache ausgewählter Zielgruppen gelingt. Dabei soll sich die Implementierung eines Images in der Bevölkerung über geteilte raumbezogene Zuschreibungen verselbstständigen. So folgt diese Form des Place-Making vorwiegend dem Bestreben, raumbezogene Diskurse anzustoßen oder diese zu verändern, um raumbezogene Zuschreibungen herbeizuführen, die der Vermarktung von Räumen dienlich sind (BELINA 2013). Indem Menschen eine suggerierte Lesart des Ortes internalisieren, soll sich eine bestimmte Interpretation als kollektiv geteilte Sinndeutung eines Ortes einbrennen und den Ort zu einem Spezifischen machen (LÖW 2008, 84). Zur Etablierung diskursiver Zuschreibungen erfolgen zudem sichtbare städtebauliche Veränderungen in Form von *Flagship*- oder Leuchtturmprojekten, die den Diskurs anregen oder bekräftigen und sich für Marketingzwecke aufgreifen lassen (vgl. u.a. ASHWORTH 2009; KENT, BROWN 2012). Ebenso kann die Aufwertung von Grünräumen eine Entwicklungsdynamik suggerieren, (etwa im Sinne von: ‚hier tut sich etwas!‘) und Relevanzsetzungen unterstreichen (etwa im Sinne von: ‚Grün ist eine Investition wert!‘). Zudem können diese Maßnahmen eine Bild gesteigerter Attraktivität eines Ortes oder einer ökologischen Aufwertung des Stadtraums erzeugen.

Durch die Verengung des Place-Making auf marktwirtschaftliche Zielsetzungen wird der Ansatz teils als Konkurrenz- und Exklusionsstrategie kritisiert (Harvey 1996: 294). So werden Top-Down Images und Entwicklungsziele implementiert, die primär ökonomischen Interessen folgen. Dabei formt ein Place-Making immer auch Räume des Alltags, ohne dass die Relevanzsetzungen derjenigen, die in diesem räumlichen Kontext ihren Alltag bestreiten, als richtungsweisend für ein Place-Making erhoben werden.

15.3 Place-Making als Steuerungsinstrument

Das Diskursfeld der Planungstheorie betrachtet Place-Making als Beitrag zur Implementierung von Governance-Prozessen (Governance vgl. Kapitel 6) (vgl. FÜRST et al. 2004). Als Place-Making werden hier „(...) gebietsbezogene Planungsansätze bezeichnet, die auf die Verbesserung lokaler oder regionaler Raum- und Lebensqualitäten zielen und auf einer Kooperation der unterschiedlichen Akteure dieses Raumes basieren. Unter Place-making [sic] versteht man folglich einen kollektiven Prozess der Raumgestaltung und sozio-emotionalen ‚Aneignung‘ des Raumes durch die Beteiligten, wobei eine Mitgestaltung sowie idealerweise eine Übernahme von Verantwortung für diesen Raum („problem ownership“) stattfindet.“ (FÜRST et al. 2006, 13) So erfolgt mit einem Place-Making sowohl eine Formulierung von Planungsinhalten und -zielen als auch ein Anstoß von Kooperations- und Partizipationsprozessen. Place-Making bildet eine Klammer zur Koordination räumlicher und gesellschaftlicher Entwicklungen unter einer übergeordneten Zielsetzung. Hier ist es Gegenstand des Place-Making, Übereinkünfte über räumliche Entwicklungsziele zu erarbeiten und deren Umsetzung anzuregen. Dabei fördert ein Place-Making Planungs- und Entwicklungsprozesse durch eine raumbezogene Gemeinschaftsbildung (LAHNER, ZIMMERMANN 2005, 220; vgl. u.a. LEPOFSKY, FRASER 2003; MARTIN 2003). Im Place-Making wird der Planungsraum zu einem Ort konkretisiert, der einen geteilten Bezug herstellt und den Rahmen für gemeinsame Interessen aufspannt (MARTIN 2003, 730). Der geteilte Ortsbezug führt Akteure aus der Planung, der Politik, der Wirtschaft und der Bürgerschaft zusammen und mobilisiert sie für in den Grundzügen geteilte Zielsetzungen der Raumentwicklung (FÜRST et al. 2004, 40). Hierzu wird mittels Place-Making eine geteilte Vorstellung von einem Ort als Sense of Place entwickelt, welcher unterschiedlichste Praktiken und Prozesse in Hinblick auf diesen Sense of Place anleitet. Dabei wird ebenfalls auf Images zurückgegriffen.

„The value of such images is that they provide a way of connecting the diverse parts and qualities of a place into some kind of holistic representation. They help to draw forward, from the background of people's attention, an idea of place to which different attributes, interests and specific project proposals can be linked. They help to mobilise attention and to generate the ‚energy‘ to translate ideas into action to transform future place qualities.“ (HEALEY 2010, 36)

15.4 Place-Making und Kollaborative Planung

Eine Weiterführung der partizipativen Stadtgestaltung in Governance-Prozessen findet sich in der Anwendung eines *Place-Making als Instrument der Kollaborativen Planung* (Kollaborative Planung, vgl. Kapitel 6). Aufbauend auf HEALEY (2000; 2001; 2002; 2003;

2005) folgt das Place-Making hier der Frage, wie Stadträume ‚besser gemacht‘ werden können. ‚Besser machen‘ meint dabei insbesondere auch eine Entwicklung von Städten zu lebenswerten Orten, gemessen an den Interessen und Bedürfnissen derer, die an diesem Ort leben und sich ihn als bedeutsam aneignen (vgl. insb. HEALEY 2010). Damit Städte zu einem bedeutsamen Lebensumfeld angeeignet werden, bedarf es eines Stadtraums, der den Belangen ihrer NutzerInnen entspricht. Zur Umsetzung dieser Forderungen liefert ein auf kollaborative Planungspraktiken ausgerichtetes Place-Making einen Ansatz.

Im Kontext einer Kollaborativen Planung meint Place-Making sowohl die Implementierung eines Sense of Place durch städtebauliche Maßnahmen, als auch das Mobilisieren positiver Entwicklungen über ein lokales Kollektiv. Gleichzeitig wird das Place-Making mit einer veränderten Form der räumlichen Planung verknüpft. Nicht durch die Expertise der Planenden, sondern erst aus der Perspektive der Bewohnerschaft werden lokalen Qualitäten sichtbar (STEPHENSON 2010, 18). STEPHENSON (2010, 17) verdeutlicht hierzu:

„A fundamental tool of planning practice continues to be the rational representation of space as a map or plan, which assumes that only those things which are physically mapped carry significance. Such representations, perhaps unintentionally, impose a structure-focused version of reality and exclude the memories, dreams and meanings that exist in the ‚real‘ world.“

Entscheidend für den Erfolg des Place-Making in der Gestaltung ‚besserer‘ Lebensräume ist demgegenüber die Nähe der Maßnahmen zu den Alltagswelten der angesprochenen Bevölkerung. Dies betrifft raumbezogene Zuschreibungen, die im Rahmen eines Place-Making aufgegriffen werden, ebenso wie stadtgestalterische Maßnahmen zur Verbesserung der Lebensqualität. Orte bilden eine Bezugsebene vielfältiger Interpretationen. Verschiedenste Deutungen des Räumlichen stehen nebeneinander. Aufgabe der PlanerInnen ist es, die Bedeutsamkeiten alltäglicher Orte zu erkennen, sie in der Planung aufzugreifen und zusammenzuführen. „In relation to process, a post-modern perspective might produce a culture where the role of planners is one that involves exploring shared notions of place and common understanding of space, achieving negotiated consensus – what Healey has previously termed ‘collaborative planning’ through discursive deliberation.“ (DAVOUDI, STANGE 2009, 38f.) Dabei distanziert sich HEALEY (2002) von einem Place-Making der Marketingrhetorik und der Zuschreibung eines Sense of Place Top-Down: „(...) new concepts of the city (...) need to frame people’s thinking about ‘their place’ and be grounded in people’s experiential and imaginary encounters with place, rather than positioned above them as some kind of logo or colour wash on an advertisement hoarding.“ (HEALEY 2002, 1785) In ähnlicher Weise beziehen sich LEPOFSKY, FRASER (2003, 28) in ihrer Konzeption des „Citizen-driven Place-Making“ auf ein Recht auf Stadt nach LEFÈBVRE (1996) und propagieren eine stärkere Ausrichtung der Planung an der lokalen Bürgerschaft und ihren Belangen. Dabei

bleibt es nicht bei einer Abwägung von BürgerInnenbelangen, sondern „planners and local citizens can engage in a joint search for genuine betterment in the physical conditions of neighborhood life” (FRIEDMANN 2010, 162). Zur Konkretisierung einer so verstandenen Kollektiven Planung steht jedoch die Konzeption eines integrativen Ansatzes aus, in dem den BürgerInnenbelangen zur Entwicklung lebenswerter Orte einen zentralen Stellenwert beigemessen wird. So formuliert HEALEY den normativen Rahmen wie auch die Zielsetzung einer ‚besseren‘ Planung, jedoch bleibt eine konzeptionelle Umsetzung dieser Zielsetzung weitgehend offen. Dem lässt sich mithilfe einer konzeptionellen Verknüpfung eines alltagsweltlichen Place-Making mit einem planerischen Place-Making annähern.

16. Verbindung von Alltagswelt und Planung

In der Betrachtung von Praktiken des Place-Making lässt sich eine analytische Trennung von professioneller Praktiken in der Planung und in der Forschung und (privaten) Alltagspraktiken vornehmen, in denen sich ein Place-Making vollzieht. Wie auch HABERMAS (1997) betont, folgen alltagsweltliche und planerische Praktiken unterschiedlichen Logiken. Auch werden sie von verschiedenen Wissensbeständen bedient. Während ein Place-Making in professionellen Praktiken formell gerahmt ist und einer expliziten Zielsetzung folgt, vollzieht sich ein Place-Making im Alltäglichen meist unbewusst. Auch folgt das Alltagsleben implizit sozialen Mustern, die sich insbesondere im Öffentlichen ausprägen (HABERMAS 1997, 288ff.). Dennoch bestehen Interdependenzen zwischen beiden Formen des Place-Making. In diesen Interdependenzen zeigen sich Möglichkeiten, Städte entlang alltagsweltlicher Relevanzsetzungen zu lebenswerten Stadträumen zu entwickeln. Ist bekannt, wie Orte im alltäglichen Place-Making als bedeutsam angeeignet werden, lässt sich ableiten, wie Stadträume im planerischen Place-Making entwickelt werden können, sodass sie lebenswert erscheinen und eine Bedeutsamkeit im Sinne eines Sense of Place erfahren.

16.1 Alltagsweltliches Place-Making und Planung

Auch im privaten Alltagsleben werden Orte ‚gemacht‘. Unter dem Fokus des Alltäglichen ermöglicht das Konzept des Place-Making die Beschreibung von Rauproduktionen, wie sie Orte im gelebten Alltag fortwährend ausformen. Alltagsweltlich gewandt behandelt ein Place-Making „the set of social, political and material processes by which people iteratively create and recreate the experienced geographies in which they live” (PIERCE et al. 2011, 54). Es umfasst Prozesse und Praktiken, aus deren Zusammenwirken Orte hervorgehen und

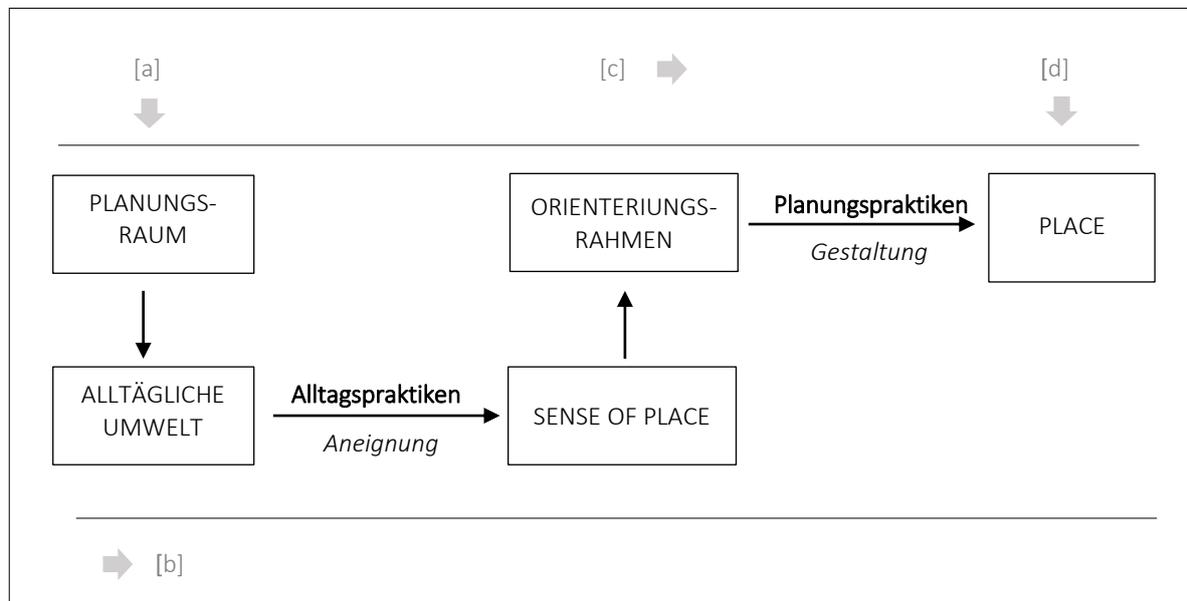
zeigt „the multilayered nature of how place is constituted” (PINK 2008b, 25). Jedoch lässt sich ein alltagsweltliches Place-Making nicht von einem Place-Making der Planung trennen (vgl. auch Kapitel 20.1). Der Alltag findet im Kontext eines materiell wie mental konzipierten Raumes statt, der im planerischen Place-Making ausgestaltet wurde und wird. Auch prägen planerisch angeregte diskursive Praktiken, die sich auf den Raum beziehen und mentale Vorstellungen des Ortes formen, wie auch Praktiken, in denen Orte materiell reproduziert werden, ein alltägliches Place-Making (vgl. WARNKE, BUSSE 2014). Hier durchsetzen institutionell vorgenommene Zuschreibungen, Reglementierungen und Normen die Ausformung eines Sense of Place im Alltäglichen (FRIEDMANN 2007, 257). So ergeben sich verschiedene Ebenen, auf denen die Planung die sinnhafte Aneignung der alltäglichen Umwelt und damit auch die Ausformung eines Sense of Place prägt. Doch sind weniger die planerisch herbeigeführten Ausstattungsmerkmale entscheidend für die positive Entwicklung eines Ortes, sondern die Zuschreibungen und Aneignungsformen, die sich im Umgang mit der dinglichen Welt ergeben (vgl. FRIEDMANN 2010). „Places are shaped by being lived in; they are spaces of encounter where the little histories of the city are played out. They are, of course, also shaped by the state through planning, supervision, ordinances, and so forth.” (FRIEDMANN 2007, 257) Neben der physischen Gestalt des Stadtraums und Reglementierungen seiner Nutzung werden gesellschaftliche Diskurse einer übergeordneten Zielsetzung folgend angeregt und mittels raumbezogene Zuschreibungen an die Bürgerschaft herangetragen. Auch bedarf es explizit der Bürgerschaft zur Implementierung raumbezogener Zuschreibungen, indem sie diese als sozial geteilte Deutungsweisen verinnerlicht und reproduziert (BELINA 2013, 116). Gleichzeitig können BürgerInnen auf ein planerisches Place-Making einwirken, indem sie in Governance-Prozessen partizipieren oder den Raum informell wie auch im Rahmen von Institutionen mitgestalten (vgl. LEPOFSKY, FRASER 2003). Von Interesse ist im Folgenden jedoch besonders ein alltagsweltliches Place-Making, in dem Orte des Alltags hervorgebracht und reproduziert werden.

16.2 Orientierung des Place-Making an alltagsweltlichen Sinnzuweisungen

Den Ausgangspunkt eines planerischen Place-Making bildet, wie Abbildung 5 aufzeigt, ein definierter Planungsraum. Für diesen Raumkontext werden im Place-Making strategische Entwicklungsziele formuliert, unter denen der Planungsraum zu entwickeln ist. Um Stadträume zu lebenswerten Orten zu machen, die ein hohes Potenzial zur bedeutungsvollen Aneignung bieten, ist die Planung aufbauend auf HEALEY (2010) an den Belangen der Bürgerschaft auszurichten. Demnach ist der Planungsraum als alltägliche Umwelt der BürgerInnen zu betrachten (vgl. [a] Abbildung 5). Zur Entwicklung von Stadträumen, die eine

Aneignung durch die Bürgerschaft anregen, sind zunächst die Eigenschaften und Zuschreibungen zu identifizieren, die Stadträume aus der Perspektive der Bürgerschaft als bedeutungsvoll konstituieren oder konstituieren können.

Abbildung 5: Orientierung der Planungspraxis an alltäglichen Relevanzsetzungen



Quelle: Eigene Darstellung

Hierzu bedarf es der Rekonstruktion des Sense of Place, wie dieser aus dem alltäglichen Place-Making hervorgeht (vgl. Abbildung 5 [b]). Zur Aufarbeitung des Sense of Place können Alltagspraktiken des Place-Making aufbauend auf LEFÈBVRE (1974; 1996) als alltägliche Raumproduktion konzeptualisieren werden (vgl. Kapitel 13). In der Analyse alltäglicher Raumproduktion lassen sich Muster der Hervorbringung eines Sense of Place identifizieren sowie hiermit einhergehend *Relevanzsetzungen* rekonstruieren, entlang derer die alltägliche Umwelt zu bedeutungsvollen Orten angeeignet wird und einen Sense of Place erfährt.

Die Aufschlüsselung alltäglicher Raumproduktionen erfasst ein komplexes Gefüge struktureller und individueller Einflussgrößen, aus denen differenzierte Relevanzsetzungen hervorgehen. Innerhalb dieses Spektrums werden typische Relevanzsetzungen abstrahiert, die ähnliche Bedarfe, Präferenzen, Geschmacksmuster sowie Norm- und Wertvorstellungen zu typischen Ausprägungen zusammenführen. Entlang der typischen Ausprägungen von Relevanzsetzungen lassen sich induktiv *Interessenskoalitionen* abstrahieren, die in die planerische Abwägung eingehen (vgl. CORBURN 2005). Mit der Abstraktion von Interessenskoalitionen erfahren BürgerInnenbelange zugleich eine Systematisierung, die es leichter macht, Belange abzuwägen und die Vereinbarkeit unterschiedlicher Belange im Blick zu

behalten. Die Interessenskoalitionen geben Aufschluss über Eigenschaften und Zuschreibungen, aus denen ein spezifischer Sense of Place hervorgeht, und können so als Orientierungsrahmen für die Planungspraxis herangezogen werden (vgl. Abbildung 5 [c]). Dabei dient ein Sense of Place, so wie er aus dem Alltagsleben hervorgeht, als Referenz zur Formulierung von Entwicklungszielen, anstatt einen Sense of Place anhand strategischer Abwägungen Top-Down zu implementieren. Planungspraktiken werden so durch eine Bottom-Up Perspektive fundiert, welche die Belange der Bürgerschaft wiedergibt. Inwiefern eine Kollaborative Planung schließlich bürgerInnenorientiert ausgerichtet wird, hängt von der konsequenten Bezugnahme auf die ermittelten Relevanzsetzungen und deren Abwägung ab.

Dieser Weg der Integration von BürgerInnenbelangen in die Planungspraxis ist weder ein Anwendungsfeld direkter Demokratie noch ein diskursives Verfahren zur BürgerInnenbeteiligung. Die Vorgehensweise liefert vielmehr einen Beitrag zur Umsetzung einer veränderten Beteiligungskultur durch die Etablierung einer Konsultation der BürgerInnen als ExpertInnen für lokale Qualitäten, Bedarfe und Entwicklungspotenziale (Konsultation vgl. Kapitel 6.1). Indem PlanerInnen das ExpertInnenwissen der Bürgerschaft einholen, wird ein stetiger Austausch zwischen Planung und Bürgerschaft aufrechterhalten. Schließlich wird die Kollaboration zwischen der Bürgerschaft und der Planung in der Bottom-Up-basierten Entwicklung von Orten konkret (vgl. Abbildung 5 [d]). Die alltagsweltlichen Belange der BürgerInnen werden erfasst, während die Planung diese zusammenführt und praktisch nutzbar macht, um zu einer Gestaltung von Orte mit einer hohen Lebensqualität beizutragen. Auf diese Weise werden Belange, die planerisch zu berücksichtigen sind, bereits im Vorfeld planerischer Entscheidungen bestimmt. Auch ermöglicht die Konsultation eine Vergewisserung über adäquate Zieldefinitionen und Aufgabenformulierung im Planungsprozess, um eine falsche Schwerpunktsetzung zu vermeiden und Interessenkonflikte in der Raumnutzung im Vorfeld erkennbar zu machen und offensiv zu bearbeiten (vgl. BOCK, REIMANN 2012). So kann die Relevanz von Grün gegenüber anderen Bedarfen abgeschätzt werden. Es zeigen sich Belange, die die Bürgerschaft in der Grüngestaltung erfüllt sehen möchte. Ebenso werden allgemeine Präferenzen wie etwa ästhetische Geschmacksmuster erkennbar, sodass auf diese eingegangen werden kann. Zudem kann man Wertkonflikten begegnen, indem das Spektrum an Wertvorstellungen identifiziert und auf die Vereinbarkeit mit planerischen Lösungen hin reflektiert werden kann (vgl. OTHENGRAFEN, SONDERMANN 2015).

VIII. EMPIRISCHER ZUGANG

Während sich in der Planung ein Bedarf identifizieren lässt, für die Entwicklung lebenswerter Stadträume stärker auf die Belange der Bürgerschaft einzugehen und ihr Wissen bezüglich örtlicher Probleme, Qualitäten und Entwicklungspotenziale zu nutzen, bleibt auszuarbeiten, wie sich BürgerInnenbelange erschließen lassen. Die bisherigen Ausführungen haben ein Spektrum aufgezeigt, in dem Grün im städtischen Alltag potentiell Relevanz zukommt, wie etwa durch emotionale und affektive Aspekte des Erlebens der alltäglichen Umwelt oder in Abhängigkeit von sozial geteilten Zuschreibungen. Auch wurde auf theoretischer und konzeptioneller Ebene erarbeitet, wie Grün im Alltagsleben materiell in Erscheinung tritt, mental konstruiert und praktisch angeeignet wird. Nun gilt es diese Zusammenhänge empirisch zu erschließen, um zu abstrahieren, in welcher Weise Grün im Alltäglichen Relevanz erlangt. In einer Zusammenführung und einer Modifikation empirischer Erhebungs- und Analysemethoden gelingt eine Rekonstruktion von Praktiken der Raumproduktion in situ sowie die Abstraktion von Relevanzsetzungen in Bezug auf Grün zu typischen Mustern.

17. Fallstudien-Design

Die empirische Rekonstruktion der Relevanz von Grün erfolgt anhand zweier Fallstudienräume, die sich in ihrer raumstrukturellen wie auch in ihrer sozialstrukturellen Beschaffenheit stark ähneln. Sie sind Teil eines Fallstudiendesigns, das im Folgenden zusammenfassend dargelegt wird.

17.1 Erkenntnismehrwert des Fallstudiendesigns

Die Fallstudienräume konkretisieren den Handlungskontext eines städtischen Alltags. Um diesen Handlungskontext herbeizuführen, wurden zwei Quartiere ausgewählt, die sich aufgrund der baulichen Strukturen und der funktionalen Ausstattung als typisch städtisch charakterisieren lassen und den Handlungskontext eines ‚städtischen Alltagslebens‘ repräsentieren (vgl. Kapitel 3.2). Tabelle 5 führt hierzu die herangezogenen Kriterien zur Identifikation städtisch geprägter Quartiere auf. Als ein weiteres Kriterium der Fallstudienauswahl wurde die Erfahrbarkeit von Grün betrachtet. Wie Grün im Alltag praktisch aufgegriffen wird, steht in Verbindung mit dem Vorhandensein und der Beschaffenheit von Grün (vgl. Kapitel 3.3). Um ein breites Spektrum an Sinndeutungen städtischen Grüns nachzeichnen zu können, sollte Grün im Fallstudienraum in vielfältigen Ausprägungen erfahrbar sein.

Dabei lässt sich die Formenvielfalt an Grün anhand der in Tabelle 5 aufgelisteten Kriterien in Anlehnung an Empfehlungen der GALK⁴ ableiten. So besteht der Anspruch, dass die Fallstudienräume neben einem städtischen Handlungskontext auch das theoretisch benannte Spektrum an Grünformen aufweisen.

Tabelle 5: Erfahrbare Eigenschaften eines städtischen Alltags

,Urbaner Alltag' als Handlungskontext	Siedlungsstrukturelle Urbanität	✓ verdichtete Baustruktur
		✓ Dominanz geschlossener Mehrfamilienhaus-Bebauung
	Funktionale Urbanität	✓ Nähe zum Stadtzentrum (<3km)
		✓ Funktionale Mischung
Formenvielfalt städtischen Grüns als Spektrum sinnlich erfahrbaren Grüns		✓ Öffentliche Grünanlagen unterschiedlicher Größe und Gestalt
		✓ Private Gärten
	Urbane Grünformen	✓ Spielplätze, Sportflächen
		✓ Friedhöfe
		✓ Kleingärten
		✓ Straßenbegleitgrün
		✓ Wald, Biotop
	✓ Landschaftsschutzflächen	

Quelle: Eigene Darstellung aufbauend auf der GALK

Zum Zwecke der Komplexitätsreduktion beschränkt sich die Auswahl der Fallstudienräume auf den deutschen Raum. Anstatt etwa einen breiten internationalen und interkulturellen Vergleich herzustellen, wird die Relevanz von Grün für den definierten Kontext zweier deutscher Städte detailreich aufgearbeitet. Um die Rahmenbedingungen sozialer Praktiken konstant zu halten, erfolgt die Erhebung in zwei raumstrukturell ähnlich beschaffenen Quartieren. Finden die empirisch beobachteten Praktiken in ähnlichen raumstrukturellen Handlungskontexten statt, ermöglicht dies einen unmittelbaren Vergleich der Aneignungsformen von Grün in Relation zu der alltäglichen städtischen Umwelt (BREIDENSTEIN et al. 2013, 48). Daneben erweitert die Betrachtung zweier raumstrukturell ähnlicher Quartiere die Möglichkeiten zur Abstraktion der empirischen Erkenntnisse (HERBERT 2000, 560). Wenn ein Phänomen in beiden Quartieren auftritt, so deutet dies darauf hin, dass es auch in anderen vergleichbaren sozialräumlichen Kontexten vorzufinden sein könnte.

Der Vergleich erleichtert es, Erkenntnisse zu schärfen, partielle Eigenschaften der Vergleichsobjekte herauszuarbeiten, ihre Besonderheiten zu erkennen und anhand von Ge-

⁴GALK - Deutsche Gartenamtsleiterkonferenz (1995): Empfehlungen für die Grünflächendatei des GALK -Arbeitskreis „Organisation und Betriebswirtschaft“

meinsamkeiten Generalisierungen vorzunehmen. Hiermit einher geht eine Komplexitätsreduktion, die zur Generierung von Erkenntnissen unvermeidbar ist, jedoch im Rahmen des Vergleichs weitreichende Ausmaße annimmt. Der Vergleich wird auf bestimmte Aspekte des zu vergleichenden Phänomens zugespitzt, wodurch einzelne Aspekte des Phänomens hervortreten und andere vernachlässigt werden (BELINA, MIGGELBRINK 2010, 9). Um diesen Konstruktionscharakter empirischer Vergleiche offen zu legen, gilt es, die Dimensionen zu reflektieren, in denen sich der Vergleich vollzieht. Hier wird mit der Fallstudienauswahl eine Komplexitätsreduktion durch die Kategorisierung von Räumen vorgenommen. Um hier eine Reifikation des Räumlichen zu vermeiden, werden die ausgewählten Fallstudienräume nicht ‚an sich‘, sondern deren Herstellungsprozess verglichen (BELINA, MIGGELBRINK 2010, 20ff.). So erfolgt der Vergleich der Fallstudienräume über beobachtbare sozialen Praktiken der Raumproduktion, in denen Räume praktisch angeeignet und Ausprägungen von Grün als räumlich verortbare Entität aufgegriffen werden.

17.2 Charakterisierung der Fallstudienräume

Aufbauend auf die in Kapitel 17.1 dargelegten Auswahlkriterien wurden die Quartiere „Kiel Blücherplatz“ sowie „Dortmund Kreuzviertel“ als geeignet identifiziert. Sie stehen beispielhaft für eine Vielzahl anderer Quartiere, die ebenfalls ähnliche Strukturen aufweisen. Für die ausgewählten Räume lassen sich die alltagsweltlichen Lebensumstände anhand von sozialstrukturellen, baulichen und infrastrukturellen Merkmalen weiter charakterisieren. Ebenso sind räumliche Lagemerkmale der Fallstudienräume in Relation zu Grünräumen im Stadtgebiet charakteristisch für die potentielle Erfahrbarkeit von Grün im Alltag.

Kiel Blücherplatz ist ein Stadtteil zwei Kilometer nördlich des Kieler Stadtzentrums mit rund 11.000 Einwohnern (LANDESHAUPTSTADT KIEL 2016). Aufgrund der zentralen Lage in Nähe des Stadtzentrums, der verdichteten Baustruktur, einer guten ÖV-Erreichbarkeit sowie aufgrund einer ausgeprägten Funktionsmischung lässt sich der Stadtteil als städtisch charakterisieren. Ein Einzelhandelsangebot für den täglichen und periodischen Bedarf sowie verschiedene, teils höherwertige Gastronomieangebote tragen zu einer umfassenden Versorgungsinfrastruktur im Stadtteil bei. Auch grenzt der Stadtteil an eine beliebte und belebte Einkaufsstraße, die Holtenauer Straße, an. Hier finden sich Einzelhandels- und Gastronomieangebote, die im lokalen Diskurs als ‚Szene-Läden‘ aufgegriffen werden. Zusätzlich sind hochpreisige Angebote für finanziell etablierte Konsumenten im mittleren bis höherem Alter vertreten. Ärzte, Versicherungen, Beratungsstellen und andere Dienstleister sind ebenfalls vorhanden. Der Stadtteil gehört zu den bevorzugten Wohnlagen in Kiel. Der Wohnungsmarkt ist im Vergleich zum übrigen Stadtgebiet angespannt, während das Miet-

und Kaufpreisniveau steigt. Durch die Nähe des Stadtteils zur Universität ist der Blücherplatz eine beliebte Wohnlage für Studierende. Aufgrund steigender Mietpreise ist der Anteil der Studierenden im Stadtteil jedoch rückläufig. Demgegenüber erlangen junge Familien wachsende Anteile in der Bewohnerstruktur. Zudem findet sich eine breite Basis älterer und ältester BewohnerInnen im Stadtteil (LANDESHAUPTSTADT KIEL 2016). Der Stadtteil weist eine geschlossene Blockrandbebauung in vier bis fünf Stockwerken auf. Hierunter findet sich ein hoher Anteil an Gründerzeitarchitektur. Die Baustruktur ist stark verdichtet. Lediglich einzelne, teils begrünte Plätze (Adolfplatz, Blücherplatz) sowie die boulevardartig angelegte Essmarchstraße lockern das Stadtbild auf. Grünanlagen finden sich in den angrenzenden Stadtteilen, hier vorwiegend in der exklusiven Wohnlage des Stadtteils Düsternbrook östlich des Blücherplatzes. Zusätzlich ist die Uferpromenade der Kieler Förde in eineinhalb Kilometer Entfernung östlich des Stadtteils fußläufig erreichbar.

Das *Dortmunder Kreuzviertel* befindet sich weniger als zwei Kilometer südwestlich des Dortmunder Stadtzentrums. Der Kernbereich des Kreuzviertels umfasst nach Auskunft des Amtes für Statistik Dortmund rund 4.300 Einwohner (2012). Darüber hinaus werden weitere Straßenzüge dem Kreuzviertel zugerechnet, welche sich über drei Unterbezirke erstrecken (Westfalenhalle, Südwestfriedhof und Tremonia). Der gewählte Fallstudienraum entspricht dieser erweiterten Abgrenzung. In der Summe ist hier von einer Bevölkerung von schätzungsweise 9.000 EinwohnerInnen auszugehen. Im Kernbereich des Kreuzviertels dominiert ein geschlossener Siedlungsbereich in Blockrandbebauung mit einem hohen Anteil viergeschossiger Gründerzeitarchitektur. In den angrenzenden Bezirken dominiert ebenfalls eine dichte Blockrandbebauung, die jedoch teils durch Grün- und Freiräumen aufgelockert wird (vgl. Grünräume *Abbildung 7*). Das Kreuzviertel gilt als Ausgeh- und ‚Szeneviertel‘ Dortmunds und weist eine hohe Dichte an Gastronomieangeboten auf, hierunter in gleichen Anteilen Cafés, Restaurants wie auch Bars. Auch findet sich ein zumeist inhabergeführtes Einzelhandelsangebot mit Mode- und Geschenkartikeln. Zugleich ist das Kreuzviertel eine beliebte Wohnlage und steht für ein städtisches Wohnen in Verbindung mit einer gehobenen Wohnqualität. Der Wohnungsmarkt ist angespannt und das Miet- und Kaufpreisniveau ist im Vergleich zum übrigen Stadtgebiet überdurchschnittlich hoch (STADT DORTMUND). Vereinzelt bieten Genossenschaftswohnungen ein moderates Preisniveau. Während das Kreuzviertel ehemals ein bevorzugter Wohnstandort für Studierende war, sind hier gegenwärtig vermehrt junge Familien zu finden. Der Schwerpunkt der Altersstruktur liegt nach Angaben des Amtes für Statistik Dortmund bei einem Alter von 30 bis 40 Jahren (2012). Daneben findet sich ein beachtlicher Anteil an älteren und ältesten EinwohnerInnen, die zumeist bereits über viele Jahre im Kreuzviertel leben.

Beide Fallstudienräume weisen nicht nur äußerst ähnliche funktionale, bauliche und sozialstrukturelle Merkmale auf, sondern ebenso eine ähnliche Ausstattung an Grünformen

und Grünräumen. Sowohl das Spektrum an Grün als auch die Lagebeziehungen der Grünangebote in Relation zum Untersuchungsraum zeigen ein vergleichbares Muster. Als eine erste Annäherung an die Analyse der Relevanz von Grün im städtischen Alltag listet Tabelle 6 verschiedene Grünformen sowie Grünräume auf, wie sie in der Erhebung als relevant hervortraten. Die hier thematisierten Grünformen und ‚grünen Orte‘ sind zudem in Abbildung 6 sowie in Abbildung 7 aufbauend auf Tabelle 6 numerisch gekennzeichnet.

Tabelle 6: Überblick relevanter Grünformen sowie relevanter grüner Orte

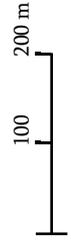
Mehrfach thematisierte Grünformen und Grüne Orte*	Dortmund Kreuzviertel	Kiel Blücherplatz
Bebauungsbezogenes Grün		
(1) Alleen / Boulevard	Große Heimstraße	Esmarchstraße
(2) Begrünte Straßenzüge / Vorgärten	insb. Arneckestraße	Düsternbrook
(3) Hinterhöfe	Div.	Div.
(4) Balkone, Gärten	Div.	Div.
(5) Blumenläden	Div.	Div.
Plätze und Promenden		
(6) Zentrale grüne Plätze	Vinckeplatz	Adolfplatz
(7) Platz des öffentlichen Lebens	Liebigstraße	Blücherplatz
(8) Promenade	Phoenixsee*	Kiellinie
(9) Konsumort	Liebigstraße	Holtenuer Straße
(10) Aussichtspunkt	Hohensyburg* Höchsten*	Diederichsenpark Orchideenwiese
Grünräume		
(11) Großflächige Grünfläche	Tremoniapark, Westfalenpark	Orchideenwiese
(12) Park mit Gartencharakter	Rombergpark**	Forstbaumschule
(13) Zentrumsnaher Stadtpark	Westpark	Schrevenpark*
(14) Kleingartenanlagen	Gildepark	Feldstraße
(15) Historischer Friedhof	Südwestfriedhof	Nordfriedhof
(16) Stadtwald	Bolmke	Düsternbrooker Gehölz
(17) Wald am Stadtrand	Bittermark**	Projensdorfer Gehölz**, Kanal**

* Siehe auch Abbildung 6 sowie Abbildung 7

** Diese Orte liegen außerhalb des Kartenausschnitts

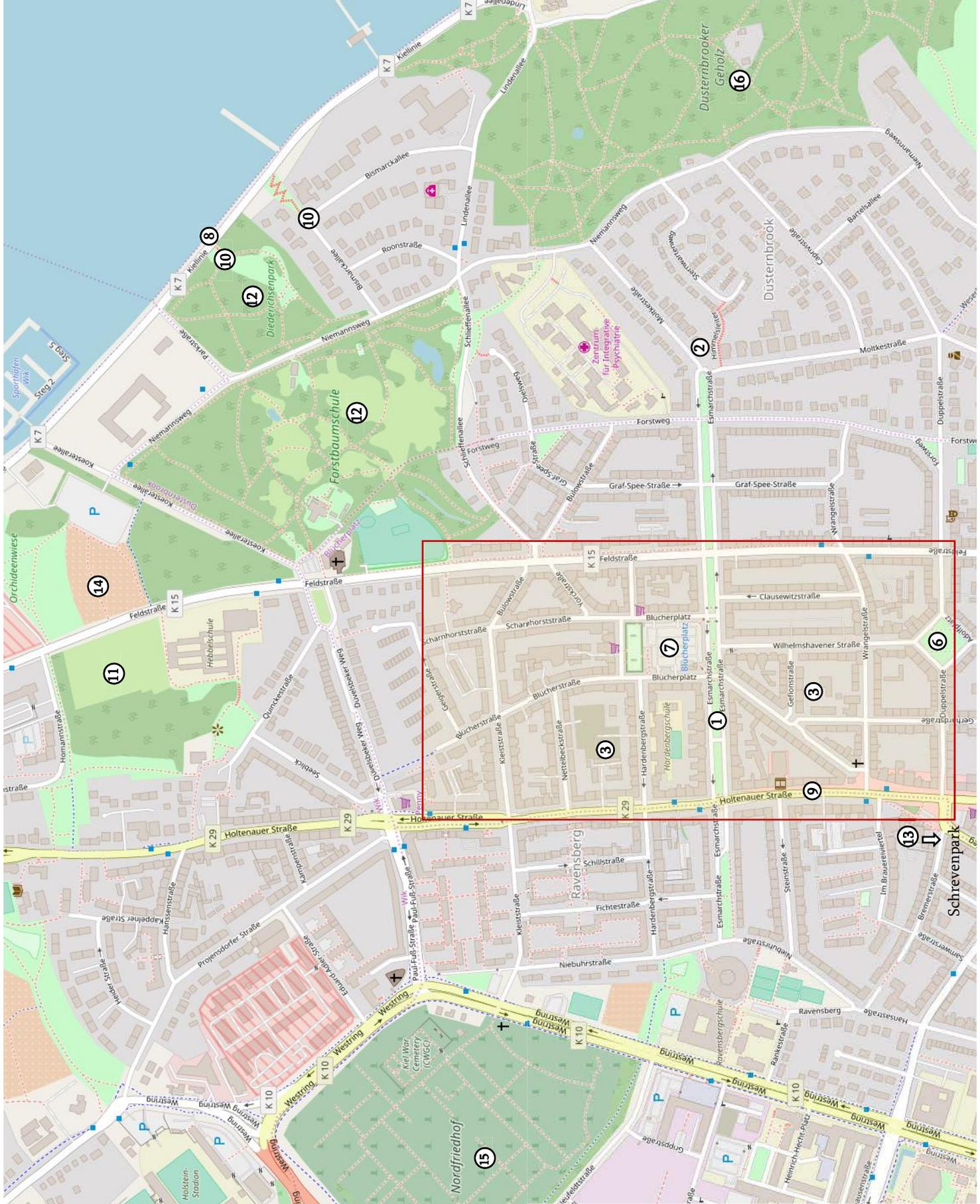
Quelle: Eigene Darstellung

Abbildung 6:
Übersichtskarte
Kiel Blücherplatz
und Umgebung



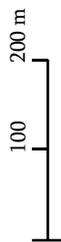
Legende

- Wohnhäuser
- Wald
- Park
- Wohngebiet
- öffentliche Grünfläche (Brt.)
- und Wiese
- Einkaufszentrum
- Industriegebiet
- Gewerbegebiet
- Heide
- See und Stausee
- Landwirtschaft
- Brachfläche
- Friedhof
- Kleingartenanlage
- Spielplatz
- Sportzentrum
- Naturschutzgebiet
- Militärgebiet
- Schule und Universität
- Hauptstraße
- Wald-, Feldweg
- Reitweg
- Radweg
- Fußweg
- Fallstudienraum



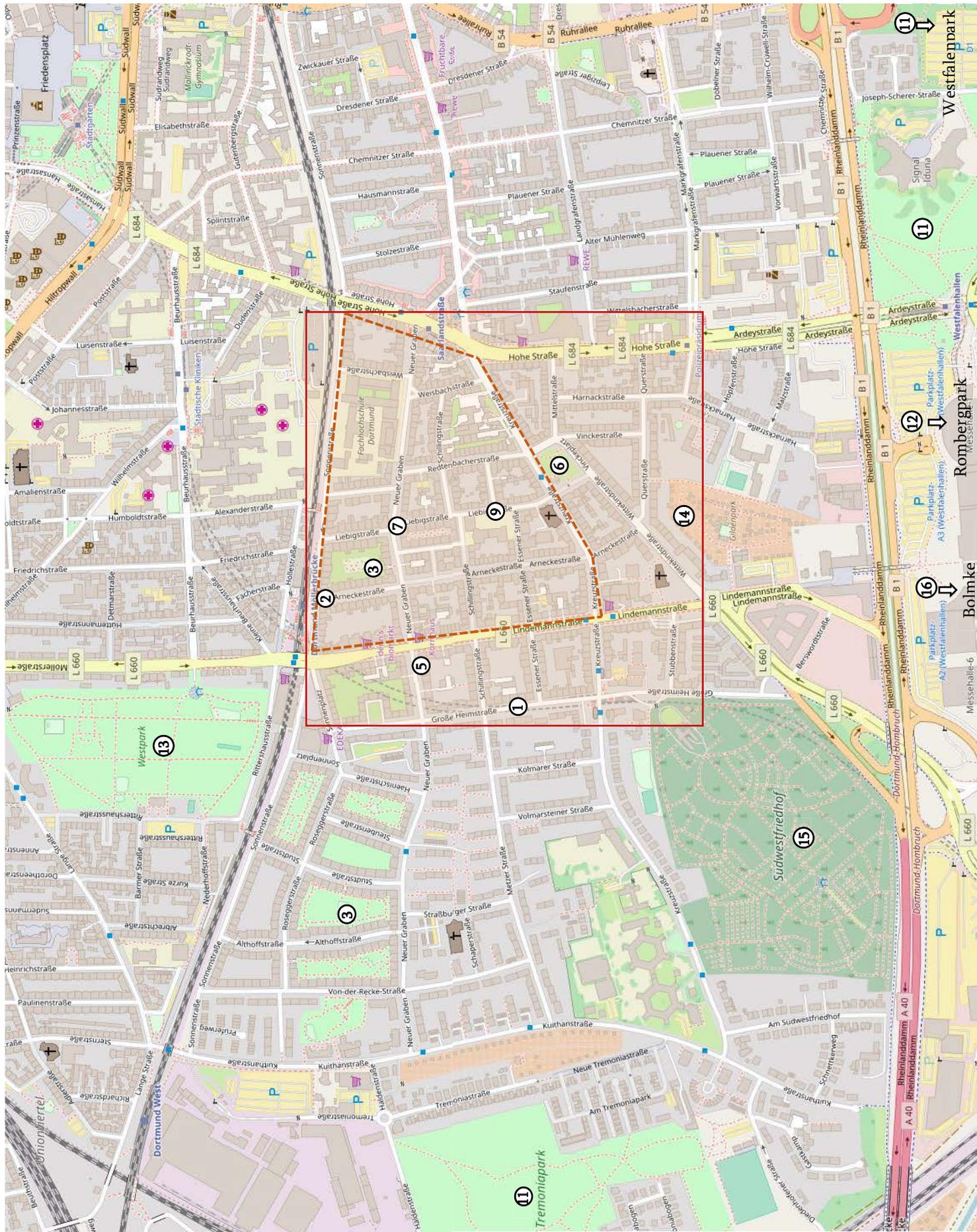
Quelle: Open Street Map

Abbildung 7:
Übersichtskarte
Dortmunder
Kreuzviertel
und Umgebung



Legende

- Wohnhäuser
- Wald
- Park
- Wohngebiet
- öffentliche Grünfläche (br.) und Wiese
- Einkaufszentrum
- Industriegebiet
- Gewerbegebiet
- Heide
- See und Stausee
- Landwirtschaft
- Brachfläche
- Friedhof
- Kleingartenanlage
- Spielfeld
- Sportzentrum
- Naturschutzgebiet
- Militärgebiet
- Schule und Universität
- Hauptstraße
- Wald-, Feldweg
- Reitweg
- Radweg
- Fußweg
- Eisenbahn
- Fallstudienraum
- Kernbereich
- Kreuzviertel



Quelle: Open Street Map

Stichprobe

Die Erhebung erfolgt in einer Stichprobe von 29 Interviews. Die Grundgesamtheit bilden alle BewohnerInnen beider Untersuchungsquartiere. Als BewohnerIn des Quartiers gilt, wer sich aufgrund seiner Wohnlage als dem Quartier zugehörig betrachtet. Tabelle 7 listet alle InterviewteilnehmerInnen auf.

Tabelle 7: Übersicht aller InterviewpartnerInnen

Name	Alter	Beruf	Name	Alter	Beruf
Sandra	23	Auszubildende Physiotherapie	Laura	28	Angestellte Stadtplanungsamt
Sabine	56	Historikerin, Stadtführerin	Nadine	28	Wiss. Beschäftigte Raumplanung
Lena	30	Lehrerin in Elternzeit	Frau Reinhard	45	Gerontologin, selbstständig
Anne	30	Germanistin, arbeitssuchend	Annika	22	Studentin Raumplanung
Klaus	65	Frührentner, Stadtkämmerer	Dennis	32	Angestellter Stadtplanungsamt
Sonja	51	Digitales Design / Künstlerin	Torben	35	Leitender Angestellter
Herr Heinrich	65	Rentner, Vertreter International	Herr Hartmann	48	Angestellter Wirtschaftsförderung
Ilka	35	Lehrerin in Elternzeit	Doreen	35	Journalistin in Elternzeit
Stefan	28	Berufssoldat	Frank	29	Baudezernent
Herr Gerber	85	Rentner	Herr Groß	37	Wirtschaftsingenieur
Sophia	26	Krankenpflegerin	Herr Diez	60	Verkäufer
Andre, Kristin	38/30	Bankkaufmann; Bankkauffrau	Frau Winter	56*	Psychologin, Psychotherapeutin
Frau Becker	50	Einzelhändlerin (Eigentümerin)	Herr Hauber	47	Journalist, selbstständig
Christoph	51	Drucker, arbeitssuchend	Herr Rademann	49	Lehrer Geschichte, Theologie
			Frau Dorevska	46	Lehrerin Russisch

* Angabe geschätzt

Quelle: Eigene Darstellung

Zur Rekrutierung der InterviewpartnerInnen wurde mittels Handzettel sowie über die Nutzung Neuer Medien auf das Forschungsvorhaben aufmerksam gemacht und Möglichkeiten zur Kontaktaufnahme angeboten. Hierüber konnten elf Kontakte hergestellt werden. Parallel wurden soziale Netzwerke zur gezielten Rekrutierung genutzt. Die Auswahl der InterviewteilnehmerInnen erfolgte zunächst als strategische Stichprobenziehung. Entlang soziodemographischer Merkmale wurden möglichst verschiedene soziale Gruppen in das Sample einbezogen, denn es macht „einen Unterschied, aus welcher Lebenssituation heraus bestimmte Aspekte der urbanen Stadt betrachtet werden. Was jeweils als urbane Qualität begriffen wird, hängt von der Lebenssituation ab und damit von den unterschiedlichen Interessen sozialer Gruppen“ (SIEBEL 1994, 9). Dabei werden die sozialen Gruppen pragmatisch über das Alter, das Geschlecht und den Beruf definiert. Diese Form der Differenzierung verschiedener Lebenssituationen diente jedoch lediglich als vorläufige Suchstrategie, die einer Auswahl weiterer Fälle nach inhaltlichen Kriterien untergeordnet ist (NOHL 2013, 39). Im weiteren Verlauf der Erhebung erfolgte die Auswahl von Personen quer zur strategischen Stichprobenziehung anhand inhaltlicher Erkenntnisse, die in wechselseitiger

Verschränkung von der Datenerhebung- und analyse spezifiziert wurden. Damit soll ausgeschlossen werden, dass Deutungsmuster entlang etablierter soziodemographisch bestimmter Gruppen reproduziert werden. Aus der Stichprobenziehung gehen die nachfolgend gelisteten Fälle hervor. Alle Namen wurden zwecks Anonymisierung geändert.

18. Methoden der Datenerhebung

Die Erhebung setzt bei dem Alltagsleben von StadtbewohnerInnen an. Anhand der von ihnen vollzogenen Praktiken werden Sinnsetzungen und Sinndeutungen erkennbar, aus denen Grün als soziale Wirklichkeit hervorgeht. Dieser Zusammenhang lässt sich in der Betrachtung alltäglicher Raumproduktionen operationalisieren. Zur Erhebung alltägliche Raumproduktion wiederum werden ethnographische Forschungsmethoden herangezogen, deren Anwendung im Folgenden zusammenfassend dargelegt sei.

18.1 Operationalisierung alltäglicher Raumproduktionen

Zur Operationalisierung der sinnhaften Aneignung von Grün im städtischen Alltag wird die Theorie der Produktion des Raumes nach LEFÈBVRE (1991) herangezogen (vgl. Kapitel 13). Anhand der drei Raumdimensionen lässt sich beschreiben, wie Grün als wahrnehmbare Materialität, gesellschaftliches Konzept sowie als Repräsentation des eigenen Erlebens in Erscheinung tritt, infolgedessen mit Sinn versehen und als soziale Wirklichkeit angeeignet wird (vgl. auch KÜHL 2016, 237ff.). Hierauf aufbauend werden drei Dimensionen der Hervorbringung von Grün im Kontext eines städtischen Alltags abgeleitet, die als Heuristik zur Rekonstruktion der Sinngeneese dienen. Jede dieser drei Dimensionen wird wie in Tabelle 8 dargestellt anhand sozialer Praktiken erhoben, in denen Grün in sinnhafter Weise aufgegriffen und reproduziert wird.

Tabelle 8: Operationalisierung/Erhebungsmethoden

Dimension nach Lefèbvre	Gegenstand	Grün in der Stadt als...	Erhebungsmethode
konzipierter Raum / Repräsentation des Raumes	Argumentations- praktiken	diskursiv hergestellte Konzeption	Leitfadeninterview
wahrgenommener Raum / Räumliche Praxis	Räumliche Praxis	sinnlich wahrgenommene materielle Lebensumwelt	Walking Interview
gelebter Raum / Räume der Repräsentation	Symbolisierungen	Vorstellungen und Zuschreibungen	Fotodokumentation

Quelle: Eigene Darstellung

Drei Dimensionen

Zur Erschließung des Einflusses *konzipierter Räume* bzw. *Repräsentationen des Raumes* auf die Genese von Grün als soziale Wirklichkeit wird herausgestellt, in welcher Weise in Argumentationspraktiken auf Repräsentationen des Raumes Bezug genommen wird. Letztere sind Momentaufnahmen stetiger Aushandlungen gesellschaftlicher Realitätsvorstellungen, aus denen objektivierende Konzepte von Grün hervorgehen. Sie definieren in einer objektivierenden und vielfach normativen Weise, was Grün ist und was es sein sollte. Die Bezugnahme auf Repräsentationen des Raumes spiegelt sich in Leitfadeninterviews wider, in denen die Interviewten ihr Tun argumentativ begründend oder logisch beschreibend darlegen. In ihren Argumentationen und Begründungen greifen die Interviewten auf Repräsentationen des Raumes als gesellschaftliche Übereinkünfte über Weltansichten und Rationalitäten zurück. Sie explizieren ein rationales Begründungswissen als Theorie über das eigene Handeln (BOHNSACK 2010, 194; vgl. auch Kapitel 10). Für die Rekonstruktion der Sinn-genese sind jedoch nicht die sachlichen Argumente von Interesse, sondern die Art und Weise, in der die Interviewten in Argumentationen und Begründungen auf gesellschaftliche Wahrheiten Bezug nehmen und wie Grün hierbei vorkommt. Die so vollzogenen Argumentationspraktiken legen offen, wie Grün als Gegenstand von Repräsentationen des Raumes in den Prozess der Hervorbringung sozialer Wirklichkeit einfließt.

Die Art und Weise, wie Grün als Gegenstand des *wahrgenommenen Raumes* aufgegriffen und reproduziert wird, zeigt sich in der *räumlichen Praxis*. Diese spiegelt sich in alltäglichen Praktiken in ihrer räumlichen Verortung wider. Hier zeigt sich, wie Grün über die Sinne vermittelt in Erscheinung tritt und als erfahrene Materialität zur Konstitution sozialer Wirklichkeit beiträgt. Die alltägliche sinnliche Auseinandersetzung mit Grün in räumlicher Praxis lässt sich mit Walking Interviews erschließen. In Walking Interviews werden Alltagspraktiken im räumlichen Kontext ihres Vollzugs nachempfunden und durch die Beforschten beschreibend dargelegt. Mit der Thematisierung von Praktiken in situ werden dabei reichhaltige Erzählungen und Beschreibungen bezüglich des alltäglichen Tuns erhoben. Hieraus lassen sich typische Wahrnehmungsweise von Grün ableiten. Auch ist der Umgang mit Grün nachvollziehbar, in dem es materiell reproduziert wird.

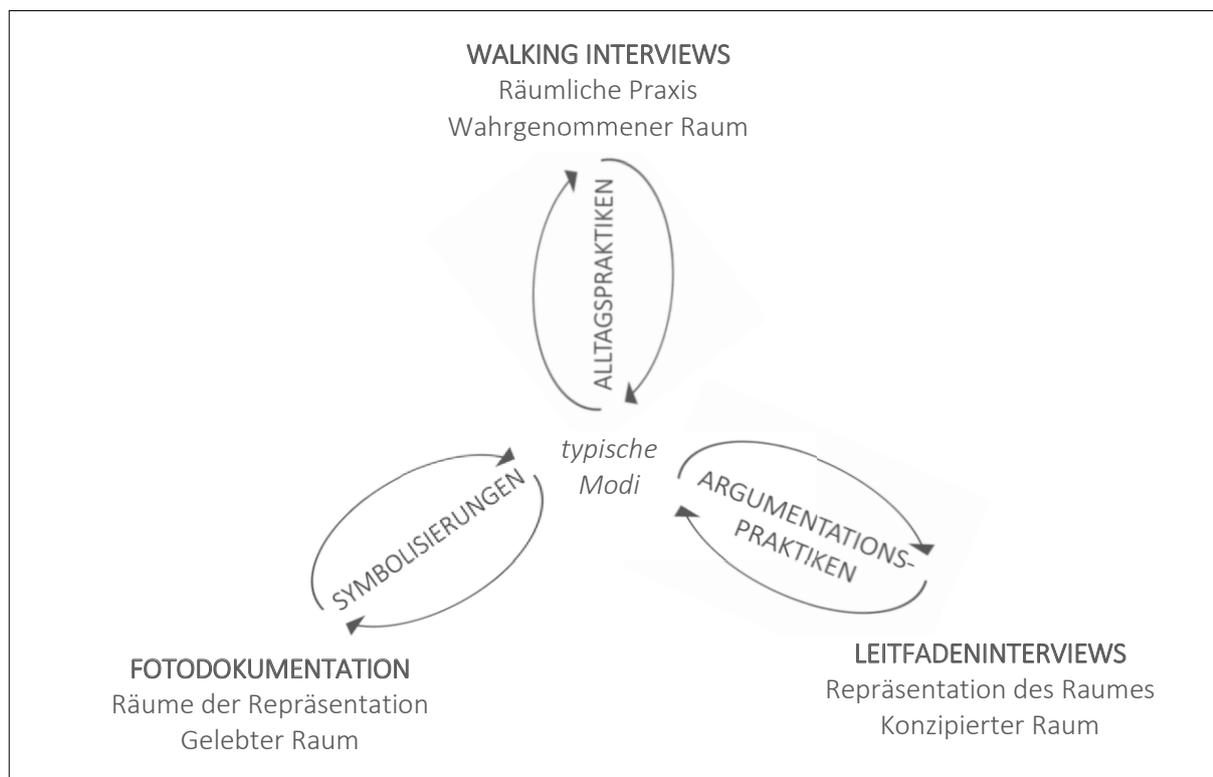
Während der Walking Interviews wird zugleich der *gelebte Raum* anhand der praktischen Herstellung von *Räume der Repräsentationen* nachvollzogen. Die Teilnehmenden werden gebeten, während des Walking Interviews mit einer Fotokamera ihre Perspektive auf die Umwelt fotografisch zu dokumentieren. Damit ist das Fotografieren eine soziale Praktik des Symbolisierens individuell zugeschriebener Bedeutsamkeiten. Mit der Auswahl von Fotomotiven und dem Akt des fotografischen Abbildens werden Räume der Repräsentation hervorgebracht, indem die abgebildeten Räume als Symbolisierungen der individuellen Er-

lebensweise der Umwelt dienen. Die Rekonstruktion der Herstellung der Fotomotive ermöglicht es zu verstehen, auf welche Weise die BildproduzentInnen die Umwelt erfahren und als sinnhaft erschließen. Hier zeigen sich anhand der spezifischen Bildordnung der Fotomotive sinnhaften Muster des gelebten Raumes.

Identifikation typischer Modi

Die beschriebenen drei Raumdimensionen strukturieren die Erhebung, indem jeder Dimension eine valide Erhebungsmethode zugewiesen wird, mit der sie schwerpunktmäßig erfasst wird. Diese Strukturen werden zugunsten der jeweiligen situativen Dynamiken innerhalb der praktischen Erhebung aufgeweicht. So können etwa auch in Leitfadeninterviews Alltagspraktiken thematisiert und Wahrnehmungsweise der Umwelt empirisch nachgezeichnet werden. Ebenso finden sich Symbolisierungen auch in den sprachlichen Ausführungen der Walking Interviews. Anhand der empirisch betrachteten Praktiken der Raumproduktion werden typische Modi abgeleitet, in denen Grün in einer spezifischen sinnhaften Weise aufgegriffen und angeeignet wird (vgl. Abbildung 8).

Abbildung 8: Hervorbringung sozialer Wirklichkeit in drei Dimensionen



Quelle: KÜHL 2017, S. 40 verändert

Hierzu erfolgt eine Analyse der drei Raumdimensionen in ihrer wechselseitigen Verschränkung, aus der die sinnhafte Aneignung von Grün hervorgeht. Die Geschehnisse im Leitfadeninterview, im Walking Interview wie auch das Fotografieren bilden soziale Praktiken, anhand derer sinnhafte Muster ihrer Ausübung rekonstruiert werden können. Angeleitet durch die Forscherin durchleben die Teilnehmenden in der Erhebung Situationen der Interaktion mit der alltäglichen Umwelt, die einer impliziten Logik des Agierens folgen (vgl. Kapitel 11). Entlang dieser impliziten Logik lässt sich rekonstruieren, wie Grün sinnhaft angeeignet wird. Genauer zeigt sich in der Art und Weise des Wahrnehmens von Räumen in räumlicher Praxis, des Konzipierens von Räumen in bestimmten Argumentationsweisen wie auch in der bedeutungsvollen Aneignung von Räumen in Praktiken des Symbolisierens, wie Räume alltäglich reproduziert werden und wie Grün dabei aufgegriffen und als sinnhaft angeeignet wird. Eben diese impliziten Logiken werden mithilfe der Erhebung sozialer Praktiken in ethnographisch orientierter Methoden empirisch greifbar.

18.2 Ethnographische Methoden raumbezogen angewandt

Um Sinnmuster sozialer Praktiken im Kontext des Urbanen nachzuvollziehen, sind ethnographisch fundierte Erhebungsmethoden dienlich. Sie ermöglichen es, Geschehnisse in ihren raum-zeitlichen Relationen eines städtischen Alltags zu betrachten und Praktiken alltäglicher Raumproduktionen in situ empirisch zugänglich zu machen. Hierzu erfolgt zunächst eine Aufarbeitung der ethnographischen Forschungslogik in der Betrachtung raumbezogener Kontexte sozialer Wirklichkeit, bevor hierauf aufbauend die Anwendung ethnographisch fundierter Walking Interviews dargelegt wird.

Forschungslogik der Ethnographie

Die Ethnographie ist eng verbunden mit der Denkweise der Phänomenologie und vereint verschiedene Methoden und Ansätze zu einer Methodologie als *Way of Seeing* (vgl. WOLCOTT 1999). Ein wesentlicher Gegenstand der Ethnographie ist die Erschließung fremder Lebenswelten, wie sie im Alltag als gegeben verinnerlicht werden. Eine naturalistisch orientierte Ethnographie möchte fremde Lebenswelten so authentisch wie möglich aus Sicht der Beforschten wiedergeben, indem die ForscherInnen an möglichst natürlich durchlebten Alltagssituationen beobachtend teilnehmen oder aktiv eingebunden sind (MÜLLER, 2012, 179). In einer konstruktivistischen Fortführung der Ethnographie wird der Anspruch aufgegeben, durch das Miterleben authentischer Alltagssituationen fremde Realitäten zu erschließen, da ein Verstehen fremder Lebenswelten stets an die Erfahrungskontexte der Forschenden gebunden ist und ein Verstehen des Fremden nur näherungsweise möglich ist (Hürde des Fremdverstehens nach SCHÜTZ 1974). Stattdessen hebt die konstruktivistisch

orientierte Ethnographie den Konstruktionscharakter der Erhebung fremder Wirklichkeiten hervor. Die Ethnographie kann es nicht leisten, subjektive Realität aufzudecken. Vielmehr würde Realität in der ethnographischen Erhebung selbst neu geschaffen (vgl. MÜLLER 2012, 181). Die Ethnographie kann es aber leisten, die Konstitution dieser Realitätsvorstellungen situativ zu reflektieren und entlang von Narrationen Sinndeutungen zu identifizieren, die diese Realitätsvorstellungen ausgestalten. Demnach würden Realitätsvorstellungen von Grün situativ in einem bestimmten raum-zeitlichen Kontext ihrer Genese betrachtet und für diesen Kontext thematisierter Geschehnisse rekonstruiert. So verstanden zeichnet die Ethnographie den Prozess der Sinn-genese in bestimmten sozialen Situationen nach. Ethnographie „is concerned to make sense of the actions and intentions of people as knowledgeable agents; indeed, more properly it attempts to make sense of their making sense of the events and opportunities confronting them in everyday life“ (LEY 1988; zitiert nach HERBERT 2000, 551). Dabei bleibt die Ethnographie nicht zwingend in der Rekonstruktion von Einzelfällen verhaftet. In der Betrachtung von Handlungs- und Wahrnehmungsweisen werden aggregierte Sinnzusammenhänge als sozial geteilte Ordnungsmuster sichtbar, wie sie etwa Angehörige von Milieus oder Szenen verbinden (BREIDENSTEIN et al. 2013, 42). So lassen sich typische Muster ausmachen, nach denen die soziale und dingliche Welt als sinnhaft erschlossen und reproduziert wird.

Methoden der Ethnographie

Um lebensweltliche Sinndeutungen zu erschließen, bedarf es einer Irritation des Vertrauten, indem das als gegeben Akzeptierte in Frage gestellt wird: „Ethnographers unearth what the group takes for granted, and thereby reveal the knowledge and meaning structures that provide the blueprint for social action.“ (HERBERT 2000, 551) Aufbauend auf Husserls (1913) Phänomenologie und den hiermit verbundenen Bestrebungen, zu den Dingen selbst zurückzukehren, ist es das Ziel der Ethnographie, die empirische Erschließung der sozialen, räumlichen wie materiellen Wirklichkeit nicht durch vorgefertigten Erwartungen zu versperren, sondern sich dem Wesen der Dinge neu zu öffnen (vgl. Kapitel 9). Zur Erfassung der Bedeutung von Grün im Alltäglichen gilt es demnach, sich in situ dem Umgang mit den Dingen auszusetzen (vgl. FRERS 2012, 214). Dabei strebt die Ethnographie einen offenen Forschungsprozess an, in dem die ForscherInnen sich der „gelebten Ordnung des Feldes“ (BREIDENSTEIN et al. 2013, 38) unterwerfen und die Methodik nach den situativen Gegebenheiten im Feld ausrichten. Hierzu bedarf es einer ausgeprägten Offenheit und Flexibilität in der Anwendung empirischer Methoden (BREIDENSTEIN et al. 2013, 39). In der Folge ist der Forschungsprozess ethnographischer Erhebungen experimentell geprägt. Dabei blickt die Ethnographie gleichermaßen auf das Gesagte und das Getane (HERBERT 2000, 552; „doings and sayings“ vgl. SCHATZKI 1996, 89).

Der Zugang zum Feld erfolgt typischerweise über eine teilnehmende Beobachtung. Die ForscherInnen nehmen an den Alltagspraktiken des Beforschten teil und bewegen sich mit ihnen auf einer Ebene, während die Beforschten ihre vertraute Umwelt reproduzieren (BREIDENSTEIN et al. 2013, 73). Indem die ForscherInnen in das Geschehen eingebunden sind, können alltägliche Praktiken im situativen Kontext beobachtet werden. Da Menschen im Alltag jedoch selten darlegen, was sie wie und warum gerade tun, was sie wie wahrnehmen oder empfinden, werden Beobachtungen durch Dialogsequenzen oder auch separate Interviews ergänzt (KUSENBACH 2008, 351). Während naturalistisch orientierte ethnographische Erhebungen einen langen Feldaufenthalt anstreben, um die Sinnenwelt des Beforschten zu verstehen, überwiegen in der konstruktivistischen Denkweise kürzere, fokussierte Erhebungen, mit denen Fragmente fremder Sinnwelten für einen ausgewählten Kontext rekonstruiert werden. Diese Beschränkung wird in einer fokussierten Ethnographie bewusst als Forschungsstrategie zur Komplexitätsreduktion im Feld eingesetzt (vgl. KNOBLAUCH 2001). In Verknüpfung ethnographischer Methoden mit einer praxistheoretischen Forschungsperspektive wird der Sinn, den Handlungen und Ereignisse oder auch Dinge und Räume für Menschen haben und den die Ethnographie zu entschlüsseln versucht, mittels Beobachtungen der Art und Weise des Tuns (und des Sagens) nachvollzogen (FRITZSCHE, WAGNER-WILLI 2013, 269). Folglich wird die Relevanz von Grün durch die Beobachtung der Art und Weise des Umgangs mit Grün in der situativen Interviewpraxis ermittelt.

Ethnographie und raumbezogene Fragestellungen

Ethnographische Methoden etablieren sich zunehmend in der Bearbeitung raumbezogener Fragestellungen, wie der empirischen Rekonstruktion gesellschaftlicher Raumverhältnisse (FRERS 2012; MÜLLER 2012; PINK 2012b). HERBERT (2000) betont hierzu:

„(...) ethnography is a uniquely useful method for uncovering the *processes* and *meanings* that undergird sociospatial life. Humans create their social and spatial worlds through processes that are symbolically encoded and thus made meaningful. Through enacting these meaningful processes, human agents reproduce and challenge macrological structures in the everyday of place-bound action. Because ethnography provides singular insight into these processes and meanings, it can most brightly illuminate the relationships between structure, agency and geographic context.“ (HERBERT 2000, 550)

Dabei gelingt mittels einer ethnographischen Erhebung sozialer Praktiken eine Annäherung an die Interrelationen von Raum, sozialen Akteuren und Gesellschaft. Durch die Teilhabe der Forschenden an räumlich verorteten Praktiken wird die Relevanz des Räumlichen in der Konstitution gesellschaftlicher Realitätsvorstellungen sichtbar. Anhand von Beobachtungen und Beschreibungen der Teilnehmenden spiegelt sich wider, wie sich soziale

Gruppen im Raum bewegen und sich mit Räumen auseinandersetzen, wie sie Räume definieren, sich zu eigen machen, besetzen oder durch ihr Tun (mit-)gestalten (HERBERT 2000, 551). Es zeigen sich Wechselbeziehungen zwischen Menschen oder soziale Gruppen untereinander und zu ihrer Umwelt (HERBERT 2000, 564). Dabei sind Räume und Orte ebenso wie Dinge immer schon mit Bedeutungen versehen, die aus Erfahrungen hervorgehen und das Erfahren strukturieren. „Meaning systems are, at least in part, locally specific and frequently intrinsic to a particular place; they are both place-bound and place-making.” (HERBERT 2000, 557) Dies gilt ebenso für Grün als raum-zeitlich verortbare Entitäten, die räumlich gebunden und raumkonstituierend sind. Anhand konkreter Geschehnisse zeigt sich, „how human practices of everyday life, performance and imagination are implicated in the production of both material and sensory realities and a phenomenological ‚sense of place“ (PINK 2008a, 178). Hierauf aufbauend eignen sich ethnographische Methoden in besonderer Weise, Praktiken in situ zu erschließen, in denen Grün sinnhaft angeeignet wird. Zugleich lassen sich Praktiken der sinnhaften Aneignung in Relation zu den raum-zeitlichen Kontexten der alltäglichen Umwelt betrachten, in denen ein Senses of Place konstituiert wird.

18.3 Walking Interviews

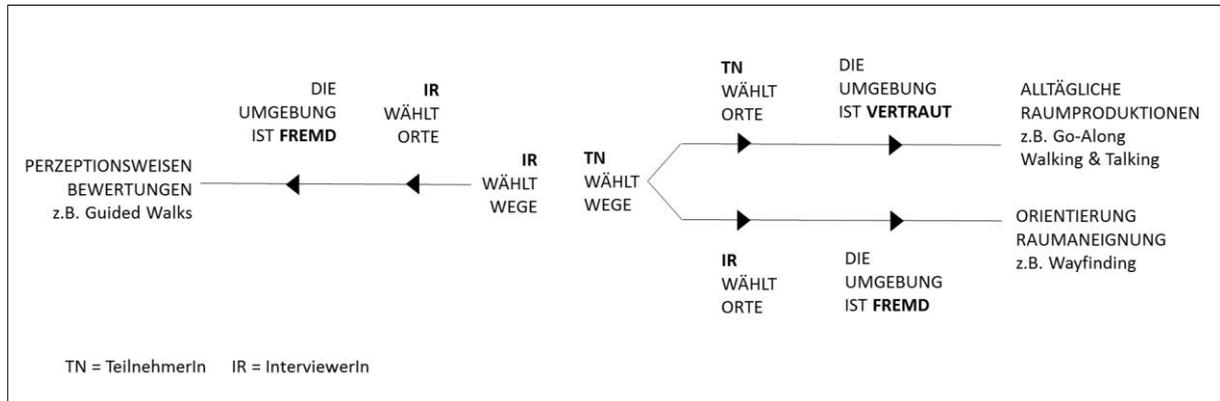
In der Erhebung von Praktiken kristallisiert sich ein Strang mobiler Methoden heraus (vgl. u.a. BÜSCHER et al. 2011; FINCHAM et al. 2010; HURDLEY, ZIELENIEC 2010; MERRIMAN 2013; RICKETTS HEIN et al. 2008). Hierunter finden sich auch Walking Interviews. Sie bieten die Möglichkeit, die Aneignung von Räumen in situ zu erheben (vgl. auch KÜHL 2017).

Systematik von Walking Interviews

Die Bezeichnung Walking Interviews vereint ethnographisch ausgerichtete Interviewformen, die im Gehen vollzogen werden. Sie bilden eine hybride Form aus teilnehmender Beobachtung und qualitativem Interview (EVANS, JONES 2011, 850). THIBAUD (2001) spricht auch von „*parcours commentés*“ im Sinne von Rundgängen, in denen die Teilnehmenden das im Gehen Vorgefundene kommentieren. Wenngleich Walking Interviews für raumbezogene Fragestellungen prädestiniert sind, etablieren sich Erhebungen ‚im Gehen‘ in der Geographie erst allmählich. Demgegenüber sind Walking Interviews in den Gesundheitswissenschaften (CARPIANO 2009; GARCIA et al. 2012; SALMON 2007; WALLERSTEIN, DURAN 2010), der Anthropologie (INGOLD, VERGUNST 2008) und den Sozialwissenschaften (JONES et al. 2008; KUSENBACH 2003; LEON, COHEN 2005; STALS et al. 2014) vergleichsweise verbreitet. In der Geographie werden Walking Interviews nur vereinzelt aufgegriffen (ANDERSON 2004; EVANS, JONES 2011; FELTZ 2002; HASSE 2002a; KAZIG, POPP 2011; MIDDLETON 2011).

Im Anwendungsfeld der Walking Interviews sind unterschiedlichste Verfahren und Forschungsthemen vertreten. Die Ansätze lassen sich, wie in Abbildung 9 dargestellt, entlang der Merkmale ‚vertraute Umgebung / fremde Umgebung‘ sowie ‚InterviewerInnen wählen die Route/Interviewte wählen die Route‘ systematisieren (vgl. EVANS, JONES 2011).

Abbildung 9: Formen von Walking Interviews



Quelle: Kühl 2017, S.38

Walking Interviews werden in einer den Interviewten fremden Umgebung angewandt, um Perzeptions- und Orientierungsweisen nachzuvollziehen, mittels derer Räume erschlossen werden. Hierbei folgen die Forschenden den Teilnehmenden, während diese die fremde Umgebung erschließen oder etwa einen vorgegebenen Ort findet (ARTHUR, PASSINI 1992; vgl. u.a. KAZIG, POPP 2011). Folgt die Erkundung von Räumen einer von den Interviewten vorgegebenen Route, ermöglicht dies eine Vergleichbarkeit der Wahrnehmungs- und Bewertungsweisen ausgewählter Orte und Wege (vgl. u.a. REED 2002). Mittels Erhebung in einer Umgebung, die den Teilnehmenden vertraut ist, werden demgegenüber alltäglich vollzogene Praktiken nachvollziehbar (vgl. u.a. KUSENBACH 2003; STALS et al. 2014).

Um alltägliche Raumproduktionen zu erheben, sind die Methoden Go-Along und Walking & Talking geeignet. Der ‚Go-Along‘ wurde durch KUSENBACH (2003) erprobt und meint „Situationen, in denen Feldforscher Informanten auf ‚natürlichen‘ Ausflügen (*outings*) begleiten und – durch Fragen, Zuhören und Beobachten – aktiv den Fluss ihrer Erfahrungen und Handlungen zu bereifen versuchen“ (KUSENBACH 2008, 352). Dabei zeigt sich, „wie Menschen ihre materiellen und sozialen Umwelten im täglichen Leben begreifen und benutzen“ (KUSENBACH 2008, 349 Herv. i. Org.). Im gemeinsamen Gehen von Forschenden und Beforschten durch die alltägliche Umwelt wird nachvollziehbar, wie die Interviewten Grün in bestimmten raum-zeitlichen Kontexten deuten, begreifen, benutzen und auf diese Weise als sinnhaft aneignen. Jedoch ist es konstruktivistisch betrachtet nicht möglich und sinnvoll, ‚authentische‘ Alltagspraktiken zu betrachten, da die Erhebung zwangsläufig neue

Konfigurationen sozialer Praktiken hervorbringt. Eine weniger verbreitete Abwandlung des Go-Along, das Walking & Talking, bietet hier eine valide Vorgehensweise (vgl. STALS et al. 2014). Während eines Walking & Talking begleiten die Forschenden die Interviewten nicht bei ‚natürlich‘ ausgeübten Praktiken, sondern die Interviewten führen die Forschenden entlang von Wegen und zu Orten, die für die Interviewten persönlich relevant sind. Praxistheoretisch gewandt, können somit Praktiken der Beforschten in situ erhoben werden. In Abgrenzung zum Go-Along lassen sich zudem Teilnehmende in die Erhebung einschließen, die sich nicht täglich zu Fuß bewegen oder die ihre Wege nicht oder nur teils im Viertel und damit in Laufdistanz zurücklegen.

Erkenntnisse durch Walking Interviews

Walking Interviews sind in einer phänomenologischen Methodologie verankert und damit für Fragen der Perzeption und Aneignung der dinglichen und sozialen Umwelt anwendbar (vgl. u.a. REED 2002; KUSENBACH 2003; ANDERSON 2004; CLARK, EMMEL 2010; DEGEN, ROSE 2012; JONES et al. 2008; LEON, COHEN 2005; THIBAUD 2001). Dabei erfolgen Walking Interview zumeist singular unter einem thematischen und räumlichen Fokus und ähneln damit einer fokussierten Ethnographie nach KNOBLAUCH (2001). Gleichermaßen dient die Fokussierung der Erhebung auf alltagsweltliche Erfahrungskontexte innerhalb zweier Fallstudienräume dazu, die sinnhafte Aneignung der alltäglichen Umwelt gerahmt von einem spezifischen raum-zeitlichen Kontext unter ausgewählten Aspekten nachzuvollziehen. Darüber hinaus eröffnen sich für einen praxistheoretischen Forschungskontext mehrere Ebenen zur Erschließung sinnhafter Aneignungen der alltäglichen Umwelt.

Betrachtet man soziale Praktiken nach SCHATZKI (1996, S. 89) als „nexus of doings and sayings“, sind soziale Praktiken gleichermaßen anhand der Art und Weise, wie etwas getan oder gesagt wird, rekonstruierbar. Walking Interviews ermöglichen ein Beobachten von „doings“ in situ, in denen Räume sinnhaft angeeignet werden. Der ‚Rundgang‘ kann etwa für die Teilnehmenden als Anlass zur Erläuterung von typischerweise vollzogenen Praktiken dienen (vgl. HITCHINGS 2012). Sind die Teilnehmenden angehalten, ihr Tun an den betrachteten Orten oder auf den betrachteten Wegen zu beschreiben, gelingen Einblicke in alltägliche Praktiken, in denen sich sinnhafte Muster des Agierens widerspiegeln. Jedoch wird das eigene Tun in der Alltagskommunikation selten expliziert, sodass die Beschreibung von Alltagspraktiken schwerfallen kann. Hier hilft es, das Tun in situ zu konkretisieren: „(...) we can re-experience our knowledge as we return to the places where we live them.“ (ANDERSON 2004, 260) Das Nachempfinden von Praktiken in situ erleichtert es, das Tun zu beschreiben und dabei Aspekte zu erinnern, die losgelöst vom Räumlich-Konkreten vergessen worden wären (vgl. EVANS, JONES 2011). So werden Handlungsweisen im unmittelbaren Kontext ihres Vollzugs für die Teilnehmenden beschreibbar (YI'EN 2014, 215).

Gleichzeitig ermöglichen die situativen Eindrücke der sozialen und materiellen Umwelt die Reflexion des eigenen Raumerfahrens. Walking Interviews „intentionally aim at capturing the stream of perception, emotions and interpretations that informants usually keep to themselves“ (KUSENBACH 2003, 464). Wird ein Ort unmittelbar erlebt, ist es leichter, sich über Gedanken, Empfindungen, Erinnerungen und Assoziationen auszutauschen, die mit diesem Ort verbunden werden (ANDERSON, JONES 2009; HITCHINGS, JONES 2004; RICKETTS HEIN et al. 2008). Insbesondere emotionale und affektive Eindrücke, die losgelöst von dem Erfahrungskontext schwer zu verbalisieren sind, werden so leichter zugänglich (sensual ethnographie, vgl. u.a. ARANTES, RIEGER 2014; DAVIDSON, MILLIGAN 2004; DEGEN 2008; HOWES, CLASSEN 2013; MIDDLETON 2010; PINK 2012a; ROSE 2012).

Zugleich bilden Walking Interviews selbst soziale Praktiken, sodass auch die unmittelbar beobachteten Geschehnisse des Walking Interview als „doings“ und „sayings“ zu begreifen sind. In Gesprächen über die Geschehnisse zeigt sich, wie Menschen bestimmte Räume und Orte in welcher Weise wahrnehmen, wie sie im Raum interagieren und dabei ihre Umwelt erfahren. Auch ist erkennbar, inwiefern Menschen sich von ihrer Umwelt sinnlich angesprochen fühlen und welche Konsequenzen sich hieraus für die praktische und sinnhafte Aneignung ihrer Umwelt ergeben. Zudem erschließen sich Filterprozesse der Wahrnehmung entlang persönlicher Relevanzsetzungen. Ist es den Interviewten überlassen, welche Aspekte der Umwelt im Walking Interview aufgegriffen werden, zeigen sich entlang der Auswahl der Aspekte und in der Art ihrer Darlegung die Relevanzsetzungen der Interviewten in der Auseinandersetzung mit der Umwelt (KUSENBACH 2003, 466). Demnach wird ersichtlich, ob und inwiefern Grün den Interviewten im Alltagsverständnis präsent ist und in welchen Kontexten Grün thematisiert wird. Darüber hinaus können die Handlungs- und Wahrnehmungsweisen in Auseinandersetzung mit der Umwelt in Relation zur individuellen Disposition gesetzt werden. So lässt sich die Darlegung der Erfahrungsweisen der Umwelt in Abhängigkeit von überindividuellen Erfahrungskontexten, Geschmacksmustern oder Werthaltungen aufarbeiten (KUSENBACH 2003, 466).

Forschungspraktisch betrachtet trägt das gemeinsame Gehen zu einer entspannten, informellen Interviewsituation bei (EVANS, JONES 2011, 849f.). So kann sich der Dialog einer vertrauten Praxis einer Unterhaltung ‚im Spaziergehen‘ annähern, in der der Einfluss sozialer Erwünschtheit sinkt und ein ungezwungener Austausch begünstigt wird. Durch die vertraute Praktik werden die Teilnehmenden eher angeregt, ihr Tun und ihre Gedanken freier und spontaner zu beschreiben. Für eine umfassende Analyse von Erzählungen und Beschreibungen in Hinblick auf implizite Sinnmuster regen Walking Interviews zudem Praktiken des Beschreibens und Erzählens an, die sich in einen bestimmten räumlichen Kontext stellen lassen: „(...) a major advantage of using walking interviews (...) is their capacity to access people’s attitudes, feelings and knowledge about the environment in situ and

generate richer and more place-specific data.” (STALS et al. 2014, 2) Während des Gehens eröffnen Schauplätze, Situationen, Dinge und Geschehnisse eine stetige Stimulation für weitere Ausführungen der Teilnehmenden. So fördert der Wechsel der Settings eine hohe Interviewdynamik und Erzählpausen werden durch das Aufgreifen neuer Eindrücke der Umwelt überwunden. Dies trägt zu einem breiten Spektrum an Erzählinhalten bei, das die Perspektive der Beforschten umso facettenreicher abbildet. So generieren Walking Interviews reichhaltige Beiträge, in denen sich Wahrnehmungs- und Erlebensweisen der alltäglichen Umwelt facettenreich dokumentieren.

18.4 Fotos als Zugang zu Repräsentationen

Wenngleich jemand ein mentales Bild bestimmter Orte und Entitäten vor Augen haben mag, fällt es vielfach schwer zu beschreiben, wie diese Orte und Entitäten genau gesehen und verstanden werden. Dies gilt insbesondere für abstrakte Forschungsgegenstände wie Grün im städtischen Alltag. Welche Bedeutung Grün im alltäglichen Erleben der Umwelt zukommt, lässt sich nicht unmittelbar formulieren. Analog hierzu beschreibt auch LEFÈBVRE (1974), dass sich der erlebte Raum nur bedingt verbalisieren lässt (vgl. Kapitel 13.2). Um dennoch einen Zugang zu Grün als Gegenstand des alltäglichen Erlebens zu finden und somit den erlebten Raum empirisch zu erschließen, lässt sich auf einer bildhaften Ebene sozialer Wirklichkeit ansetzen. Dies gelingt mit fotografische Erhebungsverfahren, bei denen die Beforschten ihre Perspektive auf ihre Umwelt mittels Fotos festhalten. Das Fotografieren setzt kaum spezielle Fähigkeiten voraus und eröffnet einen unmittelbaren Zugang zu unterschiedlichen Akteursperspektiven (vgl. BOLTANSKI et al. 1981). Die Aufforderung an die Teilnehmenden, die eigene Perspektive anhand ausgewählter Fotomotive zu dokumentieren, aktiviert die Teilnehmenden, sich mit ihrer Umwelt auseinander zu setzen, indem sie ihr Erleben der Umwelt hinterfragen und mittels Fotoapparat Dinge und Orte entlang ihrer Relevanzsetzungen fokussieren. Die so erstellten Fotos bilden ein Medium zur Verständigung über das nicht unmittelbar Sag- bzw. Beschreibbare. Sie ermöglichen eine visuelle Demonstration der eigenen Perspektive auf die alltägliche Umwelt und bilden dabei Repräsentationen der persönlichen Wahrnehmungs- und Erlebensweise.

Motivwahl als sinnhafte Praxis

Praxistheoretisch gewandt richtet sich das Interesse auf die sozialen Praktiken des Fotografierens, in denen die Repräsentationen in sinnhafter Weise hervorgebracht werden (vgl. CRANG 1997, 359). So dokumentieren sich in den Fotos Praktiken des Abbildens. Indem die Teilnehmenden Fotos erstellen, wird die Beobachtung ihrer Beobachtungspraxis bzw. genauer die Art und Weise, wie sie ihre Umwelt sehen und verstehen, möglich. Mit dem

Fotografieren wird das Gesehene in einem „bedeutungsstiftenden Grundakt“ als etwas bestimmt (BOEHM 2014, 69). Diese Bestimmung erfolgt mithilfe des Fotos in Vermittlung zwischen den Materialitäten der Umwelt und deren visueller Erfassung. Dabei bildet das Foto ein materialisiertes⁵ quasi-authentisches Abbild des Erblickten, so wie es den Fotografierenden erscheint (ABEL 2013, 35). Jedoch reicht das im Foto zu Erblickende über das unmittelbar benennbare Abgebildete hinaus. Das quasi-authentische Abbild ist ein konstruiertes Sinnbild der Umwelt, das auf den sinnhaften Deutungen des Abbildenden basierend hergestellt wurde. Das Foto zeigt etwas und zeigt zugleich eine implizite Sinnhaftigkeit, die auf etwas anderes als auf das unmittelbar Abgebildete zurückgeht (BOEHM 2014, 70). Dieser Zusammenhang kann anhand der alltagsweltlichen Verwendung von Fotos verdeutlicht werden. Durch die Etablierung von Smartphones sind das Fotografieren wie auch versendete und veröffentlichte Fotos vielfach als Medium der Alltagskommunikation etabliert (vgl. DIJCK 2008). Dabei transportieren die versendeten oder veröffentlichten Fotos eine Botschaft. Um diese Botschaft zu formulieren, werden für den Bildinhalt visuelle Informationen und Konstellationen gewählt, die zum Vermitteln eben dieser Botschaft zentral sind. Die visuelle Inszenierung dieser Botschaft folgt also einem bestimmten Sinn, der sich im Bild rekonstruieren lässt. Entsprechend geht mit dem Fotografieren zugleich ein Ausdruck des eigenen Selbst- und Weltbildes einher, das sich im Abgebildeten wiederfinden lässt. In gleicher Weise entscheiden die Teilnehmenden der Walking Interviews in ihren sinnhaften Praktiken des Fotografierens, was (welcher Bildausschnitt, welche Subjekte und Objekte) wie (in welcher Situation, in welchem Moment, in welcher Perspektive etc.) abgebildet wird. Die Auswahl des Moments, des Motivs, des Bildausschnitts, der Perspektive, der Detailschärfe etc. entspringen der Abbildungspraxis des Bildproduzenten und damit impliziten Sinndeutungen, die die Bildproduzenten anleitet, das Foto in sinnhafter (angemessener, ästhetisch schöner, authentischer) Weise zu erzeugen. Hinzu kommt, dass die Teilnehmenden während der Erhebung unter den erstellten Fotografien treffliche Fotos auswählen. Damit erfolgt eine Autorisierung des Fotos gegenüber den ForscherInnen, wodurch die ausgewählten Fotos zu relevanten Fotos werden (PRZYBORSKI, WOHLRAB-SAHR 2014, 158). So entsteht ein Foto nicht zufällig, sondern in einer sinnhaften Praxis des Abbildens der eigenen Perspektive.

Die sinnhaften Praktiken des Abbildens wiederum lassen sich als Habitus-geleitet spezifizieren (vgl. BOURDIEU 1981a). Damit ist das Foto ein Produkt des Habitus der BildproduzentInnen. Wenn die Erstellung des Fotos vom Habitus geleitet ist, so dokumentiert sich der Habitus der BildproduzentInnen in der Auswahl des Abgebildeten (vgl. BOURDIEU

⁵ Die Betrachtung von Fotos als materialisiertes Abbild sozialer Wirklichkeit schließt sowohl haptisch vorliegende Fotos als auch Materialisierungen mittels Darstellung über Digitaltechniken wie Monitor oder Display mit ein.

1981b). Im Umkehrschluss lässt sich der Habitus im Bild rekonstruieren. (PRZYBORSKI, WOHLRAB-SAHR 2014, 161). Dabei wird das Abgebildete als Zeichen verstanden, in denen sich die Habitus-immanenten Systeme von Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsschemata, ästhetische Geschmackspräferenzen und klassenspezifische Eigenschaften dokumentieren (DIRKSMEIER 2007, 80). Fotos bilden demnach ein Dokument impliziter Sinnmuster des Bildproduzenten in seiner Konstruktion sozialer Wirklichkeit (DÖRNER 2013, 217). Anhand der (An-)Ordnung des Bildes lassen sich diese impliziten Sinnmuster des Bildproduzenten rekonstruieren, die den Fotografen zu eben dieser Form des Abbildens veranlassten.

Erkenntnisgewinn mittels Fotos

Die Art und Weise, wie Grün in der Bildherstellung Relevanz beigemessen wird, gibt Aufschluss darüber, in welcher Weise Grün in der Weltsicht der Fotografierenden Relevanz zukommt. Angewandt auf eine Erschließung der Relevanz von Grün als Entität des gelebten oder erlebten Raumes werden mithilfe von Fotografien Praktiken des Symbolisierens des individuellen Umwelterlebens empirisch zugänglich. Das im Foto Abgebildete wird in Praktiken des Symbolisierens als Repräsentation des Erlebens aufgegriffen. Damit bilden die zu erhebenden Bildinhalte Repräsentationen der individuellen Erlebensweise der Umwelt. Ob und wie Grün in Szene gesetzt wird, bildet ab, in welcher Weise Grün als Entität der alltäglichen Umwelt als Symbolisierung des individuellen Erlebens aufgegriffen wird. Zugleich regt der Akt des Fotografierens eine Verständigung über die Wahl des Motivs an, Auch lassen sich anhand der Motivwahl Deutungsweisen am Konkreten zu vertiefen (vgl. auch PRZYBORSKI, WOHLRAB-SAHR 2014, 152ff.). Zugleich werden mit der Motivwahl Erzählungen über Erlebnisse in Verknüpfung mit konkreten Orten und Entitäten angeregt, die ebenfalls aufzeigen, wie Grün erlebt wird und als Gegenstand von Räumen der Repräsentation vorkommt. Doch auch über die verbale Kommunikation hinaus erschließt sich im Bild immer auch, wie Orte durch Grün konstituiert werden. In der Praxis des Fotografierens konkretisiert sich die alltägliche Umwelt zu einem Motiv. Dieses Motiv hat einen Ort, sodass jedes Foto unweigerlich einen Ort abbildet. Der Ort des Bildes kann als sinnstiftendes Element des Bildes betrachte werden (DÖRNER 2013, 213). Da der fotografierte Ort innerhalb des Referenzsystems der Erfahrungen des Fotografierenden abgebildet wird, lässt die Art und Weise, wie ein Ort auf einem Bild dargestellt (inszeniert) wird, Rückschlüsse auf die sinnhafte Vorstellung von Orten aus der Sicht des Bildproduzenten zu. Der Ort des Fotos verleiht dem Abgebildeten einen Kontext, der von den FotografInnen gesetzt wird (DÖRNER 2013, 217). Auf diese Weise werden zugleich Phänomene wie Grün verortet und in einem für die Bildproduzenten relevanten Kontext dargestellt. Auch werden in der Abbildungspraxis, die in den Fotos sichtbar wird, Gemeinsamkeiten und Unterschiede der Deutung von Grün bildhaft nachvollziehbar.

18.5 Interviewpraxis

Die Datenerhebung vollzieht sich für jeden Erhebungsfall wie in Tabelle 9 schematisch dargestellt in drei aufeinander aufbauenden Schritten.

Tabelle 9: Ablauf der Erhebung

<i>[1] Ankündigung</i>	<i>[2] Leitfadeninterview</i>		<i>[3] Rundgang und Fotodokumentation</i>	
Rahmung: Persönliche Perspektive auf das Viertel, relevante Orte	Beschreibung des Viertels und des Alltagslebens	Stellungnahme bezüglich ,Grün in der Stadt‘	Erläuterung der Wahrnehmung der Umwelt	Dokumentation der eigenen Perspektive Erzählungen über Erlebnisse
	Argumentationspraktiken		Alltagspraktiken	Symbolisierungen

Quelle: Eigene Darstellung

[1] Ankündigung

Die Erhebung wird gegenüber den Teilnehmenden im Rahmen der Terminabsprache als ein Interview mit anschließendem Rundgang durch das Viertel angekündigt. Als Ziel des Interviews wird angegeben, die Perspektive der Teilnehmenden auf das Viertel ‚einfangen‘ zu wollen. Zudem wird angekündigt, dass individuell wichtige Orte im Viertel von Interesse sein werden. Vorgeschlagen werden Orte, die häufig ausgesucht werden, die besonders präsent sind oder mit denen die Teilnehmenden persönliche Erfahrungen und Erlebnisse verknüpfen. In dieser Ankündigung erfolgt kein Verweis auf ‚Grün‘ als Forschungsgegenstand, um zunächst ohne Suggestionen des Themas ‚Grün‘ erheben zu können, inwiefern Grün im Interview thematisch aufgegriffen und ihm Relevanz beigemessen wird.

[2] Leitfadeninterview

Die Erhebung beginnt mit einer leitfadengestützten Interviewsequenz, in der die Teilnehmenden beschreiben, was sie im Viertel wo und wie für gewöhnlich tun (Leitfaden s. Anhang 1). Auch werden sie gebeten, das Viertel zu charakterisieren. Hier lässt sich die Bedeutung von Grün innerhalb alltagsweltlicher Relevanzsetzungen nachvollziehen, ohne dass ‚Grün‘ im Interview als Gegenstand des Alltags suggeriert wird. Erst anschließend wird das Thema ‚Grün in der Stadt‘ eröffnet. Die Teilnehmenden beschreiben ihre Vorstellungen von Grün in der Stadt und nehmen Stellung zur allgemeinen und persönlichen Bedeutung von Grün in der Stadt. Sie bewerten das Grün in ihrer näheren Umgebung und beschreiben ihre Nutzungsgewohnheiten in Bezug auf Grün. Das Leitfadeninterview nimmt eine Dauer von 20 bis 30 Minuten in Anspruch, in Einzelfällen bis zu 45 Minuten.

[3] *Rundgang und Fotodokumentation*

Als zentrale Erhebung folgt im unmittelbaren Anschluss an das Leitfadeninterview das Walking Interview als ein gemeinsamer Rundgang durch das Viertel (Walking & Talking). Hierbei zeigen die Teilnehmenden der Interviewerin Orte, Wege und Dinge, die nach ihrem Ermessen relevant sind. Auch werden die Teilnehmenden gebeten, das Vorgefundene aus ihrer Sicht zu beschreiben, und Gedanken, Gefühle, Erinnerungen und Assoziationen darzulegen, die ihnen vor Ort ‚in den Sinn kommen‘ (s. Anhang 1). Auch sind die Teilnehmenden angehalten, ihren Blick auf das Viertel fotografisch zu dokumentieren.

In der Überleitung zu dem Walking Interview wird darauf hingewiesen, dass nun nicht nur Grün, sondern alle Aspekte des Alltagslebens Gegenstand des Gesprächs sein können. Mit dieser Überleitung werden die Teilnehmenden angeregt, Zusammenhänge des Alltags nach ihrem Ermessen zu thematisieren. Während des Rundgangs besteht der Anspruch, den Interviewverlauf so wenig wie möglich zu lenken, um die Selektivität der Wahrnehmung, die Themenwahl und die Art und Weise, wie Dinge thematisiert werden, nicht mehr als notwendig zu beeinflussen. Was wo wie thematisiert wird, ist somit möglichst den Relevanzsetzungen der Teilnehmenden überlassen. So zeigt sich in der Weise, wie Grün thematisiert bzw. nicht thematisiert wird, wie Grün gemäß den Relevanzsetzungen der Teilnehmenden im Alltag bedeutsam ist. Sofern die Teilnehmenden jedoch ‚Grün‘ auf weiten Strecken des Interviews nicht von selbst thematisieren, wird das Gespräch im späteren Verlauf auf ‚Grün‘ gelenkt. Zum einen stellt diese Lenkung sicher, dass jede Erhebung einen Beitrag zum Forschungsgegenstand ‚Grün‘ eröffnet. Zum anderen wird mit der Ansprache von ‚Grün‘ herausgestellt, ob Grün *nicht* thematisiert wurde, da es im Alltag nicht in das Bewusstsein tritt aber dennoch unterschwellig eine Relevanz innehat, oder aber da Grün explizit wie auch implizit keine Relevanz zukommt. Teils wurden die Interviews auch experimentell ausgestaltet. Wenn ein Interview nicht an Dynamik gewinnen wollte, wurde die Erhebung gezielt zu einem Gespräch abgewandelt. Dabei führt die Interviewerin, wenn auch unter Zurückhaltung und kontrolliert, aktiv ein Gespräch herbei und reagierte aktiv auf die Gesprächsbeiträge der Teilnehmenden. Damit konnten Ausführungen der Teilnehmenden angeregt werden, die über eine teils wortkarge Benennung und Bewertung von Entitäten der Umwelt hinausgingen. Diese Form der sozialen Interaktion sowie die Einflussnahme der Interviewführung auf die Interviewinhalte galt es im Rahmen der Analyse zu berücksichtigen (zur Forschungspraxis von Walking Interviews vgl. auch KÜHL 2017).

Der Rundgang dauerte je nach Engagement und Zeitbudget der Teilnehmenden 40 bis 150 Minuten. Die Leitfadeninterviews wie auch der Rundgang wurden mittels Diktiergerät aufgezeichnet und verschriftlicht. Je Interview wurden im Mittel drei bis vier Fotos erstellt. Somit stehen Textdokumente der Gespräche wie auch Fotos für die Analyse zur Verfügung.

19. Methoden der Datenanalyse

Um die sinnhaften Aneignung von Grün in sozialen Praktiken nachzuvollziehen, bietet die dokumentarische Methode eine strukturierte Vorgehensweise. Diese Methode lässt sich sowohl für die Analyse von Bildern (dokumentarische Bildinterpretation) als auch für Texte (dokumentarische Textinterpretation) anwenden (PRZYBORSKI, WOHLRAB-SAHR 2014, 284). Damit können die verschriftlichten Leitfadeninterviews und Walking Interviews sowie die erhobenen Fotos einer einheitlichen Methodologie folgend ausgewertet und in der Analyse zusammengeführt werden. Da die dokumentarische Methode in den Raumwissenschaften nicht etabliert ist, werden in Folgenden wesentliche Grundlagen der Methode dargelegt. Zudem wurden in der praktischen Verfahrensweise der dokumentarischen Analyse Modifikation vorgenommen, die im Folgenden aufgezeigt werden.

19.1 Rekonstruktion der Sinngeneese mittels dokumentarischer Methode

Die dokumentarische Methode wurde im Rahmen der Rekonstruktiven Sozialforschung nach BOHNSACK (2003) konzeptualisiert und methodenpraktisch insbesondere von PRZYBORSKI (2004) und NOHL (2012; 2013) aufgegriffen. Die Methodologie der dokumentarischen Methode baut auf die praxistheoretischen Argumentationen BOURDIEUS sowie den Entwurf einer Wissenssoziologie nach MANNHEIM auf und entwickelt diese zu einem Analysekonzept weiter (vgl. MEUSER 2007). Dem folgend kommen dem Konzept des Habitus sowie dem Begriff des atheoretischen Wissens eine Schlüsselrolle zu (vgl. Kapitel 11).

Konzeptualisierung der dokumentarischen Methode

Den Ausgangspunkt der dokumentarischen Methode stellt das Konzept des Habitus dar. Dieser leitet Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsweisen als sinnhafte Praktiken an, in denen soziale Wirklichkeit praktisch erschlossen und reproduziert wird (vgl. SCHÄFER 2013, 75). Um zu verstehen, wie Grün im städtischen Alltag sinnhaft angeeignet wird, ist demnach der Habitus als generatives Prinzip sinnvoller Praktiken aufzuschlüsseln. Wenn der Habitus sinnvolle Praktiken hervorbringt, so kommt der Habitus zugleich im Vollzug eben dieser zum Ausdruck (PRZYBORSKI, WOHLRAB-SAHR 2014, 281). Hieraus lassen sich habituspezifische Raumproduktionen im Umgang mit Grün ableiten.

Zur Erschließung der Sinnmuster sozialer Praktiken wird der praktische Sinn nach BOURDIEU mithilfe der der Wissenssoziologie MANNHEIMS konkretisiert (vgl. Kapitel 11). Hieraus resultiert ein komplexes Begriffsgefüge, in dem Begriffe teils synonym und teils zur Akzentuierung bestimmter Aspekte der Genese sozialer Wirklichkeit verwendet werden. Aufbauend auf MANNHEIM ist zu unterscheiden zwischen „der im Erleben verankerten Herstellung

von Wirklichkeit, dem handlungspraktischen Wissen einerseits, und kommunikativ generalisiertem Wissen, das uns in der Regel in begrifflich expliziter Form zur Verfügung steht, andererseits.“ (PRZYBORSKI, WOHLRAB-SAHR 2014, 281) Konkret benennt MANNHEIM (1964; 1980) dabei, wie ein kommunikatives/theoretisches und ein konjunktives/atheoretisches Wissen (vgl. Kapitel 11.1). Das *kommunikative Wissen* umfasst gesellschaftlich objektivierte Sinnzuweisungen und gründet auf gesellschaftlichen Realitätsvorstellungen des Common Sense (vgl. BOHNSACK 2013, 180). Es wird in Argumentationen und Begründungen explizit gemacht und konstituiert sogenannte *Orientierungsschemata*, die das Tun nach gesellschaftlichen Regeln und Vorstellungen begründen. *Atheoretisches Wissen* wird im Umgang mit der sozialen und dinglichen Welt habituell als Erfahrungen angeeignet. (PRZYBORSKI, WOHLRAB-SAHR 2014, 284ff.). Das so angeeignete Wissen verdichtet sich zu sogenannten *Orientierungsrahmen*, an denen sich der Vollzug sozialer Praktiken ausrichtet (Bohnsack 2007: 230). Der Orientierungsrahmen entspricht in seiner Funktionsweise dem Habitus-Begriff als inkorporiert und implizit handlungsleitend und leitet gleichermaßen die sinnhafte Erschließung sozialer Wirklichkeit an. In der Anwendung der dokumentarischen Methode werden sowohl der Begriff des Habitus als auch der Begriff des Orientierungsrahmens verwendet. Die Erschließung beider erfolgt über die Rekonstruktion sinnhafter Muster sozialer Praktiken, die sich in der Regelmäßigkeit ihres Vollzugs dokumentieren. In der impliziten Logik des Tuns als *Modus Operandi* oder kurz *Modus*, zeigt sich, wie soziale Wirklichkeit gemäß einem Orientierungsrahmen bzw. eines Habitus praktisch hervorgebracht und reproduziert wird und wie Grün dabei vorkommt (BOHNSACK 2010, 194). Da Praktiken immer auch soziale Praktiken sind, lassen sich überindividuelle Muster der Sinngenease als typische Modi abstrahieren.

Über die Identifikation typischer Sinnmuster hinaus strebt die dokumentarische Methode die Rekonstruktion der Habitus-Genese an (vgl. MEUSER 2007). Im Rahmen des angestrebten Erkenntnisinteresses konzentriert sich die Analyse jedoch auf die Rekonstruktion typischer generativer Muster des Habitus. Mit der Kopplung der Wissenssoziologie Mannheims an das Habitus-Konzept lassen sich Formen eines ‚*grünen Habitus*‘ anhand vergleichbarer Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsweisen in Bezug auf Grün identifizieren. Diese Ausprägungen eines grünen Habitus treten empirisch in typische Formen des Umgangs mit Grün hervor. Dabei sind die Interrelationen zwischen sozialen Praktiken und der alltäglichen Umwelt von besonderem Interesse, da aus ihnen sinnhafte Aneignungen von Grün hervorgehen. Durch eine Rekonstruktion typischer Modi zeigt sich, wie Grün als Entität der alltäglichen Umwelt wie auch als konstitutives Element für bedeutsame Orte gemäß dem Habitus sinnhaft aufgegriffen und reproduziert wird. Der Heuristik sozialer Raumproduktionen nach LEFÈBVRE folgend, richtet sich der Analysefokus auf die Rekonstruktion der sinnhaften Aneignung von Grün in der Synthese der Wahrnehmungsweise von Grün in

räumlicher Praxis, auf die Bezugnahme auf Grün als Symbolisierungen des individuellen Erlebens sowie auf das Heranziehen mentaler Konzepte von Grün in Argumentationspraktiken. In der Art und Weise des Vollzugs dieser Praktiken bilden sich typische Modi der Raumproduktion ab, die einen spezifischen grünen Habitus widerspiegeln.

Zugang

Die dokumentarische Textanalyse erschließt typische Muster der Sinnogenese anhand von sprachlichen Darlegungen. Dabei werden die Gesprächsbeiträge des Interviews als soziale Praktiken betrachtet. Von Interesse sind weniger die explizit mitgeteilten Interviewinhalte, sondern primär die implizite Regelmäßigkeit, mit der die Inhalte dargelegt werden (NOHL 2012, 6). Die Ausführungen im Interview geben Sachverhalte nicht ‚realitätsgetreu‘ wieder. Vielmehr bilden die Darlegungen im Interview bereits nach den Relevanzsetzungen des Subjekts aufbereitete und bewertete Realität ab (NOHL 2012, 23). Die Darlegungen sind durch die Interpretationsweise des Erlebten geformt, wie sie die Interviewten vornehmen. Diese Interpretationsweisen folgen der Disposition und dem Erfahrungsschatz der Interviewten. Geleitet von diesem Kontext wird Wirklichkeit im Interview auf eine spezifische Weise konstruiert, indem Sachverhalte den eigenen Relevanzsetzungen folgend selektiert, aufbereitet und bewertet und damit habitusspezifisch überformt erzählt werden (NOHL 2012, 23). Im Rahmen der dokumentarischen Textanalyse „wird die geschilderte Erfahrung als Dokument einer Orientierung rekonstruiert, die die geschilderte Erfahrung strukturiert“ (NOHL 2012, 2). Anhand der Schilderungen zeigt sich, in welchem Orientierungsrahmen eine Problemstellung bearbeitet wird und wie die Personen ihre Umwelt gemäß diesem Orientierungsrahmen (des Habitus) sehen und verstehen, wie also Sinn hergestellt, zugeschrieben bzw. konstruiert wird. Im Ergebnis zielt die dokumentarische Methode auf eine Typologie ab, in der die Variationsbereiche der rekonstruierten Orientierungen systematisiert und zum Zweck der Generalisierung typische Ausprägungen abstrahiert werden (KLEEMANN et al. 2013, 164f.). So gibt ein Typ Muster der Sinnogenese wieder, die auf einen vergleichbaren Orientierungsrahmen (resp. eines Habitus) schließen lassen. Hierauf aufbauend zeigt eine Typologie auf, wie Grün vor dem Hintergrund unterschiedlicher Orientierungsrahmen (resp. unterschiedlicher Ausprägungen eines grünen Habitus) in Praktiken der Raumproduktion als sinnhaft aufgegriffen und als soziale Wirklichkeit reproduziert wird (KLEEMANN et al. 2013, 168).

Analyseschritte der dokumentarischen Textinterpretation

Die dokumentarische Methode sieht einen schematischen Ablauf der Datenanalyse vor, der eine methodisch kontrollierte Vorgehensweise gewährleistet (KLEEMANN et al. 2013, 160).

Für die Rekonstruktion impliziter Sinnmuster der alltäglichen Umwelt bedarf es einer Modifikation der Analyse (vgl. (3.2) und (4) Tabelle 10), die im Folgenden zusammenfassend dargelegt wird.

Tabelle 10: Modifizierte dokumentarische Textanalyse

Stufe		Arbeitsschritte	
Formulierende Interpretation	(1.1)	Thematischer Verlauf	<input type="checkbox"/> Protokollierung des Themenverlaufs <input type="checkbox"/> Auswahl zu transkribierender Sequenzen
	(1.2)	Formulierende Feininterpretation	<input type="checkbox"/> Extraktion von Ober- und Unterthemen <input type="checkbox"/> Zusammenfassende Reformulierung
Reflektierende Interpretation	(2.1)	Formale Interpretation	<input type="checkbox"/> Textsortentrennung, Diskursverlauf
	(2.2)	Semantische Interpretation	<input type="checkbox"/> Identifikation von <i>Orientierungsrahmen</i> in komparativer Sequenzanalyse
Typenbildung	(3.1)	Sinngenetische Typenbildung	<input type="checkbox"/> Identifikation <i>typischer Orientierungsrahmen</i> durch kontrastierenden Fallvergleich
	(3.2)	Soziogenetische Typenbildung*	<input type="checkbox"/> Rekonstruktion der Genese typischer Orientierungsrahmen *
	(4)	Typische Raumproduktionen**	<input type="checkbox"/> Identifikation habitusspezifischer Raumproduktionen

* Dieser Analyseschritt entfällt

** Modifikation der dokumentarischen Methode zur Analyse raumbezogener Zusammenhänge

Quelle: Eigene Darstellung nach NOHL 2012, 39

Zunächst sieht es die dokumentarische Methode vor, dass in einer formulierenden Interpretation (1) der thematische Verlauf (1.1) des Interviews protokolliert und zusammenfassend paraphrasieren (1.2) wird, *was* auf der Ebene des kommunikativen Sinns mitgeteilt wurde (PRZYBORSKI, WOHLRAB-SAHR 2014, 293). Die Paraphrasierung dient der Reflexion des sachlichen Verständnisses des Gesagten und trägt dazu bei, das Textverständnis des Forschers transparent zu machen (PRZYBORSKI, WOHLRAB-SAHR 2014, 294). Hierauf aufbauend erfolgt in der reflektierenden Interpretation (2) die Rekonstruktion der Orientierungsrahmen. In der formalen Interpretation (2.1) wird anhand formaler Strukturen der Interaktion herausgestellt, *wie* die identifizierten Themen und Inhalte abgehandelt werden, welchen Mustern also die Herstellung von Sinnhaftigkeit folgt. Hierzu erfolgt eine Differenzierung der Textsorten nach SCHÜTZE (1987, 146f.) sowie der jeweiligen Diskursbewegungen im Gesprächsverlauf. Im Kontext dieser Arbeit ist die Textsortentrennung zentral für die Erkenntnisgewinnung. Sie unterscheiden sich anhand der Wissensformen, die in ihnen zum Ausdruck kommen. Zur Rekonstruktion konjunktiver Erfahrungsräume (3.2) bedarf es der

Erschließung des konjunktiven Erfahrungswissens, welches sich in Erzählungen über Erfahrungen abbildet, wie sie etwa in biographischen Interviews erhoben werden.

Im Rahmen der angestrebten Rekonstruktion von Ausprägungen eines ‚grüner Habitus‘ dient der Analyseschritt der Textsortentrennung hiervon abweichend der Identifikation sinnhafter Praktiken der Darlegung der individuellen Perspektive im Rahmen der Leitfadeninterviews und der Walking Interviews. Jede Textsorte benennt eine andere Art und Weise, Themen und Inhalte im Interview darzulegen, indem sie auf eine andere Referenz verweist, über die soziale Wirklichkeit hergestellt wird. Die anhand der Textsorte identifizierten Referenzen wiederum lassen sich mit den drei Raumdimensionen nach Lefèbvre konkretisieren, wie sie zuvor operationalisiert wurden (vgl. Kapitel 18.1). Tabelle 11 führt hierzu die Textsortentrennung mit der Operationalisierung zusammen.

Tabelle 11: Differenzierung der Erhebung nach Textsorten

<i>Textsorte</i>	<i>Erhebungsmethode</i>	<i>Raumdimension</i>	<i>Grün als Gegenstand von</i>
Erzählungen	Fotodokumentation	Räume der Repräsentation	Symbolisierungen
Beschreibungen	Walking Interview	Räumliche Praxis	Wahrnehmungsweisen
Argumentationen und Bewertungen	Leitfadeninterview	Konzipierter Raum	Rationale Konzepte

Quelle: Eigene Darstellung

Unterschieden werden Erzählungen, Beschreibungen, Argumentationen und Bewertungen. Erzählungen legen, basierend auf praktischen Erfahrungen, Handlungs- und Geschehensabläufe dar, die einen Anfang, ein Ende und einen zeitlichen Verlauf haben (NOHL 2012, 42). Beschreibungen beruhen auch auf Erfahrungen, geben jedoch wiederkehrende Aktivitäten und Darstellungen wieder (KLEEMANN et al 2013: 175). Argumentationen entsprechen den Um-zu-Motiven nach Schütz und umfassen rationale Rechtfertigungen eigener Handlungen sowie Äußerungen von Handlungsmotiven. Anhand von Bewertungen werden Stellungnahmen von eigenen oder fremden Handlungen betrachtet (vgl. NOHL 2012, 42). Im Folgenden werden Argumentationen und Bewertungen zusammengefasst, da beide Textsorten gleichermaßen einer Abwägung und eines Urteils bedürfen. Führt man nun die Textsorten mit den Praktiken der Raumproduktion zusammen, so gibt jede Textsorte eine andere soziale Praxis der Raumproduktion wieder. Diese Differenzierung ist analytischer Natur und kann selten trennscharf vorgenommen werden. Dennoch leistet sie eine Strukturierung der Datenanalyse.

- Die Leitfadeninterviews erschließen die Rolle des konzipierten Raumes in der alltagsweltlichen Sinn-genese. Dabei regen Leitfadeninterviews *Argumentationen* und *Bewertungen* an, die erkennen lassen, in welcher Weise in der Konstitution von Grün als sozialer Wirklichkeit auf rationale Konzepte Bezug genommen wird.
- Walking Interview dienen der Erhebung der räumlichen Praxis, in der die Umwelt sinnlich wahrgenommen wird. Dabei genieren Walking Interviews *Beschreibungen*, in denen sich die Wahrnehmungsweisen von Grün widerspiegeln.
- Zugleich werden durch das Walking Interview sowie durch die Auswahl von Fotomotiven während des Walking Interviews *Erzählungen* über Ereignisse an einem Ort stimuliert. In diesen Erzählungen zeigt sich, wie die Umwelt erlebt wird. Ebenso dokumentieren die Fotomotive, auf welche Weise die Umwelt erlebt wird.

Wenngleich die analytische Vorgehensweise modifiziert wird, folgt die Textanalyse weiterhin der Methodologie der dokumentarischen Methode. Hierauf aufbauend werden in der semantischen Interpretation (2.2) implizite Regelhaftigkeiten der kommunikativen Darlegung sozialer Wirklichkeit identifiziert. Anhand der impliziten Regelhaftigkeit, in der aufeinander folgenden Gesprächsbeiträge strukturiert sind, lässt sich der Orientierungsrahmen ableiten, an dem das Dargelegte ausgerichtet wird (Nohl 2013: 6). Hierzu gilt es, über „über eine Sequenz von (erzählten) Handlungen hinweg Kontinuitäten zu identifizieren“ (NOHL 2012, 45). Eine am Text identifizierte Regelhaftigkeit muss demnach innerhalb des Falls an weiteren Stellen verifiziert werden. PRZYBORSKI, WOHLRAB-SAHR (2014, 295) führen für die Analyse folgende Leitfragen zur Interpretation an:

- Was zeigt sich hier über den Fall? Welche Bestrebungen / welche Abgrenzungen sind in den Redezügen impliziert?
- Welches Prinzip, welcher Sinngehalt kann die Grundlage der Äußerung sein?
- Welches Prinzip kann mir verschiedene (thematisch) unterschiedliche Äußerungen als Ausdruck desselben ihnen zugrundeliegenden Sinnes verständlich machen?

Entlang dieser Fragen werden in einer komparativen Sequenzanalyse am Text Kontinuitäten (oder Homologien) herausgestellt. Anhand des Vergleichs unterschiedlicher Sequenzen innerhalb eines empirischen Falls und zwischen empirischen Fällen, anhand fiktiver Fälle sowie mit bereits herausgearbeiteten Typiken werden homologe Muster der Sinndeutung herausgestellt. Dabei lösen sich die Interpretationen durch den stetigen Vergleich vermehrt von den Relevanzsystemen der ForscherInnen und weichen so die Standortgebundenheit des Fremdverstehens auf (vgl. Kapitel 10.2 ; 11.1). Die *Sinngenetische Typenbildung* (3.1) stellt *generative Muster der Habitus* heraus. Hierzu werden fallspezifische Orientierungen mittels des Prinzips der minimalen und maximalen Kontrastierung zu typische Orientierungsrahmen zusammengefasst. Hierauf aufbauend zielt die *Soziogenetische Typenbildung*

(3.2) auf eine Rekonstruktion der sozialen Genese typischer Orientierungsrahmen ab. Unter der Zielsetzung dieser Arbeit schließt sich anstelle der Soziogenetischen Typenbildung eine thematische Erweiterung der Typologie an, in der *typische Raumproduktionen* (4) differenziert werden. Hier werden Orte herausgestellt, wie sie aus Raumproduktionen entlang der identifizierten ‚grünen Habitus‘ hervorgehen.

Die Analyse erfolgte zunächst in MAXQDA. Mit der Kodier- und Memofunktion von MAXQDA wurden die Arbeitsschritte der dokumentarischen Analyse strukturiert und transparent abgearbeitet (zum Vorgehen vgl. SANDER 2014). Hierauf aufbauend erfolgte der Entwurf einer Typologie durch Notizen in Papierform.

19.2 Dokumentarische Bildinterpretation

Bilder sind ein Abbild sozialer Wirklichkeit und werden zugleich in sinnhaften Praktiken hervorgebracht (vgl. Kapitel 18.4). Durch die Praktik des Erzeugens von Bildern werden Bilder zu Dokumenten von Sinnzuweisungen. In der Deutung des Bildes beginnt die Suche nach Anzeigern, die auf Subtexte oder Prätexte hinweisen, die außerhalb des Dargestellten liegen. Entlang dieser Anzeiger lässt sich identifizieren, was sich als implizite Sinnhaftigkeit „in der Offensichtlichkeit des Visuellen verborgen hat“ (BOEHM 2014, 72). Um sich dem impliziten Sinn zu nähern, schlägt die dokumentarische Bildinterpretation ein Verfahren vor, das vor der Ebene des sprachlich-expliziten, gesellschaftlich geteilten Sinnverstehens ansetzt und die Interpretation des Bildes entlang formal bestimmbarer Eigenschaften des Bildes intersubjektiv nachvollziehbar erarbeitet. Da sich die dokumentarische Bildinterpretation primär der Analyse sozialer Beziehungen von Akteuren widmet, bedarf es einer Modifikation dieser Analyse, mittels derer materielle Aspekte des Räumlichen in den Fokus gelangen. Mit Bezugnahme auf DÖRNER (2013) wird die Analyse wie in Tabelle 12 aufgeführt um einen topographischen und topologischen Analysefokus ergänzt. Während DÖRNER (2013) Praktiken der Bildverwendung als Analysegegenstand betrachtet, richtet sich hier das Erkenntnisinteresse auf die Praktiken der Bildherstellung. Die dokumentarische Bildanalyse begreift Bilder, aufbauend auf die semiotisch angeleitete Bildanalyse nach BOURDIEU (1981a), als Ausdruck sozialen Sinns. Sie ergänzt die Analyse jedoch die um eine strukturierte Aufschlüsselung der Ikonik des Bildes, die der Interpretation von Kunstgegenständen entliehen ist. Dabei trennt die dokumentarische Bildinterpretation in Analogie zur dokumentarischen Textinterpretation die Sachebene der Darstellung sozialer Wirklichkeit (formulierende Interpretation) von der Ebene der Genese sozialer Wirklichkeit (reflektierende Interpretation) (vgl. PRZYBORSKI, WOHLRAB-SAHR 2014, 149). Auf der Sachebene wird herausgestellt, *was* ein Bild zeigt. Hierzu werden in einer Bildbeschreibung

die Bildinhalte entlang der *vor-ikonographischen* und *ikonographischen Interpretation* nach PANOFKY (1975) herausgestellt (vgl. Tabelle 12).

Tabelle 12: Modifikation der dokumentarischen Bildinterpretation

Stufe		Arbeitsschritte			
Formulierende Interpretation	(1.1)	Vor-Ikonographische Interpretation	Beschreibung von Bildinhalten, insb. <i>Topgraphie</i> *	Bildvordergrund Bildmittelgrund Bildhintergrund	WAS ist zu sehen?
	(1.2)	Ikonographische Interpretation	Zuweisung immanenten Sinns	Identifikation von Common Sense Kategorien	
Reflektierende Interpretation	(2.1)	Formale Gesamtkomposition	Beschreibung der Modi der Bildherstellung	Planimetrie, Perspektivität szenische Choreographie <i>Topologie</i> *	WIE wird das Abgebildete herbeigeführt?
	(2.2)	Ikonologisch-ikonische Interpretation	Habitus-Rekonstruktion	Komparative Analyse der Bildkomposition <i>Reflexion der Bild-Orte</i> *	Welcher impliziten Logik folgt die Darstellung?

* Modifikationen der dokumentarischen Methode zur Analyse raumbezogener Zusammenhänge

Quelle: Eigene Darstellung nach BOHNSACK 2007, 2011

Demnach ist zu fragen, wie ein Bild ebendies gestaltet, was es zeigt. Diese Interpretation folgt der *ikonologischen* Interpretation nach IMDAHL (1996). Aufbauend auf IMDAHL lassen sich ein „*sehendes Sehen*“ in Abgrenzung zu dem „*wiedererkennenden Sehen*“ unterscheiden. Ein sehendes Sehen meint das formal erfassende Sehen, mit dem die formale Bildkomposition aufgenommen wird (BOHNSACK 2007, 78). Das wiedererkennende Sehen fügt die Bildinhalte anhand vertrauter Kategorisierungen des Common Sense zusammen und unterstellt dem Abgebildeten zudem bestimmte Handlungsmotive. So werden beispielsweise Konstellationen an Personen als Familienfeier wiedererkannt und als solches kategorisiert. Als Folge des wiederkehrenden Sehens treten stets Bildelemente selektiv hervor, während andere Inhalte überdeckt werden. Erst, wenn das wiederkehrende Sehen eingeklammert wird, kann sich der Blick auf implizite Sinnhaftigkeiten des Dargestellten öffnen. Dem folgend wird im ersten Analyseschritt der *vor-ikonographischen Interpretation (1.1)* als Pendant der formulierenden Interpretation der dokumentarischen Textinterpretation das wiederkehrende Sehen zunächst zurückgestellt (BOHNSACK 2007, 955).

Es erfolgt ausschließlich eine Beschreibung dessen, *was* dargestellt ist bzw. welche Entitäten erkennbar sind. Da das Forschungsinteresse dabei vorwiegend die Relation von Elementen der Stadtgestalt zum Gegenstand hat, erfolgt hier eine Fokussierung auf die *Topographie* des Bildes. Mit dieser Modifizierung erfolgt eine topographische Beschreibung sichtbarer Bildelemente, in denen etwa das Gelände, die Bodennutzungsformen, die Wuchsformen, erkennbare Gewässer und Bauwerke dargelegt werden. Damit wird zugleich aufgearbeitet, welche sichtbaren Eigenschaften eines Ortes sich im Foto zeigen. Die Beschreibung der Bildinhalte befremdet das vertraute wiedererkennende Sehen, Deuten und Verstehen des Abgebildeten. Das Bild fügt sich neu zusammen, womit sich der analytische Blick für Bildinhalte öffnet, die in einem wiedererkennenden Sehen verborgen blieben. Erst die *ikonografische Interpretation (1.2)* beschreibt Bildinhalte auf der Ebene des wiedererkennenden Sehens, indem Bildelemente zu typischen sozialen Situationen oder Kategorien zusammengefasst werden (BOHNSACK 2007, 960). Diese Kategorisierungen lassen sich nun jedoch in ihrer Konstruktion durch die Anordnung einzelner Bildelemente reflektieren. Eben dies geschieht mit der *reflektierenden Interpretation*. Hier wird der Modus Operandi der Herstellung der Bildinhalte aufgearbeitet, indem Muster des Abbildens als habituell geformte Ordnungsmuster identifiziert werden (vgl. BOHNSACK 2013). Durch die Rekonstruktion formaler Elemente der Bildherstellung als *Formale Gesamtkomposition (2.1)* wird hierzu die Ordnung des Bildes aufgeschlüsselt (BOHNSACK 2007, 955). Dabei steht die Frage im Vordergrund, wie der Eindruck herbeigeführt wird, der sich dem Betrachter des Fotos bietet. Hierzu entschlüsselt die *planimetrische Komposition*, wie ein Foto einen dreidimensionalen Eindruck erzeugt. Es werden Spannungsverhältnisse wie Symmetrien in der Flächengliederung sichtbar, worüber sich Positionierungen und Gewichtungen in der Bildherstellung ableiten. So gibt etwa die Gewichtung von Grün innerhalb der Fläche Hinweise auf die Relevanz, die der Abbildenden Grün als Gegenstand der Umwelt zuschreibt. Wird Grün etwa viel Raum eingeräumt, so wird Grün unter Umständen auch höher gewichtet als andere Entitäten der Umwelt. Eine Reflexion der *Perspektivität* des Fotos gibt Hinweise auf die weltanschauliche Perspektive des Bildproduzenten und wird in der Gestaltungsleistung des Bildproduzenten sichtbar: Welche Dinge, Personen oder Szenen geraten in den Fokus, welche werden marginalisiert? (BOHNSACK 2007, 961) Erschient Grün etwa lediglich am Rand, dient Grün eventuell als Rahmen einer Szene, jedoch nicht als zentraler Gegenstand? Wird Grün in einer bestimmten Form fokussiert, so bringt diese Form von Grün in besonderer Weise die Vorstellungen des Abbildenden zum Ausdruck. Auf diese Weise lassen sich Muster der Relevanzsetzung identifizieren, welche die Bedeutung von Grün aufzeigen. Daneben wird mithilfe der Differenzierung von *Schärfe - Unschärfe - Relationen* im Bild erkennbar, in welcher Weise Bildinhalte als sachlich oder stimmungshaft dargestellt werden. Während Unschärfe Objekte verschwimmen lässt und

Stimmungen oder Atmosphären erzeugt, dient die Scharfstellung der objekthaften Darstellung von Bildinhalten und damit primär einer sachlichen Darstellung (PRZYBORSKI, WOHLRAB-SAHR 2014, 345). So zeigt sich, ob Grün mit Gestimmtheiten verbunden wird, oder aber, ob Grün in seiner Objekthaftigkeit im Vordergrund steht. Zudem erfolgt aufbauend auf die zuvor erfolgte topographische Beschreibung der Bildelemente eine Analyse der Topologie, indem die Lagebeziehungen zwischen den erkennbaren Objekten wie Bauten und Grünelemente sowie ihre Verbindungen und Distanzen erkennbar werden. Hier zeigen sich Gewichtungen von Grün gegenüber anderen Entitäten der städtischen Umwelt sowie die Beziehung des Abbildenden zu den abgebildeten Grünelementen.

In der *ikonologisch-ikonischen Interpretation* schließlich werden die identifizierten Herstellungsformen des Bildes zusammengeführt und in einer komparativen Analyse auf den Habitus des Bildproduzenten geschlussfolgert (BOHNSACK 2011, 31). Durch eine systematische Variation der Bildkompositionen entlang empirischer Vergleichsfälle oder experimenteller Bildvariationen zeigt sich, wie das Bild auch anders hätte erzeugt werden können, sodass sich im Vergleich der Bildproduktion habitusspezifische Eigenschaften widerspiegeln (BOHNSACK 2007, 958). Dabei erfolgt aufbauend auf DÖRNER (2013) eine besondere Betrachtung der Orte des Bildes als sinnkonstituierend. Es wird herausgestellt, wie Phänomene verortet werden, wie durch den Ort des Bildes eine Kontextualisierung des Abgebildeten stattfindet und inwiefern der erkennbare Ort eine Repräsentation des Erlebens darstellt. Hierauf aufbauend werden die identifizierten Sinnmuster in der Erarbeitung typischer Modi der Raumproduktion mit der Analyse der Interviewpraktiken in der dokumentarischen Textanalyse zusammengeführt.

20. Reflexion der Forschungspraxis

Jeder Forschungsprozess folgt einer Eigendynamik, in der sich der theoretische Zugang, die Erhebung wie auch die Analyse in der Forschungspraxis zusammenfügen. In einer Reflexion der Erhebungs- und Analysepraxis zeigt sich, wie die Forschungserkenntnisse im Forschungsprozess konstituiert werden.

20.1 Place-Making als kollaborative Koproduktion sozialer Praktiken

Die Erforschung alltagsweltlicher Raumproduktionen ist ebenfalls eine Form der Raumproduktion, die sich in Interdependenz zur Forschungspraxis ausgestaltet. Zur Konkretisierung dieses Zusammenhangs lässt sich die Erhebung als Place-Making (vgl. Kapitel 15) betrach-

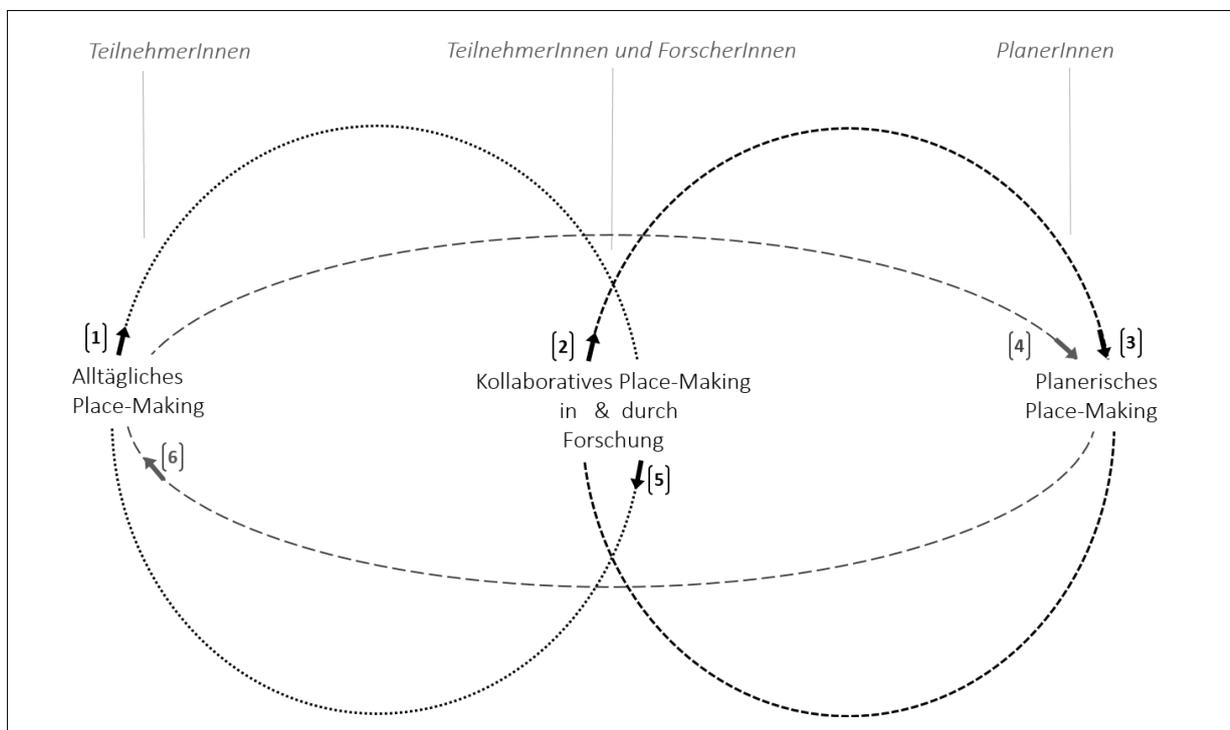
ten. Wie Abbildung 10 schematisch aufzeigt, ergeben sich verschiedenen Interdependenzen zwischen der Planung, den Beforschten und den Forschenden. Dabei verdeutlichen die Kreise die Beziehungen der genannten Akteure untereinander.

Generierung von kollaborativen Praktiken des Place-Making

Gegenstand der Erhebung sind Praktiken der Raumproduktion, in denen sich ein alltägliches Place-Making vollzieht (vgl. [1] in Abbildung 10). Führen die Forschenden ein Thema ein, können Aspekte im Interview eine Relevanz erlangen, die im Alltag keine oder nur unbewusst eine Rolle spielen. In der empirischen Erhebung dieser Arbeit wurde im Vorfeld des Walking Interview das Thema ‚Grün‘ explizit eingeführt und somit für den Verlauf des Interviews als Thema suggeriert. Auch die Thematisierung des städtischen Alltags suggerierte den Teilnehmenden, ganz bestimmte Aspekte ihrer sozialen Wirklichkeit darzulegen. Mit den Praktiken der Interviews wurden die Teilnehmenden angehalten, ihre Wahrnehmungsweise, Erfahrungen und Assoziationen zu reflektieren und verbal mitzuteilen. In ähnlicher Weise, wie es auch HITCHINGS (2012, 64f.) beschreibt, entwickelten die Teilnehmenden teils eine Begeisterung, ihre Sicht auf das Viertel dazulegen, oder sie fanden Freude daran, Grün in ihrer Nachbarschaft aufzuspüren und zu kommentieren. Zudem sahen sich Teilnehmenden durch die Erhebung veranlasst, ihr alltägliches Tun kritisch zu überdenken und diesen Prozess dem Forscher ‚lautdenkend‘ mitzuteilen. Die Forschende wiederum reagierte auf die Beiträge der Teilnehmenden und nahm sie im Interviewverlauf entsprechend ihres Erfahrungskontextes als Forscherin auf. Demnach erfolgte die Erhebung in sozialer Interaktion zwischen den Forschenden und den Beforschten und erlangte hier eine Eigendynamik: „(...) [S]ince in a conceptualization of place-making as a universal and constant human activity (and/or outcome of human practice) the researcher is not simply the embodied ethnographer who also exists in an intersubjective relation with her or his informants. Rather, the co-presence of researcher and research subject is itself inscribed on place-as-event as it is simultaneously experienced and constituted.” (PINK 2008a, 179) In der sozialen Interaktion konstituieren sich Orte situativ neu, indem die Forschenden und die Beforschten in ihren eingenommenen Rollen wechselseitig an dem Prozess des Place-Making teilnehmen und hierauf einwirken: „(...) place might be constituted similarly through a wider range of ‚shared‘ and multisensorial experiences and collaborative productions (between researcher and research participants) of (audio) visual ethnographic representations of urban contexts (...)” (PINK 2008b, 2) Aufgrund dieser Reaktivität beschreibt HITCHINGS (2013, 64) die Erhebung alltagsweltlicher Praktiken als *kollaborativen Prozess*, in dem die Praktiken der Teilnehmenden in sozialer Interaktion zwischen Forschenden und Teilnehmenden herausgearbeitet werden. PINK (2008a) spezifiziert ethnographische

Erhebungen als kollaborativen Prozess des Place-Making von Forschenden und der Beforschten und betont, dass ethnographisch erhobene Praktiken und Perspektiven des Raumerfahrens durch die Forschung herbeigeführte Praktiken und Perspektiven sind: „(...) by theorizing collaborative ethnographic methods as place-making practices we can generate understandings of both how people constitute urban environments through embodied and imaginative practices and how researchers become attended to and constitute ethnographic places.” (PINK 2008a, 176) Mit dieser Interaktion bildet die Erhebung ein kollaboratives Place-Making, in der die Forschenden und die Beforschten das alltägliche Tun wie auch die Erfahrungsweise der Umwelt im Zusammenwirken aufarbeiten (vgl. Abbildung 10). So werden Themen und Sichtweisen angeregt und unter dem Einfluss der Forschenden aufgearbeitet. Um die Konstruiertheit der auf diese Weise empirisch identifizierten Raumproduktionen in der Erhebungen hervorzuheben, schlägt PINK (2012b, 42) den Begriff der *Ethnographic Places* vor und meint damit Orte, die die Forschenden in deren ethnographischer Erforschung produzieren. Demnach sind auch die empirisch identifizierten Orte, an und mit denen Grün aufgegriffen wird, als ethnographische Orte zu verstehen, die kollaborativ im Forschungsprozess hervorgebracht werden.

Abbildung 10: Place-Making in Alltag, Forschung und Planung



Quelle: Eigene Darstellung

Modifikation von alltagsweltlichen Place-Making

Mit der Erforschung von Aspekten, die im Alltagsleben zumeist unhinterfragt bleiben, wie z.B. die Relevanz von Grün, können im Forschungsprozess neue oder zumindest bislang kaum reflektierte Sichtweisen angestoßen werden. Indem die Beforschten angeregt werden, über Grün in ihrer Umwelt nachzudenken, blicken diese mit einer Perspektive auf die Umwelt, welche durch die Forscherin eingebracht wurde. Sie nehmen die Umwelt in einer anderen Weise als im Alltäglichen wahr und erlangen hierdurch andere Erfahrungen bezüglich ihrer Umwelt. Je nachdem, in welcher Weise sich die Beforschten von einem Forschungsthema angesprochen fühlen und wie ihre persönlichen Relevanzsetzungen berührt werden, findet eine mehr oder minder starke Modifikation des Erfahrungsschatzes statt. Diese Erfahrungen leiten über die Erhebung hinaus zukünftige Praktiken des Place-Making an. So werden mit der Erhebung alltäglicher Praktiken des Place-Making diese zugleich verändert, indem sich der Erfahrungsschatz der Teilnehmenden und damit auch die Erfahrungsweise der Umwelt verändern (vgl. [5] in Abbildung 10). Während dieser Prozess vielfach implizit erfolgt, stellten Teilnehmende auch explizit heraus, bedingt durch das Interview eine neue Perspektive auf das Viertel einzunehmen. Hierzu ein Beispiel:

Frank richtet seine Aufmerksamkeit primär auf die harmonische und ästhetische Erscheinung der Architektur. Grün so sagt er, spielt für ihn keine Rolle. Während des Walking Interviews stößt ihn die Forscherin auf das Thema Grün. Infolgedessen bemerkt er, dass er sich nur in begrünten Straßen bewegt, während er Straßen ohne Grün meidet. Auch stellt er heraus, dass insbesondere die vorhandenen Bäume zu seinem Wohlbefinden beitragen. Dies war ihm bisher nicht explizit bewusst. Nun öffnet sich seine Wahrnehmung für eine bewusste Auseinandersetzung mit Grün.

I: Hier ist auf einmal nichts mehr mit Baumbestand oder Vorgärten.

Frank: Das stimmt.

I: Wie wirkt das auf dich?

Frank: (prustet) ÜberHAUPT nicht so attraktiv wie äh wie der ganze Rest. Ist mir auch noch nie so bewusst gewesen. Ich fahr hier auch immer nur mit'm Auto durch. Bin hier noch nie durchgelaufen.

I: Gehört nicht zu deiner STrecke?

Frank: NE. Wirklich nur Auto, fahr dann so runter, Parkplatz, fertich. Manchmal kotzt mich so'n Baum auch extrem an mal auf Deutsch gesagt, wenn die mir die äh die Vögel mir mein Auto vollscheißen. Jetzt mal ganz vulgär ja. .. Ähm aber wenn man jetzt so hier ist, wie du das sachst, der ganze Bereich da unten, da unten gehst du viel lieber durch. Allein schon vom jetztingen Eindruck her. Ich mein klar, jetzt komm wir auf ne viel befahrene Straße als der ganze Rest aber der ganze Bereich da unten wirkt irgendwie viel geschützter und man fühlt sich irgendwie besser .. Es ist wirklich so, das war mir nicht so bewusst, muss ich zugeben, dass das dass die Bäume auch wirklich so ne Wirkung auf mich haben für gutes Wohnen, hätt ich nicht gedacht. Danke.

Im späteren Verlauf des Interviews äußert sich Frank zum Parkplatzproblem im Viertel. Nun hat er eine veränderte Referenz in der Bewertung der Umwelt. Während Bäume zuvor als Stör- und

Kostenfaktor gehandelt wurden, führt er nun den Beitrag von Bäumen für das Wohlbefinden als Rechtfertigung des dezimierten Parkraums an.

Frank: [...] Das ist das einzige Problem. Hier eigentlich. Dass es schwierig ist mit Parkplätzen.

I: *[Deutet auf eine große Platane zwischen parkenden Autos]* Dazu tragen die großen Bäume sicherlich auch nicht bei.

Frank: Die sind sicherlich nicht förderlich aber .. ja aber für ein gutes Leben wiederum ganz gut, ne?!

Wie sich im Beispiel zeigt, können die Forschenden Sichtweisen über das Interview hinaus (gewollt oder ungewollt) prägen. Forschungsethisch betrachtet sollten die Forschenden diesen Einfluss auf die Meinungsbildung durch eine möglichst wertfreie Thematisierung des Forschungsgegenstandes bewusst geringhalten.

Verschneidung des Place-Making in Planung und Alltag

Wie die Beforschten eignen sich auch die Forschenden im kollaborativen Erhebungsprozess Erfahrungen an. Diese Erfahrungen bilden wissenschaftlich legitimierte Forschungserkenntnisse, die planerische Praktiken des Place-Making verändern können (vgl. [3] in Abbildung 10). Zudem wird das planerische Place-Making in Alltagspraktiken unmittelbar reproduziert, wie etwa über die Implementierung von Images (vgl. [4] in Abbildung 10). Das planerische Place-Making wiederum konstituiert die Materialitäten und Zuschreibungen der städtischen Umwelt, die in Praktiken des alltäglichen Place-Making aufgegriffen werden und diese so prägen (vgl. [6] in Abbildung 10).

Um Stadtentwicklungsprozesse an alltagsweltlichen Relevanzsetzungen auszurichten, wie sie sich innerhalb der empirisch erhobenen Praktiken des Place-Making abbilden, ist zu berücksichtigen, dass nicht ‚natürliche‘ Relevanzsetzungen eines alltäglichen Place-Making direkt in Praktiken der räumlichen Planung integriert werden. Alltagsweltliche Praktiken des Place-Making können ausschließlich über den Umweg kollaborativer Praktiken des Place-Making im Rahmen der Forschung zugänglich gemacht werden. Hier sind die durch kollaborative Praktiken des Place-Making in der Forschung identifizierten Relevanzsetzungen zugänglich, an denen sich die räumliche Planung orientieren kann (vgl. [2] in Abbildung 10). Diese kollaborative Wissensgenerierung in sozialer Interaktion zwischen den Forschenden und den Beforschten wiederum ist in Hinblick auf konstitutive Einflüsse der sozialen Interaktion zu reflektieren (vgl. u.a. HARAWAY 1988; ROSE 1997).

20.2 Interview als soziale Praktik

Ein Interview zu geben und über das eigene Tun zu sinnieren, ist wie jedes Tun, eine Praktik, die von den Teilnehmenden auf unterschiedliche Weise ausgeübt wird. Auch werden situative Kontexte auf unterschiedliche Weise aufgegriffen.

Situiertheit und Partialität der Erhebung

In der Empirie werden soziale Praktiken in einem bestimmten sozialen und raum-zeitlichen Kontext ermittelt. Während der Erhebung ‚im gemeinsamen Gehen‘ interagieren die Teilnehmenden mit Dingen und Menschen, die sie situativ vorfinden, indem sie auf sie Bezug nehmen (ANDERSON, JONES 2009; vgl. ELWOOD, MARTIN 2000; SIN 2003). Diese Situationen gehen aus der raum-zeitlichen Überlagerung von Menschen und Entitäten hervor und sind zugleich von der individuellen Gestimmtheit und atmosphärischen Qualitäten durchsetzt, die sich als flüchtiger Moment ergeben. Hinzu kommen situative Umstände, wie etwa der Umgang mit Stress und Zeitknappheit, die Einfluss auf das Interview haben. Infolge dieser dynamischen Kontexte sind soziale Praktiken als emergent zu begreifen und weder kontrollier- noch reproduzierbar. Sie fügen sich situativ immer neu zusammen und lassen zugleich etwas Neues entstehen, indem praktische Erfahrungen angeeignet werden. Das im Interview vollzogene Tun, die Darlegung der Alltagspraktiken sowie die Wahrnehmung der Umwelt, sind somit als improvisierte, situativ entstandene Praktiken zu betrachten. Doch folgt die Ausgestaltung dieser Praktiken trotz Improvisation verinnerlichten Handlungsweisen der Orientierungsrahmen, die situativ angepasst und durch neue Erfahrungen erweitert werden.

Praktisches Vermögen in der Interviewpraxis

In den Walking Interviews werden die Teilnehmenden angeregt, ihr Tun darzulegen und ihre Umwelt zu beschreiben (vgl. HITCHINGS 2012). Dieses Beschreiben erscheint unter Umständen ungewohnt und fällt Einzelnen schwer (LATHAM 2003, 2000). Die Teilnehmenden verfügen über unterschiedliche Erfahrungen und damit auch über unterschiedliche Ausprägungen eines praktischen Vermögens, in der Interviewsituation zu agieren und das eigene Alltagselben kommunikativ zu vermitteln. Dass die Darlegungen vielfach vage oder fragmentiert bleiben, liegt nicht zuletzt daran, dass das alltagsweltliche Denken ebenfalls von Vagheit, Widersprüchlichkeit und fragmentieren Sinneinheiten geprägt wird, die situativ zur Anwendung kommen (LATHAM 2003, 2001, 2005). Dennoch mag es mancher gewohnt sein, sich und das eigene Tun darzulegen, sich zu inszenieren oder Gedanken pointiert zu formulieren, während andere nicht über diese Routine verfügen. Demgegenüber fällt ihnen vielleicht gerade über sachliche Schilderungen hinaus die Formulierung von Gefühlen und affektiven Aspekten der Umwelt schwer. Doch auch dieses unterschiedliche

Vermögen zur Darlegung der eigenen Perspektive zeigt, in welcher Weise soziale Wirklichkeit alltäglich ausgeformt und reproduziert wird. Hierauf bezugnehmend besteht der Anspruch, anhand der im Interview beobachteten performativen Praktik der Darlegung der eigenen Perspektive die Facetten der sinnhaften Aneignung der Umwelt nachzuzeichnen (LATHAM 2003, 2007).

Positionalität und soziale Verortung

Die empirisch beobachteten Praktiken sind geprägt von sozialen Beziehungen in der Interviewsituation, die es zu reflektieren gilt. Die Erhebung bildet wie jede soziale Interaktion eine Performanz, in der eine Selbst- und Fremdverortung der involvierten sozialen Akteure erfolgt (LATHAM 2003, 2002). Die Forschenden und die Teilnehmenden positionieren sich in Relation zueinander und zu ihrer sozialen Umwelt, nehmen bestimmte Rollen ein und weisen dem Gegenüber Rollen zu (ELWOOD, MARTIN 2000, 652). Als Referenz dienen etwa Geschlechterrollen, der soziale Status oder die fachliche Expertise. Aus dieser Positionierung gehen Machtbeziehungen hervor, die die soziale Interaktion der Erhebungssituation und damit auch die Erkenntnisse beeinflussen. Zugleich werden während des Walking Interviews Orte mit unterschiedlichen Praktiken der sozialen Interaktion und unterschiedlichen Positionierungen verbunden. Wie die Teilnehmenden einen Ort deuten, hat einen Einfluss auf Art und Weise, wie sich Teilnehmenden positionieren und agieren (ELWOOD, MARTIN 2000, 655). In der Folge bilden sich in Abhängigkeit von dem Ort des Interviews und die hier stattfindenden Interaktionen spezifische sozialräumliche Relationen hervor. Auch zeigt sich, inwiefern Orte zum Ausdruck des Selbst aufgegriffen werden oder als Setting sozialer Beziehungen fungieren (ELWOOD, MARTIN 2000, 652) Dabei positionieren sich ForscherInnen und Teilnehmende bewusst oder auch unbewusst in Abhängigkeit ihrer eigenen Identitätskonstruktion und ihrer sozialen Rolle, die sie Orte und Entitäten in einer bestimmten Weise erfahren lassen (ELWOOD, MARTIN 2000, 654). In der durchgeführten Erhebung positionierten sich die Teilnehmenden zumeist, wie von der Forscherin angeleitet, als Vertraute ihres Viertels. In mehreren Fällen hoben die Teilnehmenden zudem fachliche Expertisen oder im Alltag erworbenen Kenntnisse in Fragen der Stadtentwicklung hervor, wodurch die Interviewbeiträge von Problematisierungen und Lösungsvorschlägen der Stadtentwicklung geprägt wurden. Die Mehrheit aller Darlegungen sind jedoch von der Rolle der Teilnehmenden geleitet, die sie im Alltag im Viertel einnehmen, wie insbesondere als Mutter jüngerer Kinder, als vielbeschäftigte Berufstätige, die ihre rare Freizeit im Viertel genießen, als Flaneur oder als Zugehörige eines Viertels, die vor Ort ihre soziale Verankerung leben und ausdrücken. Die Art und Weise, wie sich die Teilnehmenden gegenüber ‚ihren‘ Orten des Alltags positionieren, ist dabei zugleich auch Gegenstand der empirisch ermittelten Modi (vgl. Kapitel 22).

Im Rahmen der Walking Interviews wurde angestrebt, den Teilnehmern die Wahl der Orte, Wege und Entitäten, die sie gemäß ihren Relevanzsetzungen thematisierten möchten, zu überlassen. Dieses Sterben kollidierte teils mit den Erwartungen der Teilnehmenden, durch die Forscherin angeleitet zu werden. Die Forscherin erschien als Auftraggeberin, deren Interessen die Teilnehmenden zu erfüllen versuchten. Hierauf aufbauend strebten die Teilnehmenden danach, möglichst eindeutige Arbeitsanweisungen entgegenzunehmen und zu befolgen. Aufgrund dieser Erwartungshaltung waren die Teilnehmenden teils irritiert, wenn sie im Verlauf der Erhebung den Interviewverlauf selbst anleiten sollten. Um diese Irritation aufzulösen, stellten die Teilnehmenden wiederholt Fragen, die darauf abzielen, die Leitung der Erhebung auf die Forscherin zurück zu übertragen. Anstatt den eigenen Referenzen zu folgen, diente das Forschungsinteresse der Forscherin als Referenz zur Wahl der thematisierten Inhalte. Dadurch wurde die von den Teilnehmenden dargelegte Perspektive auf das Viertel, die es zu erheben galt, wesentlich durch das Forschungsinteresse der Forscherin geleitet. Dies war insbesondere der Fall, wenn ‚Grün‘ nicht explizit Gegenstand der Alltagswahrnehmung der Teilnehmenden war und infolgedessen Grün erst mit der Erhebung explizit in das Blickfeld rückt.

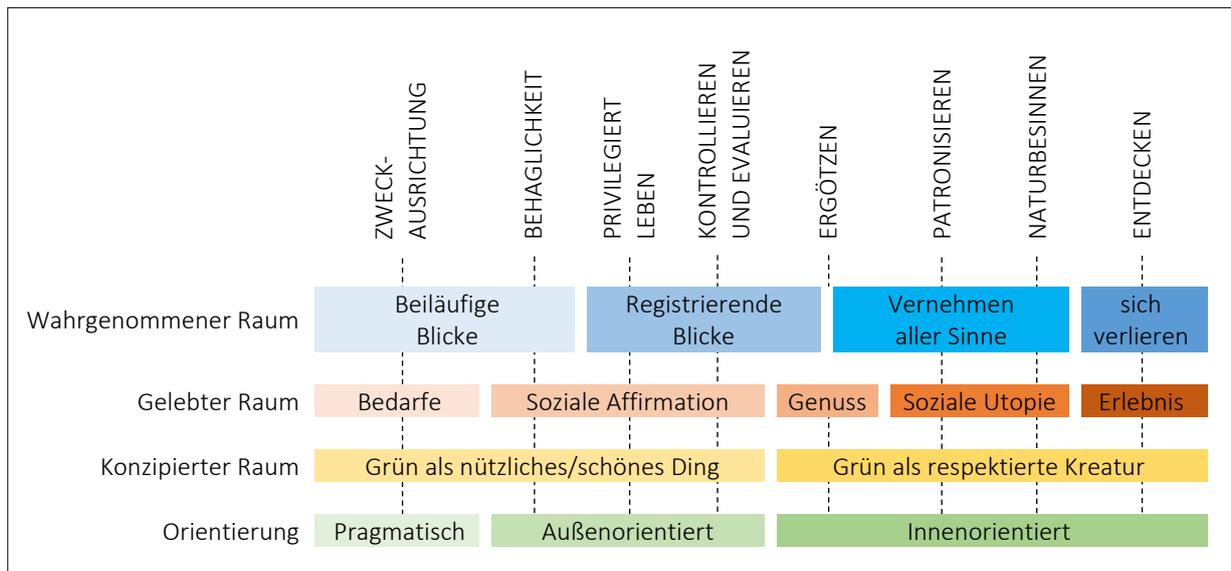
IX. EMPIRISCHE ERKENNTNISSE

Aufbauend auf den in Kapitel 18 und Kapitel 19 dargelegten Zugang können anhand der empirisch beobachteten Interviewpraktiken acht Modi der Raumproduktion ermittelt werden, in denen sich die sinnhafte Aneignung von Grün vollzieht. Hierunter zeichnen sich Ausprägungen ab, die sich Modi-übergreifend wiederfinden. Sie seien als grundlegende Ausrichtungen dargelegt, nach der sich die Genese sozialer Wirklichkeit vollzieht. Als Kern der Analyse folgt hierauf eine Aufarbeitung charakteristischer Muster der sinnhaften Aneignung von Grün gemäß unterschiedlicher Orientierungsrahmen bzw. unterschiedlicher Formen eines ‚grünen Habitus‘. Diese Aufarbeitung wird verknüpft mit einer Beschreibung von ‚grünen Orten‘, wie sie aus sozialen Praktiken als *kongruentes Raumerfahren* gemäß dem Habitus resultieren.

21. Grobstruktur typischer Modi

Die Beschreibung typischer Modi erfolgt dem Wesen einer Typologie nach idealisierend und partiell. Die Typologie stellt entlang expliziter Vergleichsdimensionen Charakteristika der Sinn-genese heraus und trägt auf diese Weise zu einem Verständnis unterschiedlicher Deutungsweisen bei. Dabei liegt den ermittelten Modi die Konzeption der Genese sozialer Wirklichkeit in sozialen Praktiken der Raumproduktion zugrunde. Demzufolge dienen die drei Dimensionen der Raumproduktion als Differenzmuster der Modi (vgl. Kapitel 13.3). Die Analyse betrachtet Grün als Gegenstand von Raumproduktionen, wie sie in der Erhebung in situ beobachtet und sprachlich sowie anhand von Fotos dokumentiert wurden (vgl. Kapitel 18.1). Nach einer phänomenologischen Argumentation erfolgt der Zugang zur sozialen Wirklichkeit über die Wahrnehmung aller Sinne, mit denen wir Menschen, Dinge und Geschehnisse für Wahr nehmen. Dem folgend wird der wahrgenommene Raum als Ausgangspunkt der Analyse gewählt. Einer praxistheoretischen Argumentation folgend werden Praktiken des Wahrnehmens als Wahrnehmungsweisen betrachtet, in denen Grün als soziale Wirklichkeit erschlossen wird. Diese wiederum stehen in Abhängigkeit zu der Art und Weise, wie Grün konzipiert und erlebt wird. In der vergleichenden Betrachtung des Wahrnehmens, des Erlebens und des Konzipierens von Grün bilden sich acht Modi der Raumproduktion ab. Abbildung 11 veranschaulicht die Grobstruktur der Modi, die im Folgenden dargelegt wird. Während hier zunächst eine Abstraktion wesentlicher Muster der Sinn-genese erfolgt, werden diese Muster in Kapitel 22 anhand konkreter Interviewsequenzen verdeutlicht und belegt.

Abbildung 11: Grobstruktur der empirisch identifizierten Modi



Quelle: Eigene Darstellung

21.1 Muster alltäglicher Raumproduktionen

In der analytischen Differenzierung der drei Dimensionen der Raumproduktion erweist sich das Spektrum sozialer Konzepte von Grün (konzipierter Raum / Repräsentationen des Raumes) weniger vielfältig als jenes der Wahrnehmungsweisen (wahrgenommener Raum / räumliche Praxis) sowie jenes des Erlebens von Grün (erlebter Raum / Räume der Repräsentation) (vgl. Abbildung 11).

Der *wahrgenommen Raum* geht aus vier Wahrnehmungsweisen hervor. So ist eine beiläufige Form der Wahrnehmung zu erkennen, in der die Umwelt weder im Allgemeinen noch Grün im Speziellen Beachtung findet. Diese gleichgültige Haltung gegenüber der Gestalt der Umwelt steht im Kontrast zu einer Wahrnehmungsweise, in der Grün als Entität der Umwelt aktiv sinnlich erfasst wird. Hier ist zusätzlich zu unterscheiden zwischen einer registrierenden Betrachtungsweise von Grün als Element des Stadtbildes und einer Interaktion mit Grün, die gezielt und bewusst danach strebt, Grün mit allen Sinnen wahrzunehmen. Zudem wird Grün als Umwelt wahrgenommen, in der man sich Eindrücken hingeben und sich in ihnen verlieren kann.

Der *gelebte oder erlebte Raum*, wie dieser als Repräsentation individueller Erfahrungen angeeignet wird, erweist sich als differenziert. Im Erleben von Grün wird dieses zu Möglichkeitsräumen synthetisiert, mit dem sich bestimmte Bedarfe erfüllen lassen. Auch ist Grün ein Anzeiger sozialer Umstände und schafft als solcher Orientierung für eine Selbst- und Fremdverortung im sozialen Raum. Hier hat Grün im Erleben etwas Bewahrendes oder

Schützendes inne und dient vorwiegend der sozialen Affirmation. Auch liefert Grün schmuckvolle Verzierungen, die im Alltag affektive Genüsse eröffnen. Daneben dient Grün als Kristallisationspunkt sozialer Utopien und aufregenden Eindrücke, in denen Naturnähe gelebt wird. Im Kontrast zu dem bewahrenden Charakter erscheint Grün hier als utopisch-schöpferisch für Anderes oder Neues. Zugleich bietet Grün ein Substrat für neue Erfahrungen und Erlebnisse.

In der Betrachtung des Einflusses sozialer Konzepte auf die Relevanz von Grün zeigt sich, dass trotz unterschiedlicher Wahrnehmungs- und Erlebensweisen soziale Konzepte von Grün geteilt werden. Dabei kristallisieren sich zwei grundlegende Differenzen im gesellschaftlichen Selbstverständnis von Grün heraus. So zeichnen sich in der Aufarbeitung des *konzipierten Raumes* zwei Orientierungen ab, nach denen Grün selbstverständlich als Dinglichkeit verstanden wird oder aber als lebende und zu respektierende Kreatur. Als Dinglichkeit konzipiert, wird Grün entsprechend allgemeiner gesellschaftlicher Konzepten von Ordnung, Schönheit und Funktionalität bewertet. Dabei ist das Vorhandensein von Grün nur legitim, wenn es diese Kriterien erfüllt. Dem folgend ist das Mensch-Umwelt-Verhältnis von einem anthropozentrierten Selbstverständnis geprägt, in dem der Mensch Grün schafft und gemäß eines Nutzens formt (vgl. Kapitel 5.2). Im Selbstverständnis von Grün als respektierte Kreatur wird Grün mit Natur in Verbindung gebracht. Als Kreatur konzipiert, bedarf Grün keiner weiteren Legitimation für sein Dasein, sondern wird anerkennend als schützenswert konzipiert. Hier folgt die Perspektive einem physiozentrischen bzw. genauer einem biozentrischen Naturverständnis (vgl. Kapitel 5.2). Demnach kommt Grün selbstverständlich Platz im Stadtraum zu, den es zu wahren oder auszuweiten gilt. Prägend für das Mensch-Umwelt-Verhältnis ist dabei, dass Grün mit Respekt, Neugierde und Faszination begegnet wird.

21.2 Modi-übergreifende Orientierungen

Innerhalb der Modi zeigen sich drei allgemeine Orientierungen, nach denen soziale Wirklichkeit konstruiert wird. Diese Orientierungen können als pragmatisch-bedarfsorientiert, innengeleitet sowie außengeleitet benannt werden (vgl. auch Abbildung 11).

Die *pragmatisch-bedarfsorientierte Orientierung* ist von Sachlichkeit geprägt. In der Interviewpraxis zeigt sich diese Orientierung in einer Darlegung von Zusammenhängen in sachlich-nüchternen Beschreibungen, die ohne Ausschweifungen als wesentlich erachtete Informationen vermitteln. Räume werden gemäß einem Zweck angeeignet. Im Mittelpunkt steht die Ausübung einer Tätigkeit, für die es eines angemessenen Kontextes bedarf. Dieser Kontext besteht zum einen in physischen Ausstattungsmerkmalen (Spielgeräte, Radwege,

Parkbänke, etc.), zum anderen in Nutzungszuweisungen und Reglementierungen, die legitime Nutzungen eröffnen. Dementsprechend wird auch Grün als zweckdienliche Dinglichkeit oder als Ort mit einer bestimmten Nutzungszuweisung betrachtet. Dabei richtet sich der Vollzug von Praktiken nach einer möglichst effizienten Erfüllung von Bedürfnissen.

Die empirisch identifizierten Formen der *innengeleiteten Orientierung (Innenorientierung)* wie auch der *außengeleiteten Orientierung (Außenorientierung)* lassen sich sozialisationstheoretisch in Anlehnung an RIESMAN (1950) spezifizieren (vgl. auch ABELS, KÖNIG 2010). RIESMAN differenziert in seiner Zeitdiagnose der Moderne drei Charaktertypen, die einander infolge sich wandelnder gesellschaftlicher Verhältnisse chronologisch ablösen. Er bezeichnet sie als Traditionsorientierung, Innenorientierung und Außenorientierung. Diese Charaktertypen arbeitet er für den kulturellen Kontext der amerikanischen Gesellschaft in der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert auf. Doch haben seine Beobachtungen auch losgelöst von diesem raum-zeitlichen Entstehungskontext einen Erklärungsgehalt für die identifizierten Ausprägungen. Dabei stehen, anders als bei Riesman, innen- und außengeleitete Orientierungen nebeneinander. Im Folgenden dienen die Charaktertypen nach Riesman als Konzepte, um Muster in der Orientierung sozialer Praktiken benennen zu können.

Menschen, die einer *Innenorientierung* folgen, richten ihr Tun danach aus, was ihrem Empfinden nach als gut, richtig oder wohltuend erscheint. RIESMAN beschreibt diese nach innen gerichtete Orientierung als einen inneren „seelischen Kompass“, der die individuell richtige Richtung vorgibt, während Abweichungen von der innerlich austarierten Richtung Unmut zur Folge haben (ABELS, KÖNIG 2010, 99). Doch sind auch die inneren Überzeugungen eines innengeleiteten Subjekts gesellschaftlich geprägt und damit ‚von außen‘ geformt. Allerdings werden geltende Wahrheiten und etablierte Handlungsmuster hinterfragt und man distanziert sich von Ausprägungen eines gesellschaftlichen Mainstreams. So zeichnet sich die Innenorientierung dadurch aus, dass das Tun Abwägungsprozessen folgt, die sich an bewusst gewählten ethischen, moralischen und normativen Maßstäben orientiert. Diese Maßstäbe gehen vorwiegend aus der Reflexion von Erfahrungen hervor. Es besteht das Bestreben, beobachtete Phänomene und Zusammenhänge zu ergreifen und zu verstehen. Damit konstituiert sich soziale Wirklichkeit in einer innengeleiteten Orientierung vermehrt anhand von Erlebnissen, die durch Reflexions- und Lernprozesse zu Erfahrungen synthetisiert werden. Mit LEFÈBVRE lässt sich hierzu schlussfolgern, dass in einer innengeleiteten Orientierung der erlebte Raum die Konstitution sozialer Wirklichkeit dominiert, was wiederum die Möglichkeit eröffnet, Räume anders zu denken als in etablierten Konzepten der gesellschaftlichen Mehrheit. Als Ausdruck dessen beziehen sich die Darlegungen im Interview häufiger auf Erfahrungen als auf allgemeine Wahrheiten und gesellschaftliche Objektivierungen. Vergleichsweise ausführliche Beschreibungen und Erzählungen vorangegangener Ereignisse dienen als Referenz für die eigene Sinndeutung

sowie der Legitimation der eigenen Wahrheit. Diese Handlungsweise wird von dem Streben begleitet, Konventionen zu hinterfragen und Individualität zu leben. Es wird nicht so agiert, wie es ‚alle tun‘, sondern wie es als gut empfunden wird und dem Wohlbefinden dienlich ist. In der so vollzogenen Abwägung hat das eigene Seelenleben und die innere Gefühlswelt einen hohen Stellenwert für die Ausrichtung sozialer Praktiken. Dies spiegelt sich in den Modi, die einer Innenorientierung folgen, in einer verstärkten Gefühlsbetontheit wider. So ist eine Innenorientierung mit dem bewussten Erleben sinnlicher Eindrücke der alltäglichen Umwelt verbunden. Die Empfindungen, die aus sinnlichen Eindrücken hervorgehen, werden bewusst gelebt, während gleichzeitig eine erhöhte Aufmerksamkeit für die innere Resonanz der Eindrücke besteht. In diesem Streben werden Orte und Entitäten, die zum Wohlbefinden beitragen, gezielt aufgegriffen. Es scheint, als folgten die Praktiken einer impliziten *Alltagsspiritualität* als Geisteshaltung, die danach strebt, im Umgang mit der sozialen und natürlichen Umwelt einen inneren Einklang zu wahren oder herzustellen. Diese spirituell orientierten Praktiken folgen keinem Dogma und sind in keinen institutionellen Rahmen eingebettet, sondern orientieren sich an eigenen Erfahrungen und verleiten dazu, Dinge zu tun, die guttun bzw. sich gut oder richtig anfühlen (zum Begriff der Spiritualität vgl. KNOBLAUCH 2005). Diese Alltagsspiritualität wird dabei nicht immer bewusst betrieben, sondern ist als innere Einstellung implizit sinnstiftend.

In den Modi, die einer *Außenorientierung* folgen, ist eine Vergewisserung über das soziale Umfeld sowie über die eigene soziale Position zentral. Das Tun ist geleitet von Bemühungen um eine soziale Verortung von sich und von anderen. Dabei besteht ein ausgeprägtes Bestreben nach einem sicheren sozialen Umfeld. Dieses Bestreben zeigen sich vor allem in einer genauen Beobachtung von Veränderungen im der baulichen und sozialen Umwelt. Dabei wird die soziale Umwelt anhand sozialer Kategorisierungen beschrieben und die physische Umwelt in Hinblick auf materielle Anzeiger sozialer Verhältnisse betrachtet und bewertet. Zugleich werden Praktiken vorwiegend nach allgemeinen gesellschaftlichen Wahrheiten, Anforderungen und Erwartungen ausgerichtet. Hier lässt sich vermuten, dass diese Ausrichtung des Tuns an allgemeingültigen Maßstäben der Vergewisserung dient, gemäß einer angestrebten sozialen Position angemessen zu agieren. Demnach richtet sich das Tun, wie es RIESMAN (1950) bildlich ausdrückt, nicht an einem inneren Kompass, sondern an einer Radaranlage aus (vgl. ABELS, KÖNIG 2010, 102). Man sagt und tut die Dinge so, wie es entsprechend der eigenen sozialen Referenzgruppe allgemein als gut, erstrebenswert oder richtig erachtet wird. Die Orientierung an anderen dient hier mutmaßlich als eine vereinfachende Maßgabe für die eigenen Praktiken (vgl. ABELS, KÖNIG 2010, 101). Als Hinweise hierauf gehen die empirisch beobachteten Praktiken, die einer Außenorientierung folgen, vor allem aus allgemeinen normativen Haltungen sowie aus etablierten Handlungsweisen hervor. Äußerungen beinhalten häufiger allgemeine Wahrheiten, normative Setzungen und Redensarten (Floskeln). Ein Streben nach Orientierung lässt sich in der Interviewpraxis

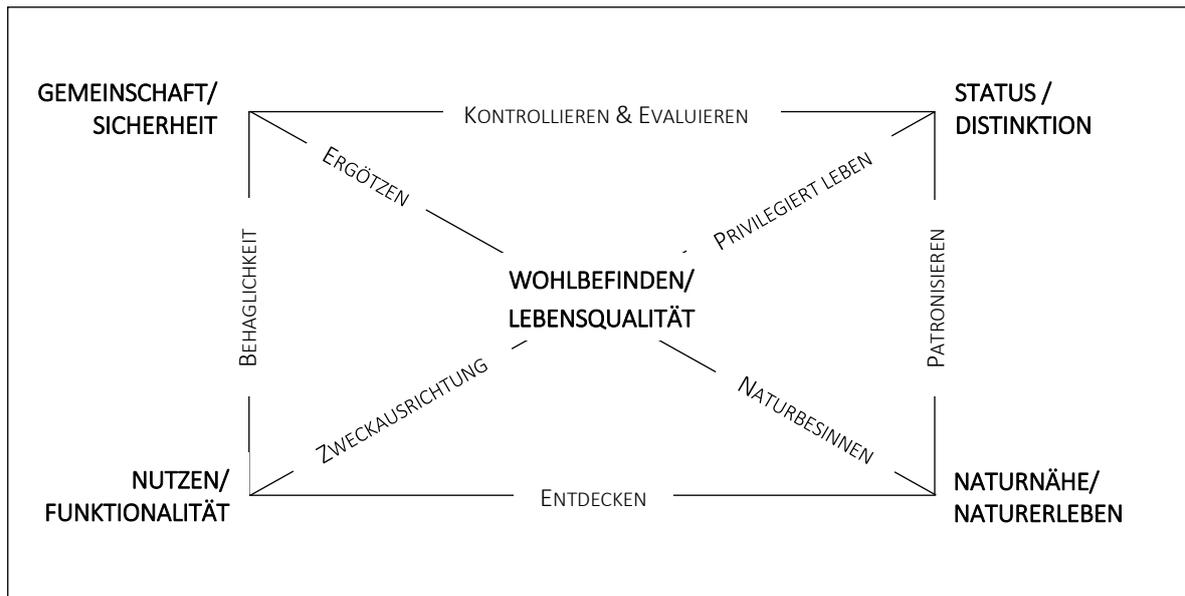
zudem aufgrund einer gehäuften Bezugnahme auf (Schein-)Genauigkeiten sowie auf Faktenwissen vermuten. Es wird vermehrt von Quantifizierungen Gebrauch gemacht, die vermeintlich eindeutige Antworten liefern. Die Darlegung von Zusammenhängen erfolgt vorzugsweise durch Argumentationen, Kategorisierungen und rationalen Begründungen, die dabei nicht zwangsläufig in Beziehung zu der argumentierenden Person stehen. So werden etwa Parkanlagen als unbenutzbar deklariert, da Scherben Kinder verletzen könnten, auch wenn kein Besuch mit Kindern vorgesehen ist. Da die Interviewbeiträge in den außergeleiteten Modi vermehrt Argumentationen beinhalten, die unabhängig von der agierenden Person Gültigkeit haben, scheint es, als würden Objektivierungen für die Konstruktion sozialer Wirklichkeit herangezogen, ohne diese zwangsläufig zu hinterfragen. Mit Bezugnahme auf LEFÈBVRE werden alltägliche Raumproduktionen in einer Außenorientierung vom konzipierten Raum dominiert, wobei LEFÈBVRE zugleich diese Dominanz des konzipierten Raums als verbreitetes Phänomen beschreibt (vgl. Kap 13).

21.3 Thematisierung von Grün

Die Thematisierung von Grün gibt Aufschluss über die Präsenz und die Relevanz von Grün im Alltag. In jedem Interview wurde Grün thematisiert, ohne dass hierzu ein Impuls der Interviewerin erfolgte. Auch im weiteren Interviewverlauf wurde Grün von allen Interviewten immer wieder aufgegriffen. Damit scheint Grün als Entität im Stadtraum allgemein hin präsent zu sein. Um zudem die Relevanz von Grün zu erschließen, ist es damit weniger entscheidend, ob Grün mit oder ohne einen Impuls der Interviewerin thematisiert wurde. Stattdessen steht im Vordergrund, *wie* Grün aufgegriffen wurde, in welchem Kontext Grün gestellt wurde, in welcher Intensität sich die Interviewten Grün widmeten und welcher Logik folgend Grün Beachtung fand. Als Ergebnis der Analyse zeigen sich für jeden Modus ausgewählte Grünformen, die in einer charakteristischen Weise Aufmerksamkeit erlangen. Zugleich wurden über verschiedene Modi hinweg dieselben Grünformen und Orte aufgegriffen, jedoch auf grundlegend unterschiedliche Weise gedeutet. In diesem Umgang mit Grün zeigen sich verschiedenen Sinndeutungen, welche anhand der Modi aufgearbeitet werden (vgl. Abbildung 11). Sie schlüsseln auf, wie Grün entlang unterschiedlicher Naturkonzepte als natürlich oder dinglich konzipiert wird. Auch wird deutlich, wie Grün in dem Spannungsfeld von Individuum und Gesellschaft sowie von Materialität und Repräsentation konstituiert wird. Hierzu legen die Modi offen, ob soziale Zuschreibungen oder individuelle Erfahrungen die Relevanz von Grün vordergründig prägen. Auch ist erkennbar, ob es individuelle Eindrücke sind, die durch sinnlich erfahrbare Materialität entstehen, oder mentale Konzepte, welche Grün eine Gestalt verleihen.

In Annäherung an die Modi lassen sich fünf Pole empirisch ableiten, zwischen denen sich die sinnhafte Aneignung von Grün vollzieht (vgl. Abbildung 12). Für jeden Modus zeigen sich zwei Pole, die in Abgrenzung zu den anderen Modi als spezifisch hervortreten. Unter dieser Zuspitzung distinkter Merkmale der Modi lassen sich grundlegende Muster der Sinn-
genese erkennen, die in der Ausarbeitung der Typologie eine Spezifizierung erfahren.

Abbildung 12: Pole der sinnhaften Aneignung von Grün



Quelle: Eigene Darstellung

- *Grün ist erfüllend, wenn es einen Nutzen erfüllt:* Im Modus **Zweckausrichtung** ist der praktische Zweck der Grünnutzung zentral, während gleichzeitig ein gegebener Nutzen als elementar für die Lebensqualität im Alltag erlebt wird.
- *Grün unterstreicht eine schöne heile Welt:* Im Modus der **Behaglichkeit** ist Grün ein Ausstattungsmerkmal, das zu einer heimeligen Umwelt beiträgt.
- *Ist das Grün in bester Ordnung, so ist alles in Ordnung:* Im Modus **Kontrollieren und Evaluieren** ist Grün ein Spiegel des sozialen Umfeldes, wobei sich über ein ‚kontrolliertes‘ Grün eine redliche Nachbarschaft ausdrückt.
- *Besonders Grün und besonderes Grün für besondere Ansprüche:* Im Modus **Privilegiert Leben** unterstreicht die Qualität und Quantität an verfügbarem Grün den sozialen Status, während diese Verfügbarkeit von Grün zugleich besondere Vorzüge bietet.

- *Freude an Angenehmen und an einem angenehmen Miteinander:* Im Modus **Ergötzen** eröffnen schöne Eindrücke ein Wohlbefinden und drücken eine angenehme Gemeinschaft aus.
- *Verteidigen von Grün für das persönliche Seelenheil:* Im Modus **Patronisieren** steht Grün, in Abgrenzung zum Selbstverständnis der Gesellschaft, für die Herstellung eines inneren Einklangs mithilfe der Natur.
- *In der Natur und mit der Natur leben:* Im Modus **Naturbesinnen** wird Grün als Zugang zur Natur erlebt, den es für ein Wohlbefinden in der Stadt bedarf.
- *Grün hält Entdeckungen abseits des städtischen Pflasters bereit:* Im Modus **Entdecken** dient Grün als eine Nische im Stadtraum, in der Natur erlebt werden kann.

22. Typologie

Anhand der Modi werden homogene Ausprägungen sinnhafter Muster des ‚grünen Habitus‘ bzw. der Orientierungsrahmen aufgearbeitet, ohne diese in ihrer Genese erschließen zu wollen. Sie bilden ab, in welcher Weise Grün im städtischen Alltag implizit verstanden und praktisch relevant wird und zeigen typische Relevanzsetzungen in Bezug auf Grün. Diese Relevanzsetzungen spiegeln sich anhand von Orten wider, in denen Grün praktisch-konkret wird. So zeigen die Modi zugleich, wie Grün im alltäglichen Place-Making aufgegriffen wird. Abbildung 13 fasst hierzu die empirisch ermittelten Modi systematisierend zusammen. Während die Beziehungen der drei Dimensionen der Raumproduktion als trialektisch analysiert werden, sind diese zur besseren Darstellbarkeit linear dargelegt. Dabei bestehen zwischen den Modi Überschneidungen, die sich in unterschiedlichen Schwerpunkten der Raumproduktionen auflösen. In der Ausarbeitung der Typologie findet der Fallstudienraum keine explizite Berücksichtigung, da in beiden Fallstudienräumen überwiegend ähnliche Ausprägungen der Modi zu finden sind. Diese Indifferenz deutet darauf hin, dass sich die identifizierten Modi für die empirisch betrachteten sozialräumlichen Gruppen generalisieren lassen. Eine Ausnahme bilden hier zwei Modi. Für den Modus des Naturbesinnens und den Modus des Kontrollierens und Evaluierens finden sich lediglich Fälle, die in Kiel verortet sind. Ob dies durch lokalen Spezifika des Untersuchungsraums bedingt ist oder es sich um eine zufällige Ausprägung handelt, lässt sich aufgrund der kleinen Stichprobe nicht abschließend klären.

Prototypische Fälle und assoziierte Fälle

In der Erarbeitung der Typologie wird für jeden Modus mindestens ein *prototypischer Fall* herangezogen. Als Prototypen dienen Fälle, die weitgehend konsistente Sinnmuster im Umgang mit Grün aufzeigen. Die prototypischen Fälle werden ergänzt durch *assoziierte Fälle*, die nicht gänzlich in dem Typus aufgehen, jedoch mehrheitlich und vor allem grundlegende Ausprägungen mit diesem teilen. Daneben weisen einzelne Fälle heterogene Sinnmuster auf. Sie agierten verstärkt kontextsensibel, wodurch die Sinnmuster weniger konsistent und damit eindeutig erscheinen. Etwa wurde im Fall von Nadine (vgl. ÜbersichtTabelle 7) deutlich, dass sie ihr Streben nach Naturnähe an ihrem Wohnort nicht erfüllen kann und sich pragmatisch mit den sich vor Ort bietenden Schmuckelementen begnügt (vgl. Kapitel 22.5). Anhand ihrer Ausführungen zeigt sich, dass Nadine ihrem Orientierungsrahmen folgend im Modus des Naturbesinnens agieren möchte, so wie sie es an ihrem bisherigen Wohnort tat. Hierzu findet sie jedoch an ihrem neuen Wohnstandort nicht die geeigneten Voraussetzungen. Sie arrangiert sich mit dieser Situation, indem sie stattdessen im Modus des Ergötzens agiert.

Praxis der dokumentarischen Analyse typischer Sinnmuster

Die Typologie wurden in komparativen Verfahren der dokumentarischen Analyse (vgl. Kapitel 19) ausgearbeitet. Die dabei erfolgte Rekonstruktion typischer Sinnmuster kann aus Gründen der Komplexität nicht in Gänze dargelegt werden. Stattdessen erfolgt eine Deskription der Modi als Ergebnis der Rekonstruktion. Dabei werden ausgewählte Interviewsequenzen als Beispiele angeführt, anhand derer sich die Muster der Sinngenese verdeutlichen lassen. Die Sequenzen stehen stellvertretend für andere Äußerungen der Interviewten, anhand derer vergleichbare Sinnmuster identifiziert wurden. Die Interviewsequenzen sind wie in Tabelle 13 aufgeführt mit erklärenden Zeichen versehen. Zum Zweck der Darstellbarkeit wurde dabei eine vereinfachte Transkriptionsweise gewählt. Während die mit der Operationalisierung eingeführte Textsortentrennung (vgl. Kapitel 19.1 sowie insbesondere Tabelle 11) eine Differenzierung grundlegender Orientierungen und Modi-übergreifender Muster ermöglicht, erweist sich diese Heuristik für die Feinanalyse als zu statisch. Für eine detaillierte Aufarbeitung Modi-spezifischer Sinnmuster lässt sich die Textsortentrennung lediglich als erster Zugang und Suchstrategie aufrechterhalten. Hierauf aufbauend tritt in der Feinanalyse die Suche nach Sinnmustern anhand der in Kapitel 19.1 angeführten Analysefragen in den Vordergrund. Zusätzlich werden für jeden Typus Fotos angeführt, die als Repräsentationen der Erlebensweise der Umwelt nachvollziehbar machen, wie Grün sinnhaft angeeignet wird. Die Auswahl der Fotos ergibt sich, wie auch in den Interviewsequenzen, anhand des illustrativen Gehalts zur Verdeutlichung der identifizierten Sinnmuster des jeweiligen Typus, während die dokumentarische Bildanalyse nicht in Gänze dargelegt werden kann.

Tabelle 13: Zeichenerklärung zur Transkription

I:	Beiträge der Interviewerin
[L]	Diese Sequenz wurde im Leitfadeninterview erhoben
[W]	Diese Sequenz wurde im Walking Interview erhoben
[Text]	ergänzende Informationen über den Kontext und
[...]	Kennzeichnung von Auslassungen im dargelegten Transkript
()	Sprachliche Spezifika
<i>Kursivtext</i>	Interpretation der nachfolgenden Interviewsequenz
„ “	Wörtliche Zitate typischer Begriffe aus dem Interviewmaterial
..	Kurze Redepause
GROßBUCHST.	Auffällige Betonungen
(D) / (K)	Dortmund / Kiel

Quelle: eigene Darstellung

22.1 Modus der Zweckausrichtung (M1)

Grün ist erfüllend, wenn es einen Nutzen erfüllt.

Prototypischer Fall: Herr Groß (D), Dennis (D)

Assoziierte Fälle: Doreen (D), Laura (D), Kristin und Andreas (K), Ilka (K), Frau Becker (K)

In diesem Modus erfolgt die *Wahrnehmung von Grün beiläufig*, während sich die *Aufmerksamkeit auf Geschehnisse oder auf Aktivitäten* vor Ort richtet. Die Beschaffenheit der Umwelt hat eine geringere Priorität gegenüber der angestrebten Tätigkeit. In den Walking Interviews werden Wege und Orte über die Ereignisse und Tätigkeiten charakterisiert, die dort stattfinden. Eine Ausführung von Wahrnehmungsweisen, Assoziationen und Empfindungen in Bezug auf Grün folgt überwiegend erst auf Nachfragen der Interviewerin. Erfolgen Beschreibungen, bleiben diese eher sachlich und indifferent. So wird Grün zwar registriert, jedoch nicht um seiner selbst willen dinglich oder sinnlich aufgegriffen. Stattdessen werden vorwiegend Infrastrukturangebote und ihre Funktionalitäten beschrieben und als besondere Orte fotografisch dokumentiert. In der Listung von Infrastrukturangeboten wird sodann auch Grün aufgegriffen, wonach ein Verständnis von Grünräumen als Infrastrukturausstattung oder Nutzungsangebot vorzuherrschen scheint. Es besteht eine klare Präferenz für ein städtisches Wohnen, während Kompromisse in Bezug auf das Grünangebot in Kauf genommen werden. Dennoch wird das Vorhandensein von Grün als selbstverständlich vorausgesetzt. Der Umgang mit Grün wird mit der Nutzung von Konsumangeboten im Viertel gleichgesetzt, wie etwa der Besuch eines Cafés oder einer Boutique. So erscheint Grün als ein Angebot, das *bei Bedarf konsumiert wird*. Hierbei handelt es sich einerseits um bevorzugte Freizeitaktivitäten und andererseits um Aktivitäten, die der Alltagsbewältigung dienen.

Im gelebten Alltag leitet sich die Relevanz von Grün von dem *situativen praktischen Zweck* ab, den Grün erfüllt. Hier verweist Grün auf ein Setting, das für einen bestimmten Zweck geeignet ist, oder Grün selbst dient einem Zweck. Jedoch könnte dieser Zweck auch auf andere Weise als durch Grün erfüllt werden. Etwa bieten Kletterbäume oder Höhlen in Sträuchern gleichermaßen wie auch Spielgeräte auf Spielplätzen dem Spielen. Erfüllt Grün einen Zweck, wird es als Beitrag zur *komfortablen Alltagsbewältigung* verstanden, von dem vor allem Familien mit Kindern und Hundebesitzer Gebrauch machen.

[W] Doreen hat zwei Vorschulkinder und empfindet das Vorhandensein von Bäumen auf ihren täglichen Wegen als Alltagserleichterung. Sie äußert sich dabei zum „Thema Grün“, wie es die Interviewerin suggeriert, und nicht etwa aufgrund ihres persönlichen Bestrebens.

Doreen: Ja dann fällt mir doch noch zum Thema Grün ein, dass ich doch jetzt grad im Sommer auch immer nur so die schattigen Straßenseiten suche und da merkt man natürlich schnell durch die Straßen, die schön begrünt sind und bebaugt sind. Und mir es dann

zu heiß ist, wenn ich hier die Kinder schieb und auch meistens haben wir die MÜTzen vergessen.

Grün wird als Annehmlichkeit erlebt, die eine komfortable Ausgestaltung der angestrebten Aktivitäten ermöglicht. Dieser Effekt wird durch eine attraktive Gestalt des vorhandenen Grüns verstärkt, jedoch ist eine attraktive Gestalt keine notwendige Bedingung für die Aneignung von Räumen. Entscheidend ist die Annehmlichkeit für das Alltagsleben.

[W] Kristin und Andreas sind vor gut sechs Monaten nach Kiel gezogen. Sie vermissen an ihrem neuen Wohnstandort einen Vorgarten. Dabei geht es ihnen weniger um eine Gartenfläche als eine Form von Grün, als um die Privatsphäre, die mit dem Vorgarten als ‚Abstandshalter‘ gewonnen werden kann. Das Grün sollte zwar bevorzugt schön aussehen, jedoch zugleich keine Arbeit verursachen („Musst du nichts dran machen. Passt.“) und den Zweck des ‚Abstandshalters‘ erfüllen. Ein expliziter Wunsch nach Grün um seiner selbst willen ist hingegen nicht erkennbar.

I: Habt ihr n Vorgarten?

Kristin: Nein. Auch ein Punkt, was ich SEHR schade finde. Gerade in ner äh Erdgeschosswohnung. Das ist ganz FURCHTbar, KEInen Vorgarten zu haben.

Andreas: Die Leute laufen tatsächlich direkt immer an unserem Fenster vorbei.

Kristin: Also WIRKlich direkt.

Andreas: Das ist nicht schön. Da is zwar so Milchglasfolie drauf aber das Ganze ist echt nur ne Übergangslösung.

I: Wobei hier die Vorgärten äußerst unterschiedlich aussehn.

Kristin: JA ...

Andreas: Ja gut aber es ist ja zumindest schoma einer DA. Das ist ja schoma n Anfang.

Kristin: Aber ich find's auch furchtbar, wenn man, also wie dieser hier. Der geht GAR nicht, ne? Dieser Vorgarten ist einfach vorne nur Kies raufgeschmissen, total unlieblich irgendwie, anstatt SOWAS, was ich schon wieder sehr schön finde, dieser WILDgarten. TOLL. Musst du nichts dran machen. Passt.

Grün wird mit Annehmlichkeiten assoziiert, die jedoch in erster Linie ein Produkt der Funktionalität und nur zweitrangig das Resultat ästhetischer Kriterien sind. Das Konsumieren schöner Anblicke von Grün erscheint hier als angenehme Randerscheinung und nicht als Selbstzweck. Erfüllt Grün den gewünschten Zweck, so schlägt sich dies in einem Gefühl der Erfülltheit im Sinne von Zufriedenheit nieder, womit zugleich eine Wertschätzung von Grün einhergeht. Geht von Grün kein *unmittelbarer Nutzen* aus oder besteht kein Bedarf, der durch Grün befriedigt werden kann, bestehen auch keine Bezüge zu Grün.

[W] Ilka richtet sich im Alltag vielfach nach den Bedürfnissen ihres zweijährigen Sohnes Moritz. Für sie sind Grünräume relevant, wenn sie dessen Bedürfnissen gerecht werden. Der Adolfplatz erfüllt nicht die gewünschten Funktionen und ist damit uninteressant. Lediglich eine unmittelbare Nähe würde die fehlende Funktionalität aufwiegen und dem Platz einen Nutzen verleihen.

I: Und der Adolfplatz? Bist du da manchmal?

Ilka: ähm das is irgendwie, weil da nichts so ist, was mich äh, also ich seh den Grund nicht, warum ich dahin gehen sollte, um mich da hinzusetzen, weil da ja nichts weiter ist. Da sind, wenn ich das recht in Erinnerung hab ja auch keine, jetzt für Moritz keine Spielgeräte, dass ich mich halt hinsetze und er spielt da. Sondern das ist einfach nur n grüner Platz wo nichts weiter ist. Wenn ich direkt dort wohnen würde, würd ich das vielleicht manchmal machen und sagen, okay ich nehm mir jetzt n BUCH, geh aus der Haustür raus und setzt mich da hin und sitzt in der Sonne.

Im Modus der Zweckausrichtung überwiegt eine pragmatische Denkweise, in der eine räumliche Nähe von Aktivitätsorten als ein zentraler Gradmesser zur Ausgestaltung der räumlichen Praxis hervortritt. Die Nähe von Grünräumen eröffnet eine komfortable Nutzung und macht diese attraktiv. Dabei wird die Nähe bzw. die hieraus resultierende Erreichbarkeit höher gewichtet als die Ausstattungsqualität des Grünangebots. Durch den empfundenen *Komfort* der Erreichbarkeit werden mögliche qualitative Mängel relativiert. Vor allem äußere Zwänge (gesundheitliche Gründe, Zeitbudget, eingeschränkte Mobilität) führen dazu, dass fast ausschließlich nahegelegene Grünräume aufgesucht werden, während andere Grünangebote nicht oder nur schwer erreicht werden. Hier tragen die Nähe und damit die Erreichbarkeit wesentlich zu einer Wertschätzung von Grünräumen bei. Es werden Aktivitäten selbst ausgeübt oder in Fürsorge ermöglicht (Kinderspiele, Hundefreilauf). Im letzteren Fall liegen der Ausrichtung der Praktiken externe Referenzen zugrunde. Die eigenen Bestrebungen, Bedürfnisse und Wünsche sind hier weniger entscheidend. Dennoch führt diese Erfahrung, den Bedürfnissen anderer (hier insbesondere die Bedürfnisse der Kinder oder des Hundes) nachgehen zu können, zu einer Wertschätzung der Grünräume. Gleichzeitig werden ausgewählte Grünräume infolge einer routinierten Nutzung als unverzichtbar beschreiben, während andere als optionales Angebot erscheinen.

[L] Die Ausführungen von Herrn Groß zeigen den Beitrag von Grünräumen zur komfortablen Alltagsbewältigung prototypisch auf. Für Herrn Groß ist der Vinckeplatz ein regelmäßiger Anlaufpunkt. Der Platz liegt in unmittelbarer Nähe seiner Wohnung und eröffnet die Möglichkeit, den Bedarfen der Kinder in komfortabler Weise nachzukommen. Ohne diesen Bedarf wäre der Ort unbedeutend. Gleichzeitig sind die Angebote selbstverständlich zur Nutzung vorhanden („einfach da“). Herr Groß nutzt den Vinckeplatz in einer pragmatischen Weise und sieht seine Anforderungen für sich und für seine Kinder erfüllt. Mit dieser Zweckerfüllung wiederum verbindet er eine Annehmlichkeit, die eine erfüllte Alltagsgestaltung ermöglicht. Die Erfüllung ergibt sich hier nicht durch das Grünangebot, sondern durch die selbstverständliche Nutzung von Grünräumen für Aktivitäten sowie durch soziale Ereignisse, die mit Grün und Grünräumen verbunden werden.

I: Ähm und wenn Sie jetzt an sich selber denken, was verbinden Sie mit dem Aufenthalt in Parkanlagen? Oder wenn Sie jetzt mit den Kindern raus ins Grüne gehn?

Herr Groß: (überlegt) ich mach mir da eigentlich keinen Kopf, weil ich sie sind ja einfach DA. Ähm es ist manchmal ganz praktisch, dass wenn's mal so regnet und ich kann mich

unter nen Baum setzten. Aber es ist nicht NOTwendig. Ich hab mir darüber kein bewusste ich denk darüber nicht bewusst nach, nein. Ähm es ist eher so, vielleicht eher gesacht, also ich MEIDE geschlossene Räume. Ähm ich bin am liebsten DRAUßen. Und deswegen gehört es für mich dazu, dass da Grün oder Bäume sind. Ähm ..

I: mhm ja. das war auch schon vor den Kindern so?

Herr Groß: ja.

I: Warn Sie da auch viel in Parkanlagen unterwegs?

Herr Groß: (Atmet tief ein). Gezwungenermaßen nö. Was Parkanlagen? Für was?! .. Wenn ich mir überlege, ich könnte in Kassel mal irgendwann durch die durch den großen Willhelmspark oder was laufen. Ja is ja ganz nett. Sehenswürdigkeit. Aber äh NEIN. Wenn ne Parkanlage und ich mich an sie erINNER, dann sind es eher, weil ich mit anderen Menschen da war. Mit einem guten Freund, wo wir glaub ich immer nach ner nach n paar Bier uns nachts auf den Kinderspielplatz begeben haben oder äh mit meiner Frau den äh Heiratsantrag gemacht hab. Ähm SOLCHE Sachen sind das. Oder wo ich besondere Sachen erlebe MIT den Kindern. Wie hier zum Beispiel [auf dem Vinckeplatz], wenn ich mich dann wieder auf den Kreisel stelle. Ähm oder mich erinner an irgendwelche Wintertage, wo es einfach nur schweinekalt war und ich hab da n paar Stunden gesessen und es war schön und ruhig, weil kein anderer sich rausgetraut hat. Das sind eher so MoMEnte sach ich mal. ErLEBnisse, die ich mit Parkanlagen überhaupt verbinde. Die aber weniger an den Park an SICH äh sich festhalten, sondern mehr am am DAssein hätt ich gesacht. Ja.

I: Also das was tatsächlich dann da passiert?

Herr Groß: Was da passiert und meistens glaub ich, wenn ich so überleg, das sind sogar NAHE Parkanlagen. Also wir hatten zum Beispiel in dem ersten Jahr hatten wir ne Jah-reskarte vom Westfalenpark. War ganz nett. Sind n paar mal hingegangen und auch mal hochgefahn auf den auf den Turm. Aber dann ham wir nix mehr geholt, weil ich musste JEDES mal, wir mussten da HIN laufen oder HIN fAHn und dann mussten wir da REIN. Und ich find das einfach viel schöner, dann so aus der aus der Haustür rauszufallen und direkt was vor der Tür zu haben. Jo. Ähm. N Stückchen weit nehm ich dann auch das, was KOMMT.

Eine weitere konstitutive Ausprägung in der zweckorientierten Betrachtung von Grünräumen sind soziale Kontakte, die sich hier ereignen. Wie auch Herr Groß betont, ermöglichen Grünräume ein ‚draußen sein‘ oder ‚raus kommen‘, wodurch sich Begegnungen und Eindrücke eröffnen, die sich im Privaten nicht ergäben. Hierzu zählen spontane und ungezwungene soziale Zusammenkünfte, wie etwa Treffen oder Begegnungen mit Nachbarn und Bekannten. Aber auch Eindrücke, die sich durch ein Beobachten von Geschehnissen eröffnen, werden durch das ‚draußen sein können‘ ermöglicht. Auch hier sind weniger die physische Beschaffenheit, sondern vielmehr *soziale Geschehnisse* prägend für die Bedeutung von Grünräumen. Sie eröffnen einen Ort der Begegnung, an dem die Grünelemente ein geeignetes Setting konstituieren. Zugleich erfolgt die Nutzung der Grünräume vermehrt routiniert und ritualisiert. Hieraus resultiert eine Vertrautheit, die grüengeprägte Nutzungsorte

zugleich zu persönlich besonderen Orten werden lassen. Diese Besonderheit basiert auf einem *alltagspragmatischen Bedarf*, der hier erfüllt wird, sowie auf sozialen Kontakten, die durch die wiederholten Besuche vor Ort gepflegt werden.

[W] Für Doreen war der Vinckeplatz in der Vergangenheit nicht attraktiv. Seit sie in unmittelbarer Nähe des Platzes wohnt, hat sich dies geändert. Der Platz ist nun ein Fixpunkt in der routinierten Ausübung räumlicher Praxis und zugleich ein sozialer Treffpunkt.

Doreen: Wie gesagt der Vinckeplatz hat für uns so KEINE besondere Bedeutung, weil der Spielplatz einfach nicht so mEGA attraktiv ist. So jetzt wo wir dauernd dran vorbei kommen, hat er deutlich an Attraktivität gewonnen, einfach weil wir immer dran vorbei kommen und weil auch mehr auch die Nachbarskinder oder irgendwer anders, man trifft eigentlich immer jemanden da nachmittags.

In der Ausübung von Freizeitaktivitäten, die nicht alltäglich wiederkehrend erfolgen, bildet Grün auffallend häufig eine *Kategorie zur Benennung von Nutzungsräumen*. Dabei ist vor allem das Vorhandensein von Grün als physische Rahmung von Aktivitäten oder als Gegenstand von Aktivitäten relevant. So geschieht etwa das gemeinsame Grillen selbstverständlich im Park. Auch hat Grün eine spezifische Semiotik inne. Grün zeigt an, dass die Umgebung für bestimmte Aktivitäten geeignet ist. Dabei besteht eine ausgeprägte Trennung zwischen dem alltäglich genutzten Stadtraum und Freiräumen, wobei letztere eine Sonderstellung als besondere Nutzungsräume einnehmen. Etwa verweisen Wälder auf die Möglichkeit, ohne den Zwang zur Rücksichtnahme sportlich Rad fahren zu können oder dem Hund Auslauf zu gewähren. Die physische Gestalt verweist auf ein Setting, das in räumlicher Praxis Möglichkeiten zur zweckgerichteten Ausübung von Aktivitäten eröffnet.

[W] Dennis assoziiert Grün mit bevorzugten Trainingsorten. Er findet in den Grünanlagen in der Nähe seines Wohnortes einen Ort, an dem er trainieren kann. Alle weiteren Grünformen, die hierzu nicht beitragen, werden im Vorbeilaufen oder -fahren überwunden, während er ‚Strecke macht‘ und sich zu geeigneten Trainingsorten ‚flüchtet‘. Im Setting von Grünräumen eröffnen sich optimale Trainingsbedingungen, die sich durch Ungestörtheit („Ruhe“) und ein „anderes Klima“ auszeichnen.

I: Du sagst, du gehst da durch [gemeint ist der Vinckeplatz]. Gehst du da geZIELT durch oder ähm ..

Dennis: ja eigentlich schon, weil ich immer so meine Route hab, die ich jogge und weil ich meine Kilometer oder sowas hab. Das ist so der EINzige Aspekt, wo ich da lang

I: (unterbricht) aber du KÖNNtest auch woanders lang.

Dennis: ich KÖNNte auch woanders gehn aber ich guck halt ähm mit welchem Fahrrad ich wo besser durchkomme. Das ist wirklich nur so ne Art Durchgangsstation [er beschreibt die räumliche Abgrenzung des Viertels anhand von Straßennamen] Und dann geht's dann eigentlich oben halt bis zur Westfalenhalle bis zum Balke, was AUCH nochmal ne Anlaufstation ist. Oder beginnt da. Also wär mir jetzt halt wichtich, weil da vom

Prinzip halt Westfalenhalle, dann im Prinzip beginnt DA für mich der GrÜNzug. Ab da ist halt die Bolmke sehr sehr NAH. Und ab da bin ich dann sozusagen dann in meinem Element, da hab ich meine RUHE. Oder auch dieser Parkplatz von den Westfalenhallen, wenn da nichts los is, kann man da mit'm Fahrrad n paar Sachen trainieren. Was ich halt häufig mache. Und da sind dann auch, auch wenn's an der B1 ist, auch viele Grünflächen, wo man dann seine Ruhe hat und auch schon n bisschen n anderes Klima.

In der Freizeitgestaltung wird vielfach *bereits die Möglichkeit zur Ausübung von Aktivitäten*, die sich durch Grün ergeben, als Annehmlichkeit erlebt. Indem sich durch Grün Möglichkeiten für Aktivitäten eröffnen, trägt das Vorhandensein von Grün zur Erfüllung persönlicher Bedürfnisse bei. Auch hier erweist sich die Nähe als zentrales Kriterium für die Wertschätzung von Grünangeboten. Dies gilt für die fußläufig erreichbare Grünanlage ebenso wie für den Wald am Stadtrand, der mit dem Fahrrad binnen weniger Minuten erreicht werden kann.

[L] Kristin und Andreas thematisieren Grün erst auf Nachfrage und assoziieren Grün dann mit Freizeitaktivitäten. Bereits der Möglichkeit einer Nutzung von Grünräumen für Freizeitaktivitäten wird ein hoher Stellenwert beigemessen. Dieser Stellenwert ist zudem an eine gute Erreichbarkeit geknüpft. Grün erscheint als ein Nutzungsangebot, dessen Attraktivität anhand von benennbaren Kriterien, wie hier die Nähe und die „Terauswahl“, abgewogen wird.

I: Falln euch jetzt spontan Situationen ein, in denen ihr sagt, dass man auf jeden Fall auch Grün braucht.

Kristin: Grillen.

Andreas: Grillen, Hund, Kinder, ...

I: Wie ist es bei euch SELber? Zu welchen Gelegenheiten geht ihr ins Grüne?

Andreas: Leider inzwischen FAST gar nicht mehr. Also wir gehn mal spazieren. Aber das ist.

Kristin: Und zum Grillen! (lacht)

Andreas: das leider hält sich in Grenzen. Aber wie gesagt, es ist schon wichtig, dass es da ist. Also selbst, wenn man es nicht unbedingt so aktiv nutzt, muss es auf jeden Fall DA sein und äh ähm ja auch leicht erreichbar sein. Das ist ganz wichtig.

Kristin: Das stimmt ja.

I: Kennt ihr noch mehr Grünanlagen hier in der Nähe?

Andreas/Kristin (gleichzeitig): Schrevenpark.

Kristin: Da wohnt meine Schwester halt in der Nähe, deswegen sind wir DA auch oft grillen. (lacht)

Andreas: Das war's dann auch. Ich hab auf äh im Internet so'n bisschen geguckt. Ich glaub da hinten in der Wik gibt es noch irgendwo so'n ä Botanischen Garten, oder sowas. Oder so ne Art Tierpark. Tierpark nicht, aber so'n irgendwas.

I: Wildpark?

Andreas: Wildpark ja. Da hab ich mich mal so'n bisschen schlau gemacht. Und das wär'n dann auch Sachen, die dann auf jeden Fall auf der Liste stehn.

I: ja. Für Freizeitgestaltung?

Andreas: Genau, für Freizeitgestaltung. Also ich hab tatsächlich geguckt, was es gibt. Ich weiß gar nicht, wie ich darauf geKOMMEN bin. Ich hab irgendwie wild rum geGOOGELT, weil man muss ja gucken, was die Stadt so an Freizeitaktivitäten bietet. Und ähm, da bin ich dann eben auf diese Wildparks, es gibt offensichtlich zwei oder drei davon in Kiel, gestoßen. Und hab geguckt, was es noch so gibt. Wie gesagt, Botanischer Garten, Wildparks und so weiter, das find ich eigentlich ganz toll, weil das Ding ist irgendwie zwei oder drei Kilometer in der Richtung sein, was auch wieder kein weiter Weg ist. Und ähm das ist sowas, wo man nochmal ein Abend oder ein Wochenende einfach mal rüber gehn kann. Und das ist auch find ich WICHTIG, selbst wenn wir das wahrscheinlich eventuell NIE machen werden.

Kristin: Nö das werden wir auf jeden Fall machen.

Andreas: Find ich toll, dass es das gibt. Auf jeden Fall ganz wichtig.

I: ja okay. Und wonach wählt ihr dann aus, wohin es geht, wenn ihr jetzt was weiß ich, mal ein Wochenende frei habt oder so?

Andreas: Also erstmal glaub ich rein die Nähe, was am nächsten ist.

Kristin: Genau was man am besten erreichen kann.

Andreas: Und wenn wir jetzt tatsächlich so ne Anlage schon mehr oder weniger direkt vor der Tür haben, ähm, würd ich jetzt nicht unbedingt auf die andere Seite [er meint die andere Uferseite der Kieler Förde] fahn wollen, ähm wär Quatsch. Abgesehen von der Tierausswahl. Man kann sogar gucken, was es da so gibt. Also Hirsche kenn ich von zuHAUSE schon aber es gibt offensichtlich auch noch so, keine Ahnung, Bisons und ähnlichen Kram. Nee aber ansonsten zählt erstmal die Nähe auf jeden Fall.

Doch nicht nur die komfortable Erreichbarkeit von Grünräumen als Orte der Freizeitgestaltung wird geschätzt. Hinzu kommt, dass die räumliche Praxis in Verbindung mit Grünräumen positiv konnotiert ist und auch positiv erlebt wird. Vielfach eröffnen sich mit dem Grünangeboten bevorzugte Aktivitäten, die Freude bereiten und deren Ausübung als erfüllend erlebt wird. Infolgedessen werden Grünräume als *Symbolisierungen erfüllender Praktiken* verinnerlicht und die entsprechenden Grünräume zu persönlich bedeutenden Orten angeeignet. Dabei bedarf es nicht zwingend einer wiederholten Ausübung der Aktivitäten, da Grünräume auch in Erinnerung an ehemals oder potentiell ausgeübte Aktivitäten positiv bewertet werden. Hieraus wiederum resultiert eine Wertschätzung der sich bietenden günstigen Umstände, die zugleich zu einer Zufriedenheit mit der Alltagsgestaltung beiträgt.

Wenngleich die so vollzogene Aneignung von Grünräumen emotional eingefärbt ist, so bleiben emotionale, affektive und ästhetische Aspekte des Erlebens von Räumen unbenannt. Als Referenz dient stattdessen vorwiegend der Zweck, der sich vor Ort in idealer Weise erfüllt.

[W] Dennis beschreibt im Interview vorwiegend seine Trainingspraktiken. Daneben führt er im Walking Interview weiter aus, dass der Rombergpark besonders für ihn ist. Er sucht den Park bereits seit seiner Jugend häufiger auf. Durch die Vertrautheit und die Routine hat er eine persönliche Beziehung zu diesem Park. Dabei bildet eine Baumallee einen wichtigen Markstein auf seiner Joggingroute, den er in ritualisierter Form aufsucht und möglichst ungestört für sich genießt. Er listet die Kriterien auf, die den Ort zu einem besonderen Ort machen, und kommt zu dem Schluss, dass er seine Bedürfnisse an diesem Ort optimal erfüllt sieht. Dies ist jedoch kein Zufall, sondern er hat seine Strecke zu diesem Zweck arrangiert („eingebaut“). Seinen persönlichen Bezug zu diesem Ort verdeutlicht Dennis mit einem Bild in seiner Wohnung, das eben diesen Ort abbildet. Das Bild wird hier zum materiellen Symbol seiner Raumaneignung, die er mit seiner bevorzugten Aktivität verbindet.

Dennis: Da gibt's halt ähm da ist ja diese Allee oben, in der Eingangssituation, ähm da muss man dann beim Joggen wieder ein kurzes Stück wieder den Berg HOCH joggen aber dann kommst du da raus und du siehst sozusagen diese Allee, die mit nem LEICHTEM Gefälle abgeht. Und der der See ist links. De sieht man da eigentlich nicht, ausnahmsweise im Sommer, sieht das super aus, wenn man halt dieses Blätterdach hat, da sind auch Bänke drunter, ich weiß nicht ob du den, diese Ecke kennst? Ähm sieht SUPER aus, und ist auch NIE voll, höchstens, wenn das immer irgendwie ne RIESEN Joggergruppe da durch. Dann stÖRT mich, denk ich ach Mist, das ist geNAU mein Ort. Weil das ist tatsächlich so ein ganz ganz wichtiger Ort, ähm ich freu mich immer, wenn da KEINER ist. Weil A läuft man halt n bisschen dahin. Das ist so schon also die Hälfte ist es glaub ich noch NICH ähm, aber es ist so der erste Punkt, ich weiß, wenn ich DA ankomme, und dann dieses, das so sehe, diese diese Allee, die runter geht, die Bäume, im Herbst sieht's super aus, im Winter sieht's super aus, ähm das ist dann so, OKAY, jetzt bin ich DA und jetzt kann man nochmal so ne Ecke mehr abschalten. Das hab ich mir irgendwie so EINGEBAUT auch im Jogging, dass man da an dieser Stelle, okay jetzt muss ich nur noch so und so viel laufen, noch die und die Runde, noch DAS. Keine Ahnung, das hat auch mal ein Dortmunder MALER hat geNAU das auch mal auf so'n Gemälde gemalt und ich hab dann als ich hier eingezogen bin, hab ich dann nach Postern, Bildern et cetera gesucht und das hab ich dann gefunden und dann dacht mich mir so OH, alles klar, perfekt, was will ich mehr?!

Orte im Modus der Zweckausrichtung

Die Hervorbringung von Orten ist geprägt von dem Bestreben, etwas *Konkretes zu tun oder es tun zu können*. Grundsätzlich besteht eine hohe Bereitschaft, sich mit dem Vorgefundenen zu arrangieren. Im Alltäglichen ist primär relevant, *dass* Grünräume in komfortabel erreichbarer Nähe vorhanden sind und hierüber die Möglichkeiten zur unkomplizierten Nutzung eröffnen, während die Ausstattung und die ästhetische Gestalt der Angebote nachrangig erscheinen. Charakteristische Orte dieses Modus sind grüne Plätze in Nähe des Wohnstandortes. Im Dortmunder Kreuzviertel ist insbesondere der Vinckeplatz als zentral gelegener und begrünter Platz ein Ort, der im Modus der Zweckausrichtung entlang prag-

matischen Gründe angeeignet wird. In der Ausübung von Freizeitaktivitäten kommen zudem Wälder am Rande des verdichteten Stadtraums hinzu. Dabei bilden die assoziierten Orte (Bittermark, Bolmke, oder „am Kanal“) Kategorien zur Verortung sportlich motivierter Praktiken, während die zurückgelegte Distanz das Raumerleben konstituiert. Entscheidend sind hier die Wegstrecken und weniger die Gestalt des Freizeitortes.



(M1:1) Doreen verweist auf den Vinckeplatz als wichtigen Ort, an dem sie den Bedürfnissen ihrer Kinder nachkommen kann. Auf dem Foto hat sie nicht den Vinckeplatz abgebildet, sondern ein Straßenschild. Damit wird der Ort sachlich benannt. Auch verweist das Spielstraßenschild im Hintergrund auf die Nutzung des Raumes als Ort für spielende Kinder. Dabei zeigt sich ein Grünbezug durch die umgebenden Baumelemente und die Dominanz von Grün im Hintergrund. Das Grün bildet den Hintergrund der Aktivität und setzt zugleich einen Kontext. Hier wird die Semiotik von Grün deutlich, wonach das Grün ein Setting als Ort für Kinderspiele bestimmt.

Gleichzeitig verleiht das Grün dem Bild eine Ästhetik. Demnach trägt auch im Modus der Zweckausrichtung ein ästhetisch ansprechendes Umfeld zur Annehmlichkeit bei. Die Ästhetik tritt jedoch nicht explizit hervor, sondern schwingt hintergründig mit.



(M1:2) Dennis fotografiert seine Trainingsroute. Ein breiter gepflasterter Weg prägt das Bild. Es tun sich Wege auf, die von Grün gerahmt sind. Der Weg ist menschenleer und führt den Blick der Betrachtenden in weite Ferne. Dennis schätzt die Möglichkeit, sich hier in Ruhe seinem Training zu widmen. Das Grün rahmt das Setting, in dem ihm dies möglich ist.



(M1:3) Ilka greift Grün als Landschaftszene auf, in der sich ähnlich wie bei Dennis zwei Wege auftun, die von Grün gesäumt sind. Diesen Weg kennt Ilka von ihren Parkbesuchen. Sie mag den abgebildeten Anblick, der sich ihr bietet, wenn sie den Park betritt. Wenn sie die Wege geht, entspannt sie am Feierabend. Auch kann ihr Sohn hier gefahrlos spielen. Das Grün bietet ein geeignetes Setting für ihre Zwecke, ohne selbst relevant zu sein.



(M1:4) Laura fotografiert vorwiegend Infrastrukturangebote. Hierunter findet sich dieses Foto. Sie fotografiert einen Park vom Wegesrand aus und bildet eine Wiese ab, die im Hintergrund von Bäumen gerahmt ist. Hier trifft sie sich mit Freunden zum Grillen. Der Park ist für sie ein geeignetes Setting für die angestrebte Tätigkeit. Das grüne Umfeld schätzt sie als Aufenthaltsort, während dieser wesentlich das Setting für gemeinschaftliche Aktivitäten repräsentiert.



(M1:5) Frau Becker verweist auf den Diederichsenpark als besonderen Ort. Besonders ist dabei für sie, dass sie ihren Hund dort freilaufen lassen kann. Sie fotografiert, ähnlich wie Doreen, nicht den Park selbst, sondern ein Schild, welches dem Park die angestrebte Nutzung zuschreibt. Frau Becker ist demnach primär die Nutzung als Hundauslauf präsent und nicht etwa die Erscheinung des Parks, der Baumbestand oder ein besonderer Ausblick.

22.2 Modus der Behaglichkeit (M2)

Grün unterstreicht das Leben einer ‚schönen heilen Welt‘

Prototypischer Fall: Herr Rademann (D)

Assoziierte Fälle: Stefan (K), Herr Hauber (D)

In diesem Modus ist Grün kaum präsent und wird nur beiläufig erwähnt. Im konkreten Tun richtet sich die Wahrnehmung vorwiegend auf die *soziale Umwelt*. Man strebt nach einem sicheren, gehobenen und homogenen sozialen Umfeld, in dem eine behagliche Atmosphäre erlebt werden kann und keine Belästigungen oder Bedrohungen zu erwarten sind. In der Betrachtung der sozialen Umwelt wird auf eine „gehobene Klientel“ (Herr Rademann, Stefan) und auf die Eigenschaft eines sicheren Stadtteils verwiesen.

[L] *Stefan charakterisiert das Viertel anhand sozialer Gruppen, die anzutreffen sind. Auch wenn er unsicher in der Formulierung seiner Gedanken ist, wird deutlich, dass er sich von potentiell ‚bedrohlichen‘ sozialen Gruppen distanzieren möchte.*

I: Wie würdest du den Stadtteil jemanden beschreiben, der ihn überhaupt nicht kennt?

Stefan: Ääähm ..höhers ähm Wohnniveau. Würd ich ganz klar so sagen. Ähm das Klientel ist etwas gehobener. Also ohne abwertend zu klingen ist das ja halt uuund ... ja es hat viel zu bieten halt. Wenn man sacht, man plant Kinder oder so oder man hat Kinder, für die is ja auch immer Platz. .. Es is SICHER, was ja auch für viele mittlerweile n Aspekt ist, wo man sacht ja wie is denn die Gegend so? Uuund nagut die Kosten sind halt natürlich dementsprechend der Mietspiegel ist recht hoch aber .. ich glaub der hat in GANZ Kiel angezogen.

Öffentliche Grünräume werden als Orte aufgegriffen, an denen man soziale Homogenität erfahren kann. Das Erfahren sozialer Homogenität wiederum dient der Affirmation eines sicheren Umfeldes, in dem keine Konfrontation mit potentiell gefährlichen oder unredlichen Menschen erfolgt. Damit einhergehend unterstreichen öffentliche Grünräume mit einer homogenen NutzerInnestruktur das Empfinden von *Sicherheit und Behaglichkeit in der alltäglichen Umwelt*.

[W] *Am Ende des Interviews zieht Stefan ein Fazit, in dem er noch einmal auf die Sozialstruktur zu sprechen kommt und eine Verbindung zu den Grünanlagen herstellt. Stefan ist unsicher in seinen Formulierungen. Es wird deutlich, dass eine hierarchische Kategorisierung von sozialen Gruppen Argumentationsweise prägt, während er es als inkorrekt empfindet, dies auszusprechen. In den Grünanlagen im Umfeld des Viertels findet sich die angestrebte soziale Homogenität eines „gehobenen Niveaus“, wodurch es in der Kausalität dieses Modus nicht zu Belästigungen kommt.*

Stefan: Und ich glaube ein Hauptaspekt dafür, dass du sacht, du ziehst Düsternbrook oder Blücherplatz ist einfach du hast hier diese GRÜNanlagen da. Und du hast es auch nicht so, dass du wie in Gaarden ne Grünanlage hast, wo du abends irgendwie (flüsternd:) hä? Was kaufen? Hast du eigentlich NICHT. Und das ist halt das Schöne. Und was für

mich n Hauptaspekt ist zum Teil, ähm du hast hat n wie schon gesagt n gehobenen n gehobenes Niveau. Gut mit dem Wort Niveau sollte man vorsichtig sein, aber ... ich mag's auch nicht runterzugrenzen. Also du hast eher weniger soziale Unterschichten. Naja kannst ja dann besser äh umformulieren. Ist find ich klingt alles so abwertend.

Mit der Charakterisierung des Viertels anhand sozialer Merkmale erfolgt eine Selbstverortung als dem gehobenen sozialen Umfeld zugehörig. Diese Verortung tritt jedoch nicht explizit hervor, etwa zum Zweck des Profilierens. Die Suche nach einem sozial angemessenen Umfeld folgt dem *Bestreben einer sozialen Affirmation* im Sinne eines Sich-Versicherns über eine sichere Umwelt. Das Kreuzviertel wie auch der Stadtteil Blücherplatz stehen für ein sicheres Terrain, da hier vornehmlich „gehobene“ soziale Gruppen anzutreffen sind, mit denen man sich vorzugsweise oder ausschließlich umgibt. Während das eigene Viertel eine ‚Wohlfühlzone‘ bildet, in die man sich als ein Refugium zurückzieht, werden Räume gemieden, in denen eine Konfrontation mit deviantem Verhalten erfolgt, soziale Probleme sichtbar werden oder Konflikte drohen. So wird auch die soziale Homogenität des eigenen Stadtteils als besondere Qualität hervorgehoben, die das Wohlbefinden steigert.

[W] Stefan macht deutlich, dass er sich vorzugsweise nur im Stadtteil aufhält, da er sich hier besonders wohlfühlt. Das Wohlfühlen beschreibt er, wie die nachfolgende Interviewsequenz zeigt, als eine Gemütlichkeit und begründet dies mit einem Gefühl von Sicherheit, das sich im Umfeld des Blücherplatzes aufgrund der hier verorteten „Klientel“ und dem Pflegezustand der Umgebung einstellt. Stefan möchte sich nicht unangemessen äußern, wengleich er seine Überzeugungen kundtun möchte. Demnach müssen sich die AnwohnerInnen offenbar nicht vor „Gruppierungen“ anderer Kulturen fürchten, die dort „draußen rumlaufen“. Dabei dient der Mietspiegel erneut als objektivierende Referenz zur Charakterisierung des Viertels. Auch die Kriminalitätsrate wird als objektives Kriterium angeführt. Grün in Form von „Parkanlagen“ führt er hier am Rande zur Unterstreichung der bevorzugten Wohnsituation an.

I: Okay ja und ähm warum fühlst du dich jetzt gerade hier im Stadtteil so wohl?

Stefan: Weil der Stadtteil für mich von allen am attraktivsten ist, am gemütlichsten.

I: Mhm. Was meinst du mit am gemütlichsten?

Stefan: Ähm, ja gut kannst ja rausschneiden. Ich sach ma so, du hast ja einige Stadtteile sind ja direkt, dass du sachst, du hast ne höhere Kriminalitätsrate oder das Klientel was du hast, ist ich mag diesen Begriff multikulti nicht, weil ich finde, der ist AUCH abwertend. Ähm das is halt durch ne Mischung, dass du abends hast, dass du entweder fürchten fürchten sich einige Menschen, in Anführungsstrichen, vor einigen Gruppierungen die in Anführungsstrichen draußen rumlaufen. Und das ist halt das, was du hier eigentlich NICHT hast. Das mag natürlich auch durch den höheren Mietspiegel sein. Aber auf jeden Fall sind das so Dinge, wo man sagen kann, ja, .. Im Fall die Häuser sind halt immer alle sehr gut in Schuss, ähm dazu komm halt die großen Parkanlagen, die du hier hast. Deswegen. Und der Blücherplatz bietet ja auch von den Geschäften her eigentlich auch immer noch Attraktivität her. Du musst da nich unbedingt weit.

Das Viertel wird als „heile Welt“ (Herr Rademann, Herr Hauber) stilisiert, die man ungerne verlässt. Dabei dienen Problemviertel als Kontrastfolie, mit der die Sicherheit und die guten sozialen Verhältnisse im eigenen Viertel hervortreten. Zudem unterstreichen Kategorisierungen und objektive Referenzen (wie der Mietspiegel und die Kriminalitätsrate bei Stefan) Bemühungen, Klarheit über die sozialen Umstände im Viertel zu schaffen und es anhand faktischer Merkmale als sicher zu definieren.

[L] Zur Charakterisierung des Viertels bezieht sich Herr Hauber ausschließlich auf Merkmale, die das soziale Umfeld betreffen. Die Ausführungen sind vorwiegend geleitet von Versuchen der Kategorisierung, die vielfach in Pauschalisierungen („Proleten“) und Überspitzungen („Galaxien“) münden. Dabei betont auch Herr Hauber die „heile Welt“ des Kreuzviertels und verleiht dem mithilfe des Kontrasts zwischen dem Problemviertel Dortmunds und ‚seinem‘ Viertel sowie zusätzlich durch plakative Schilderungen Nachdruck.

I: Wie würdest du den Stadtteil Leuten beschreiben, die den Stadtteil nicht kennen?

Herr Hauber: Was ich halt total oft sage ist der eine Quadratkilometer heile Welt. Wenn ich hier in ne Kneipe gehe, dann weiß ich mit ner HOHEN Wahrscheinlichkeit, dass ich nicht von irgendwelchen Proleten angemacht werde. Äh GeWALT hab ich hier noch GAR nicht mtgekricht, außer einmal. .. Dat is schon so'n bisschen was Anderes. Es ist so'n bisschen ROSA. Wenn du dat vergleichst mit Nordstadt oder anderen Stadtteilen, da liegen GalaxIEN daziwschen.

Auf der Suche nach sozialer Homogenität und einem gehobenen sozialen Umfeld bilden sichtbare Merkmale des Viertels einen Gradmesser für das Sicherheitsempfinden. Dass die Häuser „gut in Schuss“ (Stefan, s.o.) sind, heißt offenbar, dass hier auch ein intaktes und vor allem sicheres soziales Umfeld vorzufinden ist. Von dem schmuckvollen und pompösen Ensemble einer Gründerzeitsiedlung geht eine Ikonizität aus, die die BetrachterInnen ein gehobenes und zugleich sicheres und behagliches Lebensumfeld erleben lässt. Hierunter wird Grün als schönendes Element der baulichen Umwelt begriffen. Die Präsenz von Grün fügt sich mit der Architektur zu dem gewünschten harmonischen Bild, während das Grün nur selten explizit hervortritt. So verschmilzt Grün mit baulich-ästhetischen Elementen im Stadtraum zu einem Anzeiger einer ‚gehobenen‘ sozialen Umwelt.

[L] Herr Rademann rekonstruiert zu Beginn des Interviews, wie er die Umgebung während seiner Wohnungssuche wahrgenommen hat. Demnach trugen neben dem gastronomischen Angebot Grünelemente in Symbiose mit den historischen baulichen Strukturen dazu bei, dass das Viertel als bevorzugter Wohnstandort erschien. Herr Rademann versucht sich über äußere Merkmale und Kategorisierungen darüber zu vergewissern, dass es sich bei dem Kreuzviertel um ein angemessenes Viertel handelt. Dabei wird der Name Kreuzviertel zu einer Marke, von der er sich bestimmte Qualitäten verspricht. Zugleich hat ihn das schöne Äußere des Viertels angezogen. Darüber hinaus verbindet er mit dem Viertel einen sozialen Aufstieg. Er kann sich in einem bevorzugten Viertel verorten, in das er es bisher nicht geschafft hat. Grün dient hier als ein Attribut der sichtbaren

Umwelt, die eine gehobene gute Lage kennzeichnet. Dabei wird Grün im unmittelbaren Zusammenhang mit einer ruhigen Umgebung genannt. Auch treten alte Bäume zusammen mit pompösen Häusern hervor. Offenbar unterstreicht das Grün eine ruhige, friedlichen Umgebung und eine gehobene Nachbarschaft.

I: Wie kam das dazu, dass Sie sich für dieses Viertel entschieden haben?

Herr Rademann: Ja. Es war einfach jetzt so hier dieses Grüne hier, dieses Ruhige, auch wenn hier viele Autos fahren oder viele Autos stehen oder so aber es hat irgendwie der schöne wenn noch vorhandene BAUbestand aufm außer hundertjahre Altbaubestand, diese pompösen Häuser, die ich aus Münster kenne, ähm die ich auch in Osnabrück gesehen hab, das hat mich doch SEHR gereizt. Das ist ja dann Nähe zur Innenstadt klar. Dann ich mag Kneipenkultur, auch wenn ich nicht jeden Abend in ne Kneipe verbringe aber dass es die Möglichkeit hinzugehen. Oder jetzt abends oder sonntagnachmittags irgendwo n Kaffee zu trinken und dann auch äh ist mir SEHR wichtig halt.

I: Mhm. Also Sie ham das quasi hier entDECKT dann oder?

Herr Rademann: Ja also entdeckt insofern es hatte jetzt n Wiedererkennungswert, wie jetzt das, dort äh das Münsteraner Kreuzviertel. Wo ich immer hin wollte aber es nie geschafft hab. Ich hab dann in nem anderen Stadtteil gelebt zuletzt in Münster aber es war irgendwie Kreuzviertel das ist für mich n BeGRIFF, der der ne bestimmte Wohnqualität mir verspricht. Oder vermittelt oder wo ich dann die Erwartung hab, ne bestimmte Qualität, nich? Wieviel Lebensqualität kann ich dort erfahren und ähm ja das hab ich dann hier so im Süden wiederentdeckt. Also ich war nicht von vorn herein aufs Kreuzviertel aus.

Die ästhetischen Anblicke der baulichen Umwelt werden nicht expressiv zur Distinktion aufgegriffen und dienen nicht allein genussvollen Betrachtungen. Die Erscheinung der Umwelt fügt sich *zu einer Kulisse, die ein behagliches Umfeld inszeniert*. Diese Umwelt wird jedoch nicht durch Kontrollgänge hergestellt und es werden keine Änderungen eingefordert (vgl. Typ Kontrollieren und Evaluieren), sondern Eindrücke werden passiv konsumiert. Hier unterstreicht Grün als Gestaltungselement die gutbürgerliche „Fassade“.

[W] Herr Rademann resümiert zum Ausklang des Walking Interviews, wie er das Viertel erlebt. Das Interview hat ihn offenbar zu einer Reflexion veranlasst, die er im Folgenden mitteilt. In der Nordstadt fand Herr Rademann auch eine attraktive Siedlung, entschied sich jedoch aufgrund des sozialen Umfeldes gegen diesen Wohnstandort. Er rekapituliert ein Erlebnis, bei dem er sich bedroht gefühlt hat. Dieses Erlebnis dient als Begründung seiner Wohnstandortwahl. Ebenfalls möchte er seine Kinder vor Gefahren schützen. Er reflektiert, dass er nach einem Gefühl der Sicherheit strebt und äußere Merkmale einer gehobenen baulichen und sozialen Umwelt für ihn dieses Gefühl erzeugen. Er nimmt dabei das Bild der „Fassade“ auf, die soziale Verwerfungen verbliendet, sodass man sich in Sicherheit wiegen kann.

Herr Rademann: Ich hatte überleht in die Nordstadt zu ziehn, in die, ohch wie heißt die Straße noch. ... [Er beschreibt die Architektur einer Wohnanlage in der Nordstadt]. Äh die Umgebung fand ich auch erstmal sehr reizvoll, als ich da eins zwei Mal so durchgegangen bin, wollt mir vorher auch die Umgebung halt mal anschauen. Aber ich sag auch wie ich

eben sachte so die Problematik, Dortmund Nordstadt äh, mit meinen Kindern, mit meiner Tochter, die war damals, das ist jetzt fünf Jahre her, da war die Fünfzehn, äh die hätte ich abends nicht allein durch die Gegend laufen lassen. Und dann bin ich einmal [er erzählt von einer Demonstration, die er verließ]. Und wurde verfolgt. Also wirklich Leute, die sich an meine Fersen geheftet haben, mit' m Fahrrad oder zu Fuß und ich hab mich da unsicher gefühlt. Und das war für mich dann die Entscheidung oder kam für mich nochmal die Überzeugung, dass die Entscheidung richtig war, da nicht hinzuziehen. Sozusagen so. Ich muss kein ich muss das Gefühl haben, mich sicher zu fühlen in der Stadt. Und das hatte ich hätte ich da nicht. Also das ist vielleicht so als Quintessenz oder so das ist hier hier fühl ich mich sicher

I: Mhm. Das ist auch nicht unwichtig.

Herr Rademann: Ja .. [nachdenklich] wobei das äh klingt abwertend gegenüber Nordstadt.. es ist einfach auch viel, es ist Multikulti ... Aber das ist auch so'n Vorurteil .. Vielleicht setzt ich da auch einem Vorurteil auf, wenn ich sage so zwischen bürgerlichen oder Bürgerhäuser, bieten Sicherheit. Keine Ahnung, was sich dahinter ABspielt, hinter dieser Fassade. Es ist vieles FASSADE hier. Nee also ich erleb es ja auch als Lehrer in der Schule, wie viel Fassade hinter so mancher äh hinter so manchem dicken Auto oder Chanel-Tasche oder sonst wie oder steckt, oder welche Abgründe sich da auftun, ne? Und äh das gleiche kann ich auch HIER anwenden auf auf solche Häuser. So denn sitz ich dieser TÄUSchung dann halt auch auf und lass mich von so ner Fassade blenden, die mir dann vermeintliche Sicherheit vermittelt, die es nicht gibt. Auch hier wurde mir mein Fahrrad geKLAUT. Das erste Mal.

I: Ja davor ist man nicht gefeit wahrscheinlich.

Herr Rademann: Ja aber oder die Leute fahren einem den Autospiegel ab ne und äh melden sich dann nicht und fahren einfach weiter halt, ne. Genauso üble Charaktere halt, ne, die auch hier leben. Ne und das das FASSADE.

Die „Fassade“ wahrt nicht nur soziale Verwerfungen in der Nachbarschaft. Auch dient Grün zur Herstellung einer Fassade, die vor den Blicken der Öffentlichkeit schützt. Auf Nachfragen wird deutlich, dass man sich gerne mit Grün umgibt. Grün wird vorwiegend als notwendig für Entspannung und für das Wohlbefinden erachtet, während das Vorhandensein von Grün als angenehm geschätzt wird. Ist man von Grün umgeben, *eröffnet sich ein Refugium*, das von sozialen Zwängen befreit. Während im Alltag ein Streben nach sozialer Konformität hervortritt (man möchte nichts Falsches sagen und nicht unangenehm auffallen), eröffnen Grünräume im Kontrast hierzu Räume, in denen eine Loslösung von sozialer Konformität gelingt. Grünräume werden zu einer Gegenwelt, in der man sich befreit bewegen kann.

[W] Herr Hauber erzählt, dass er sich in der nahe gelegenen Grünanlage die Freiheit nimmt, seinen Hund frei laufen zu lassen. An der Grünanlage angekommen flüchtet er sich zu seiner „Bauminself“, die er sich als Rückzugsort angeeignet hat. Hier kann er sich von den Verpflichtungen der Arbeit lossagen, indem er für sie „unsichtbar“ wird.

Herr Hauber: Also mir fehlt das richtig morgens, wenn ich nicht mit Sam hier war.

I: Okay. Was fehlt dir dann? Einfach nur HIER gewesen zu sein?

Herr Hauber: Joa dieses hier is halt nix, kein Telefon, kein gar nix. MEIST lass ich das Telefon zuhause dann. Oder oft. So hier. [Macht ein Foto] Joa, so im Prinzip, ne? Meine Ecken sind diese diese BAUM-INsel. Manchmal setz ich mich da einfach rein, und guck mir das so an. Selber bist du dann UNSichtbar. und schön.

[W] Stefan beschreibt seinen Aufenthalt in den Grünanlagen ähnlich, führt es jedoch nicht weiter aus. Auch er flüchtet vor dem Alltag, wenn er im Grünen ist.

I: Und wenn du dann da hin kommst, gehst du dann spazieren oder wie läuft das ab?

Stefan: Joa, spazieren oder irgendwo ne Bank suchen, abschalten, fertig. Ne?. Dem ALLtag entfliehn.

[W] Im Fall von Herrn Rademann zeigt sich die enge Fokussierung auf das Empfinden von Sicherheit und Behaglichkeit in zugespitzter Weise. Er zeigt im Walking Interview eine Grünanlage in einem Hinterhof, die er als besonderen Ort der Ruhe und Abgeschiedenheit hervorhebt. Jedoch meidet Herr Rademann Grünräume dieser Art. Für ihn stellt sich hier ein Unbehagen ein, da er befürchtet, als unerwünscht oder gar als Bedrohung wahrgenommen zu werden. Die Gestalt des Grüns erfährt dabei keine Konkretisierung. Vielmehr rahmt das Grün das soziale Setting als einen Ort des Rückzugs für andere, an dem er sich deplatziert fühlt.

Herr Rademann [in einer Grünanlage im Hinterhof angelangt]: Also sowas .. verMUTet man erstmal so nicht, ne? Da hinten ist glaub ich der Spielplatz .. Und das ist noch so'n ABGESCHIEDEN sein, ne? Der Lärm von der Straße ist WEG äh und hier is es vielleicht wie gesagt als Mann ein bisschen schWIERig (lacht) ja ne hier wird dann rumgespielt. Man kann glaub ich auch da hinten noch so'n bisschen weiter rumgehen. Ach nee genau, hier kann man rum gehn und dann ein paar Mal hab ich mich dann da vorne ist glaub ich ne Bank gewesen, mich mal hingestellt aber eben mach ich mach ich eigentlich nicht. Kein Bock auf solche Bösen oder befremdlichen Blicke also .. [...].

[W] Als Konsequenz aus dem Erleben eines deplatziert seins formuliert Herr Rademann später im Interview den Wunsch nach einem Garten, in dem er draußen sein kann und sich frei bewegen kann, ohne dass ihm jemand etwas vorschreibt oder ihn bedrängt. Dabei ist jedoch nicht der Garten als bepflanztes oder bewachsenes grünes Areal relevant. Die Grünpflege erscheint vielmehr als Last. Stattdessen dient der Garten als Ort, an dem er ins Freie treten und eine Befreiheit erleben kann. Hinzu kommt, dass ihm der Status des Gartens als sein persönliches Eigentum die Sicherheit verleiht, diesen Ort gegenüber ungewünschten Begegnungen kontrollieren zu können, was wiederum das Erleben von Behaglichkeit an dem so konstruierten Ort fördert.

[I und Herr Rademann sprechen über das Wohnen am Tremoniapark. Herrn Rademann erzählt, dass es ihm sehr gefallen würde, dort zu wohnen]

I: Was gefällt Ihnen da so besonders?

Herr Rademann: Ähm, ich glaub ich hätte da gerne ein Häuschen mit GARTen, obwohl ich kein Gartentyp bin. Also ich würde es wahrscheinlich nach einem Jahr verfluchen und eben im Sommer jede Woche den RASen mähen zu müssen oder vielleicht sogar zweimal. Äh ich würde allenfalls den Rasen anBAUEN oder anlegen also keine Blumen oder so

aber dieses äh, RAUS gehen können aus der WOHNUNG im ins Freie und zu sagen, sagen zu können, das ist noch quasi MEINS, das .. ich mir von MEINEM GEBIET, äh und das ist mir schon wichtig. Und für mich ist auch ne Wohnung mit BALKON wichtig. (I: ok) Alleine dieses Gefühl zu haben, jetzt bin ich dRAUßEN, wenn ich den Balkon betrete. Meiner ist SEHR klein. Drei, vielleicht drei Quadratmeter groß oder zwei bis drei Quadratmeter, mehr nicht, aber gerade dieser kleine Balkon war wichtig.

I: Aber man könnte ja auch theoretisch, wenn man das Grün vor der Nase hat, die eine oder andere kleine Fläche gibt es hier ja, könnte man ja auch sagen, gut dann setz ich mich da hin? Wäre das ne Alternative für Sie?

Herr Rademann: Ne.

I: Keine Alternative?

Herr Rademann: Also Balkon muss dabei sein.

I: Mhm. Warum muss es jetzt unbedingt der Balkon sein?

Herr Rademann: Äh. Im Verleigch zum GÄrten?

I: Nee jetzt im Vergleich zu ANderen Grünflächen. Man kann ja auch in'n Park gehen.

Herr Rademann: Weil's dann MEINS ist. .. Also ich hab das RECHT zu sagen ich bin da und ich hab das ich kann mich so bewegen wie ich WILL. Natürlich gibt's da auch Dinge die ich nicht machen kann oder machen werde, aber ich könnte auch bestimmen, ich geh da jetzt hin, keiner kann's mir irgendwie verWEHREN, keiner kann mir ... kann mir auf die Pelle rücken. Nur die die Leute, nur Leute, die oder Menschen, denen ich es quasi geSTATTE. Also muss nicht wortwörtlich sein, wenn meine Kinder mich besuchen, ähm können sie SELBSTverständlich auf den Balkon gehen, ohne dass ich ja oder nein sage halt aber wildfremde Leute können da halt NICHT drauf, ne? Und äh da gibts auch ne Distanz des Einhaltens, man kann nicht einfach über die BALKONbrüstung gucken und mir dann beim LESEN oder beim KAFFEE trinken zugucken. Also das würde ich mir auch verbitten. Und das das ist wichtig. Oder halt auch eben, ja nich in ner in nem umgrenzten KASTen zu sein, die ne Wohnung ja im Grunde genommen ist.

Orte im Modus der Behaglichkeit

Die Hervorbringung von Orten ist geprägt von der Suche nach einem *Zufluchtsort*. Während vorwiegend Cafés und Kneipen als wichtige Orte hervorgehoben werden, an denen man sich in angenehmer Gesellschaft aufhält, tritt Grün nur beiläufig in Gestalt alter Straßenbäume oder als Sträucher und Blumen in Erscheinung. Hier wird Grün als Entität zur Inszenierung eines *Zufluchtsortes vor sozialen Bedrohungen aufgegriffen*, der sich insbesondere in der Zusammenschau mit einer erhabenen Architektur vervollständigt und den Eindruck eines behaglichen Umfeldes erweckt. Daneben werden Grünanlagen gewählt, in denen die Nutzungsabsichten in einem homogenen sozialen Umfeld erfolgen können. Hierzu zählen die Forstbaumschule und der Diederichsenpark sowie der Tremoniapark. Grünräume mit einer heterogenen Nutzerstruktur, wie etwa der Westpark oder Parkanla-

gen in „Problemstadtteilen“, werden hingegen mit Unbehagen und Unsicherheiten assoziiert und dienen als Kontrastfolie zur Herstellung des Sicherheitsempfindens in der eigenen ‚gehobenen‘ Nachbarschaft. Zudem werden grüne Orte geschätzt, an die man sich zurückziehen kann, wie etwa private Gärten und begrünte Hinterhöfe (v.a. Kreuzviertel) oder menschenleere Grünräume (hier v.a. Grünanlagen Westfalahallen Dortmund, Uferbereiche Kiel). Dabei ist die Erlebbarkeit von Grün weniger relevant als die Räume, die sich durch das Vorhandensein von Grün eröffnen. Es sind *Zufluchtsorte*, in denen sich eine wohlige Sicherheit bzw. ein Gefühl der Freiheit von sozialen Zwängen einstellen kann.



(M2:1) Herr Rademann fotografiert einen jüngst sanierten Gründerzeit-Wohnblock. Das Bild ist auf den Baukörper zentriert, der das Bild einnimmt. Hier erscheint Grün als Beiwerk, während der Baukörper zentral ist. Herr Rademann erzählt, er würde gerne in dem „pompösen“ Haus wohnen. Das abgebildete Haus repräsentiert hier offenbar jene Bauten, die das Gefühl eines gehobenen Umfeldes erzeugen, das er hierdurch unmittelbar als sicher erlebt.



(M2:2) Herr Hauber fotografiert den Straßenraum, den er als besonders sicher charakterisiert. Die Bar am linken Bildrand schätzt er aufgrund des angenehmen sozialen Umfeldes. Im Bild breitet sich die Markise über den Weg aus. Der Blick entlang des Weges unter der Markise erscheint wie von einem Dach geschützt, was sich als ein Ausdruck der gesuchten Behaglichkeit deuten lässt. Grün erscheint nur im Hintergrund als Attribut des Stadtraums, während das ‚schützende Dach‘ das Bild dominiert.



(M2:3) Herr Rademann fotografiert einen Hinterhof mit Pflanzen. Hier findet Herr Rademann eine geschützte Verweilfläche, mit der jemand mithilfe der Pflanzen ein „kleines Refugium geschaffen“ hat. Dabei machen erst die Pflanzen den Hinterhof zu einem geschützten Ort zum Verweilen. Hier lässt es sich nach seinen Erläuterungen draußen wohlfühlen. Dieser Ort trifft sein Bedürfnis der Sicherheit und Behaglichkeit, da dieser als geschützter Ort eine gewisse Privatheit mit sich bringt.



(M2:4) Stefan wählte nur ein Fotomotiv: den Blick vom Park auf die Förde. Der Blick ist von Bäumen und einer satten Wiese gerahmt, dahinter tut sich die Förde samt Segelschiffen wie ein Postkartenmotiv auf. Hier hält Stefan inne und „entflieht“ dem Alltag. Das Motiv erscheint wohl gewählt, die Bildelemente sind symmetrisch angeordnet und der Horizont liegt in der Mitte des Bildes. Die ausgeprägte Ordnung der Bildelemente scheint zu suggerieren: Hier scheint ‚die Welt in Ordnung zu sein‘.

22.3 Modus des privilegiert Lebens (M3)

Besonders Grün und besonderes Grün für besondere Ansprüche

Prototypischer Fall: Sonja (K)

Assoziierte Fälle: Torben (D), Frank (D)

Im Modus des privilegiert Lebens ist die Wahrnehmung geleitet von einer *Suche nach dem Besonderen*. Die Aufmerksamkeit richtet sich auf ausgewählte Infrastrukturangebote sowie auf architektonische Merkmale. Es besteht ein ausgeprägtes Bewusstsein für die äußere Erscheinung der baulichen Umwelt. Die Gestalt von Gebäuden wird bewusst betrachtet, während Grün gegenüber der Architektur zweitrangig als Bestandteil eines attraktiven Stadtbildes wahrgenommen wird. Dabei folgt die Wahrnehmung einem fotografischen oder künstlerisch geleiteten Blick, in dem ästhetisch ansprechende Anblicke, harmonische Ensembles und schmuckvolle Details im Alltäglichen *registriert werden und eine explizite Aufmerksamkeit erfahren*.

Im Interview erfolgen vermehrt Verweise, dass es sich bei dem Viertel aufgrund der Wohnumfeldqualität um eine erstrebenswerte Wohnlage handelt. Ein Zuzug in dieses Viertel führt zu einer ‚Verbesserung‘ oder ‚Aufwertung‘. Auch betonen und würdigen Beschreibungen die privilegierte Situation, in der man seinen Alltag vollzieht. Dabei erscheinen vorhandene Grünformen als Anzeiger einer Wohnlage, in der sich eine *besondere Lebensqualität* erleben lässt. Zugleich wird Grün als rares Gut verstanden, dessen Vorhandensein ein Viertel zu einem *distinkten Ort* werden lässt.

[L] Torben beschreibt die Vorzüge des Viertels. Hierbei denkt er als erstes an das vorhandene Grün, ohne dass das Thema Grün zuvor von der Interviewerin eingeführt wurde. Nach Auflistung weiterer Ausstattungsmerkmale subsumiert er, dass sein Umzug ins Kreuzviertel für ihn eine Aufwertung bedeutet. Die Aufwertung der Wohnsituation dient hier womöglich als Metonym zur Verdeutlichung des eigenen Sozialstatus. Die Aufwertung wiederum spezifiziert er über den Straßenbaumbestand. In der besseren Wohnlage findet er deutlich mehr Straßenbäume. Auf diese Weise werden Straßenbäume als Indikator attraktiver Wohnlagen konzipiert.

I: Und als ihr dann quasi hierhergezogen seid, wenn du dich mal Erinnerst, was ist dir als erstes aufgefallen, als du dich hier im Viertel eingelebt hast?

Torben: Was ist mir aufgefallen. Grün. Sehr gut also schöne Pflanzen, so diese grünen Straßen sach ich einfach ma. Und ähm diese alten, teilweise alten Gebäude. Also dieser Altbau, diese Fassaden, wenn du mal rausguckst. Gegenüber ist ein Haus, das ist einfach wunderschön sich das auch im WINTER, wenn es dann sach ich mal DUNKEL ist und leicht beleuchtet ist, das ist SO schön, sich das anzugucken. Das is auch zwei drei Häuser in die Richtung, ähm, Onkel Toms, richtig toll. Also Mir gefällt die Substanz hier, Mir gefällt die NÄHE auch arbeitstechnisch zur zur zur Autobahn hier vorne. Fußballtechnisch brauch ich nichts sagen, ist klar, ist auch sehr gut. Und mir gefällt halt HIER sowieso

ganz stark dieses Ganze, wie ich grad schon sagte, Kneipen, Restaurants, ja so Kleinigkeiten. Hast n Netto nebenan, hast alles fußläufig. Also das ist echt .. SCHÖN. Es ist ruhig. Es ist abends absolut Totenstille hier. Du kannst hier wirklich mit offenem Fenster schlafen, du hörst NICHTS, ja?! Und ja, es ist definitiv ne Aufwertung. Meine erste Wohnung war nicht schlecht, aber das ist definitiv ne Aufwertung. Von der GEGEND. Weil da hattest du ne Straße, da hattest, keine Ahnung, hundert Parkplätze und vier Bäume. Hier hast du vier Parkplätze und HUNDert Bäume so ungefähr, geFÜHLT. Ja? [er fährt fort mit seiner bevorzugten Verkehrsmittelwahl]

Mit dem Vorhandensein von Grün erfüllt sich nicht allein das Bedürfnis nach ästhetischen Eindrücken. Mehr noch erzielt Grün eine Außenwirkung, in der Grün eine attraktive Wohnsituation unterstreicht. Begrünungen wie Straßenbäume oder Beete werden als ein Teil der Ausstattung des Wohnumfeldes verstanden. Grün erscheint als *Accessoire, das äußerlich etwas ‚hermacht‘* und so Ansichten eines ansprechenden Stadtbildes vervollständigt oder aufwertet. Auch sind die verfügbaren Grünflächen Teil eines guten Infrastrukturangebots. Die Verfügbarkeit von Grünflächen, einhergehend mit einer besonderen Qualität der Grünflächen, wird so zum *Ausdruck gewisser Vorzüge einer privilegierten Wohnlage*.

[L] In diesem Modus werden die sich bietenden Ausstattungsmerkmale nicht nur geschätzt, sondern vermehrt als distinkte Qualitäten hervorgehoben. Sonja etwa charakterisiert den Stadtteil unter anderem über den „außergewöhnlichen“ Baumbestand im Park. Daneben verdeutlichen sich ihre Ansprüche anhand eines unattraktiven gastronomischen Angebots, indem sie herausstellt, dass dieses nicht ihren Anforderungen entspricht („zu pommeslastig“).

I: Was muss man jetzt hier speziell am Blücherplatz gesehen zu haben, um den Stadtteil so ein bisschen kennenzulernen?

Sonja: Also was WICHTig ist glaub ich, ist der MARKT und ähm der kleine Kaffeestand auf RÄDern. (beide lachen) Das ist ein MUSS. Also das glaub ich ist wichtig. Also ich glaube dann einmal FORSTbaumschule, .. mhm. Aus der Blick, aus dem Blickwinkel der BÄUME, die da stehen. Also das ist ja wirklich AUßergeWÖHNlich. Wenn man ein bisschen so weiß, was da so steht, das ist schon echt SEHR besonders.

I: Inwiefern außergewöhnlich?

Sonja: Ja, also die ham also ganz VIEle so MAMMUTbäume, dann spezielle BIRken, auch so groß gewachsen, also das ist schon WIRKlich, toll. FORSTbaumschule ist jetzt NICH so mein Platz der Wahl aber kann man gerne mal ein Bierchen trinken.

I: Die Kneipe dann.

Sonja: Ja genau. Weil das ist mir zu POMMESlastig. Wenn man draußen sitzt und schon Pommes riecht, dann ... ABER ich finde im Sommer ist das echt ne tolle Kneipe.

Im späteren Verlauf des Interviews spezifiziert Sonja die besonderen Qualitäten des Stadtteils. Demnach scheint die Stadt(planung) den Status des Stadtteils zu würdigen, da der Blücherplatz nach hohen Qualitätsstandards neugestaltet wurde. Ebenso hebt sie das Grün im Viertel hervor und folgt dabei der gleichen Logik wie bei der Benennung städtebaulicher Qualitäten. Offenbar charakterisiert Grün hier ebenfalls eine gehobene Ausstattung. Auch ist die Verfügbarkeit an Grün

ein Merkmal ihrer privilegierten Wohnsituation („echter Luxus“). Schließlich stellt sie heraus, dass ihr Grün nicht explizit am Herzen liegt („jetzt unabhängig von dem Grün“), sondern dass für sie eine angenehme Umwelt entscheidend ist.

Sonja: Aber ich mein, wenn man hier WOHNTE, das ist ja, das ist ja echter LUXUS, dass man so viel Grün und so viel Wasser nah bei hat. Ich glaube das ist ja nicht selbstverständlich, ne?! Muss man einfach so sehen. Das ist schon, das ist schon echt beSONders an an DIES JA also einfach an BLÜcherplatz drum herum, ne? Die ham ja jetzt, diesen Platz, der ist ja AUCH noch gar nicht so alt. Den ham sie jetzt auch alles neu gemacht. Und das ist schon beSONders. Also ... Und da ham sie auch ECHT QualiTÄT, weil durch diese durch diese ganzen also Beläge ist es ja auch verkehrsberuhigt und man empFINDET das auch als ruhiger. So ich glaube das ist jetzt unabhängig vom GRÜN. So das hat ja ganz viel damit zu tun, ne? Da ist man DA echt entspannter und so.

Die Vorzüge des Viertels lassen ein Alltagsleben an jenem Ort als privilegiert erscheinen. Es wird ein hoher Anspruch formuliert, welcher im Viertel bzw. im Stadtteil erfüllt wird. Gleichzeitig ist die Erwartung erkennbar, im Alltag ein attraktives Umfeld zu erfahren.

[W] Sonja plädiert für mehr Grün, jedoch nicht als ‚stümperhaftes Stückwerk‘ von Eigeninitiativen. Hier schwebt ihr womöglich eine professionellere Grüngestaltung anstelle von Eigeninitiativen vor. Die Betrachtung eines beschädigten, wenig gepflegten Blumenkastens vor einer Pizzeria veranlasst sie dazu, verärgert oder enttäuscht zu reagieren. Sie geht zugleich davon aus, dass das Grün für die Gäste liebevoller zu gestalten ist. Ein gepflegtes und umsorgtes Grün erscheint hier als ein Symbol für eine Wertschätzung der Konsumenten. Offenbar erwartet sie eine Würdigung als Gast, die sich über liebevoll gepflegte Blumenkübel ausdrückt.

I: Ist der Stadtteil grün genug?

Sonja: ... och ich glaube, es geht immer noch n bisschen mehr noch. Joa. Aber ich weiß immer nicht, inwieweit EIGENinitiative so das richtige MOTTO ist. Also ich glaube, es macht gar kein Sinn, wenn jeder so sein bisschen Grün vor der Tür selber bepflanzt, so. Also ich glaub DAS kann es irgendwie nicht SEIN. Aber ähm, zum Beispiel SOwas, wenn da jetzt so ne HÜTTE ist, warum machen die das jetzt nicht schön? Zugunsten ihrer Gäste. So. DAS frage ich mich eher. Ich find das ist sehr sehr also nö guckma da, das is doch nicht schön. *[sie deutet auf einen beschädigten Blumenkübel]* So DA soWAS find ich schade. Also ich finde, wenn man da, DAS da find ich AUCH, also ich mein die verSUCHEN das schon grün aber das ist alles so so dahingeschottert. (lacht) DAS find ich schade. Also das ist ja nicht schön.

Über die öffentlich zugänglichen Angebote hinaus werden persönliche Verfügbarkeiten betont, die die eigene vorteilhafte Situation unterstreichen.

[L] Torben erinnert sich, wie es dazu kam, dass er in das Kreuzviertel gezogen ist. Ihm war das Kreuzviertel ein Begriff für eine bevorzugte Wohnlage. Nun wohnt er tatsächlich dort. Noch dazu ist er in der privilegierten Situation, über eine Garage zu verfügen, während sich die Parkplatzsituation im Viertel katastrophal gestaltet. Über den ‚Besitz‘ der Garage ist Torben in besonderer Weise privilegiert.

I: Aber du kanntest das Kreuzviertel vorher nicht wirklich?

Torben: Vom Namen her, mal vom Durchlaufen, dadurch dass ich im Saarlandstraßenviertel gewohnt hab. Man KANNTE es. Da war dass da so ne schöne Straße runter geht, die ist einfach SCHÖN, wenn man die runter geht. Wo man gesagt hat, boa HIER ne Wohnung wär geil, aber mittlerweile muss ich sagen, es wär schön aber durch PARKplätze. Ich bin halt auf ein Auto angewiesen. Hölle. Weil du kriegst hier keine Garage und nichts und ich hab hier ne Garage vor der TÜR. Da bin ich auch glücklich, dass ich die habe. Das ist auch ZUfall gewesen. Weil du weißt wie das ist, Fußball, Weihnachtsmarkt, Konzerte abends, du kriegst hier kein Parkplatz am Haus. Das kannst du vergessen. Daher ist die Garage GOLD wert. Wirklich GOLD wert.

In ähnlicher Weise sind auch die Verfügbarkeit und der Besitz von Grün Gegenstand und Ausdruck einer privilegierten Lebenssituation und bieten Potentiale zur sozialen Distinktion.

[L] Sonja sähe die Innenhöfe gerne liebevoller mittels Grün gestaltet, anstatt Grün in der Stadt „stiefmütterlich“ zu vernachlässigen. Das Bild einer stiefmütterlichen Behandlung von Grün impliziert hier nicht etwa, dass Grün liebevoller zu gestalten ist, da Grün als eine hilfsbedürftige Kreatur mehr Fürsorge zuzusprechen ist, sondern dass Sonja in ihrem Alltag eine liebevolle Gestaltung der Umwelt erfahren möchte. Eine liebevolle Gestaltung spricht sie an, wenn hiermit eine sichtbare Aufwertung einhergeht, die sie gerne erleben möchte. Jedoch betrifft Sonja der beschriebene Mangel an Grün im Innenhof nicht. Stattdessen hebt sie hervor, dass sie wie auch ihre Nachbarn über einen großen Garten verfügt, sodass sie und ihr Umfeld kein Grün missen müssen. Dass man dies nicht vermutet, verleiht ihrem großen Garten eine zusätzliche Besonderheit. Gleichzeitig bringt Sonja zum Ausdruck, dass ihr Garten auch mit einer Last verbunden ist, die sie vermutlich anerkannt wissen möchte.

I: Wenn man in der Stadt wohnt, ist es ja eigentlich erstmal etwas anderes, als wenn man irgendwo außerhalb wohnt und Grün en masse hat. Und ähm ich versuch jetzt so'n bisschen nachzuvollziehen, inwiefern Grün wichtig ist. Und (wird unterbrochen)

Sonja: Joa. Also ich glaub Grün ist super wichtig, das find ich auf jeden Fall, aber ähm GrÜN ist irgendwie sehr stiefmütterlich. Also auch auch in Kiel.

I: mhm. Inwiefern?

Sonja: Joaa, also ich finde irgendwie .. ähm es gibt ja schon seit LÄNgerem diese äh INNENhof ähm Begrünung, dieser äh Gemeinschaft, die versuchen, die INNENhöfe zu begrünen. [Sonja beschreibt mögliche Begrünungsmaßnahmen für den Innenhof]. ICH kann mich überHAUPT nicht mit Grün beklagen, weil ich 600 qm GrÜNfläche GARTen hab. Also ICH ich bin (lachend) GAR NICHT auf der SUCHE nach GrÜN! Ich bin froh, wenn ich MEIN GrÜN gehÄNDelt kriege. Also DAS vermutet auch die wenigsten, dass wir so'n großen Garten haben. Also letzte Reihe und wir ham ALLE noch so große Grundstücke nach hinten raus.

Die Beschreibung der Nachbarschaft lässt einen gewissen Stolz vermuten, wobei sich die Interviewten mit dem Viertel zu identifizieren und über das Viertel sozial zu verorten scheinen. Zur Verdeutlichung der privilegierten Lebensumstände werden zudem besondere Angebote im Viertel aufgegriffen.

[L] Torben beschreibt das Viertel als sicher und gemütlich, worin sich Analogien zum Modus der Behaglichkeit finden lassen. Er kann den besonderen Reiz des Viertels schwer formulieren, jedoch zeigen. Dass die Besonderheiten des Viertels gerade dann zum Ausdruck kommen, wenn man sie zeigt, unterstreicht den expressiven Charakter dieses Modus in Abgrenzung zum Modus der Behaglichkeit. Die wahrnehmbaren Attribute des Viertels verweisen auf besondere Qualitäten, welche bei einem Gang durch das Viertel für andere erlebbar werden. Hiermit einhergehend lässt sich im Erleben der Qualitäten die eigene privilegierte Lebenssituation affirmieren.

I: Wie würdest du das Kreuzviertel jemandem beschreiben oder charakterisieren, der es gar nicht kennt?

Torben: (lacht kurz auf) Ja als sehr gute Wohnlage, n interessanter Kiez, weil jetzt nicht mit Berlin vergleichbar aber du hast hier trotzdem hier so sagen wir mal diese kleinen GeSCHÄFTE wie gesagt Unterhaltung [=Name eines Geschäfts] als Beispiel, bei dem wir auch immer GERNE hin, wenn wir da in der Gegend unterwegs sind. Einfach mal gucken. Und hier und da kauft man sich auch mal was. Muss man echt sagen. Ja erklären ist schwierig, man muss es zeigen. Also es wirklich, man kann sagen, es ist ne SEHR gute Wohnlage, ne ruhige Wohnlage, also auch ne SICHere Wohnlage. Und ja, und da kommt man halt n bisschen ins Schwärmen, wenn man sagt, da sind tolle alte Straßen. Plätze ham wir nicht so viele aber wie gesagt halt das is gemütlich. Man muss es ZEIGEN. Und das passiert dann auch meistens. Wenn sich da einer wirklich für interessiert und sagt, komm wir machen, meine ELTERN das erste Mal da warn, klar mit Hund, (pfeift) da läuft man ja auch durch die Gegend und guckt sich das alles an. Oder wenn Freunde von außerhalb kommen, die noch NIE DA warn, dann machen wir auch nichts zu essen, dann gehn wir RAUS essen, ne? Gehn wir gucken, wo es einem gefällt.

Die Lebensumstände werden verstärkt als besonders erlebt, wenn sie anderen gezeigt und die Besonderheit durch andere bestätigt werden. Dieses Bestreben ließe sich wie folgt charakterisieren: „Im Grunde geht es also um zweierlei: das Bedürfnis, den eigenen Wert festzustellen, und um das Bedürfnis, ihn auch durch andere bestätigt zu finden. Letzteres hängt mit dem Bedürfnis nach sozialer Anerkennung zusammen.“ (ABELS, KÖNIG 2010, 101) So geht der Modus mutmaßlich einher mit dem Streben, *den eigenen sozialen Status zu affirmieren*. Dies erfolgt u.a. über die Darstellung des attraktiven Lebensumfeldes, das hohen Ansprüchen genügt.

Als weitere Auffälligkeit zeigt sich in diesem Modus eine Bezugnahme auf das eigene Zeitbudget als Referenz für die Grünnutzung. Das Empfinden eines durch externe Zwänge verursachten Mangels an Zeit dient als sinngebend dafür, dass Nutzungspraktiken in Bezug auf Grün stark eingeschränkt oder gar gänzlich verhindert werden, wenngleich die assoziierten

Nutzungspraktiken grundsätzlich als erstrebenswert erachtet werden. Demnach lassen die Pflichten und Zwänge des Alltags keinen Raum für die Gestaltung von Aktivitäten, die etwa häufige oder ausgedehnte Aktivitäten im Grünen erlaubte. Dabei bilden urbane Freiräume ein Sinnbild für persönliche Freiräume im Sinne einer freien Zeitgestaltung und für das Verbringen von Qualitätszeit.

[L] Für Torben eröffnen Parkanlagen Freiräume für sportliche Aktivitäten bei schönem Wetter. Indem er das Draußensein genießt und bevorzugten Aktivitäten nachgeht, kann er die Freizeit besonders intensiv nutzen. In seiner Beschreibung der Freizeitgestaltung lässt sich ein Duktus der Nutzenoptimierung vermuten, wonach sich mit dem Aufenthalt in Grünräumen eine besondere Qualitätszeit eröffnen würde. Dabei erlebt Torben den Tennisplatz als Naturbezug. Auch erscheint es als etwas Besonderes, in der Natur oder im Park zu sein. Jedoch bleiben die Nutzung von Grün und die hiermit einhergehenden Vorzüge vielfach Sehnsuchtsvorstellungen, die in einer rational orientierten Abwägung von Aufgaben und Pflichten weitgehend unverwirklicht bleiben müssen.

I: Hast du da so typische Sachen, die du machst, wenn du im Park bist? Also häufiger, mein ich jetzt.

Torben: Naja so häufig bin ich auch nicht im Park. Ne also jetzt bei schönem Wetter, wir hatten ja jetzt wie gesagt die Hochzeit da, da Häm wir ja EH kaum Zeit gehabt, die letzten Wochen warn voll. PriVAT jetzt die letzten Wochen war's voll. Was ich im Grünen gemacht habe, ich hab Tennis gespielt wieder. Ähm LIGA. Wie gesagt in B-Stadt, (schnell) da spiel ich noch LIGA, das war immer, das hab ich SO genossen, mit den Jungs draußen in der SONNE, also wenn hoffentlich Sonne war, in der Natur zu sein, n schönen Tach zu verbringen und dann wirklich auch, wenn's heiß war, SCHÖN Sport zu machen. MEIN Sport zu machen. Und das mag ich halt einfach draußen, wenn Du ZEIT dafür hast, wenn du wirklich auch dir das Zeitfenster nehmen kannst und genießen kannst. Heutzutage ist ja alles so schnelllebig, da kannst du ja GAR nix mehr genießen. Und wenn ich in Park GEHE, will ich ma hoffen, dass wir morgen auch, ich denk mal, dass wenn's das Wetter so bleibt, irgendwann morgen um die Zeit sind wir im PARK. UUND Ja (stöhnend), man kann MEHR Sachen wie gesagt, genießen, vielleicht was trinken, was mitnehm. ICH persönlich MACH dann gern was. Wie gesagt dieses Frisbee spielen mag ich oder Wikingerschach, wenn dir das was sacht. Oder ja, Fußball hab ich jetzt keinen dabei aber sonst mmh hier Speedmanton heißt das. Das schnelle Ding. SOLche Sachen. Also jetzt nur durch den PARK laufen, im Kreis, okay Spazieren gehen nett, aber mmmh ich KÖNNT da n bisschen mehr Action gebrauchen. (I: okay ja). Deswegen, also ich ich mag da auch sportliche Aktivitäten.

Orte im Modus des privilegiert Lebens

Die Hervorbringung von Orten ist geprägt von dem Bestreben, *Qualitätszeit zu verbringen*, während Grün als Entität dazu beiträgt, über *eine besondere Lebensqualität zu verfügen*. Hierbei treten begrünte Straßenzüge als Zierelement in Erscheinung, das ein ansprechendes Ensemble vervollständigt. Grün wird bevorzugt als kunstvoll gärtnerisch gestaltete Elemente im Stadtraum betrachtet. Ebenso treten Parks mit Gartencharakter hervor, wie etwa

die Forstbaumschule, in der besondere Formen der Bepflanzung Aufmerksamkeit erlangen. Stets spielt die Ästhetik eine zentrale Rolle. Grün setzt prachtvoll Fassaden in Szene. Alte große Bäume sowie alleearartige Baumreihen werden aufgrund ihrer besonderen Ästhetik hervorgehoben. Es werden besondere Anblicke und Ausblicke innerhalb von Grünanlagen betont, wie etwa der „Luxus“ eines Seeblicks (Orchideenwiese Kiel). Zusätzlich werden großzügige Anlagen wie der Tremoniapark und die Orchideenwiese als Orte hervorgehoben, in denen sich die begrenzte Freizeit als Qualitätszeit verbringen lässt.



(M3:1) Sonja fotografiert ihren großen Garten. Zu sehen ist eine sattgrüne Rasenfläche, auf der Sonjas Sohn Fußball spielt. Zwei Liegestühle laden zum Verweilen ein. Im Hintergrund stehen größere Bäume und Sträucher. Der Garten wirkt gepflegt und großzügig. Die Tiefe des Bildes verdeutlicht, dass Sonja über einen überdurchschnittlich großen Garten verfügt, wie es in zentralen Wohnlagen selten zu finden ist. Hier lässt sich ableiten, dass die großzügige Grünfläche ihre privilegierte Situation einer überdurchschnittlichen Verfügbarkeit von Grün repräsentiert.



(M3:2) Sonja fokussiert einen beschädigten Pflanzkübel als Beispiel für mangelnde Bemühungen zur Verschönerung des Stadtraums. Das Grün verschwindet am Bildrand, während die Beschädigung des Pflanzgefäßes zentral hervorsticht. Hier scheint es nicht um den unpfleglichen oder vernachlässigenden Umgang mit Grün zu gehen (denn das Grün wird ausgeblendet), sondern vielmehr um den unschönen Anblick der Beschädigung. Hier repräsentiert das Abgebildete womöglich eine Irritation ihres Bestrebens, das Privileg einer hochwertigen Umwelt zu erleben.



(M3:3) Torben fotografiert zahlreiche verzierte Fassaden sowie baumgesäumte Straßenzüge. Dieses Haus hebt Torben als das schönste Haus des Viertels hervor. Es repräsentiert die Schönheit der Architektur, die ausschließlich im Kreuzviertel erfahren werden kann. Es ragt auf dem Foto empor und bringt eine prestigeträchtige Gestalt des Viertels zum Ausdruck. Das Grün am oberen Bildrand erscheint als schmuckvoller Rahmen, welcher das Ensemble ergänzt.



(M3:4) Torben wählt als Motiv zwei sanierte Gründerzeitfassaden, die durch ein dichtes grünes Blattwerk zum Teil verdeckt sind. Hier unterstreicht Grün die hohe Qualität des Umfeldes. Das Grün harmoniert hier mit den Fassaden und erzeugt ein symmetrisches, stimmiges Bild. Zugleich fügen sich das dichte Grün und die makellose Fassade zu einem prachtvollen Eindruck und verweisen auf eine gehobene Wohnlage. Torben erfreut sich sehr an diesen Anblicken und hebt sie auch Besuchern gegenüber als besondere Qualität hervor, die er tagtäglich erleben darf.

22.4 Modus des Kontrollierens und Evaluierens (M4)

Ist das Grün in bester Ordnung, so ist alles in Ordnung

Prototypischer Fall: Sabine (K)

Assoziierte Fälle: Sandra (K), Herr Heinrich (K), Herr Gerber (K)

Geleitet von dem Modus des Kontrollierens und Evaluierens ist Umgebung bestens vertraut und wird auf alltäglichen Wegen sowie auf regelmäßigen Spaziergängen durch das Viertel inspiziert. Die Wahrnehmungsweise ähnelt jener einer Begehung als professionelle Praxis der Stadtplanung. Man begutachtet die Umwelt aufmerksam, *betrachtet Details und identifiziert Veränderungen*. Dabei werden vor allem Veränderungen der Stadtgestalt aufgespürt und bewertet. Die so vollzogenen ‚Kontrollgänge‘ bilden eine bevorzugte Freizeitaktivität oder werden auf alltäglichen Wegen vollzogen.

[W] Sandra benennt im Gespräch vermehrt, was „neu gemacht“ wurde und wie sie diese Neuerung bewertet. Im Anblick eines neu gestalteten Straßenzugs erfreut sie sich an einer akkuraten Grüngestaltung, die sie offenbar anspricht.

Sandra: *[sie verweist auf einen Grünstreifen inmitten der Esmarchstraße] Ich find das is einfach äh hier dass jetzt das NEU gemacht worden ist, ist jetzt VIEL schöner (lacht kurz). Vorher. Ich weiß gar nich mehr genau wies vorher war hab ich eben nämlich noch überlegt .. äh aba da war das auf jeden Fall so .. nich so schön akkurat und grün und .. nett gemacht. und ich find das is schon n VORTEIL. Irgendwie is das beruhigend.*

Kurz darauf hebt Sandra hervor, wie sie früher auf ihrem alltäglichen Weg Neuerungen rasch erblickte. Das Hervorheben dieser Eigenschaft ihres Schulweges erweckt den Eindruck, dass ihr das unmittelbare Identifizieren von Neuerungen wichtig ist.

Sandra: *Früher wa meine Schule ja da hintn ne?! In der Goetheschule bin ich zur Schule gegangen und da bin ich eigentlich immaa hier bin ich immaa hier LANG gefahn auchh.. und da mmh hat man mh war ich ja imma HIER und hab immer alles gleich gesehn was neu war zum Beispiel.*

Neben Neuerungen werden Handlungsbedarfe im gebauten Stadtraum ausgemacht und Lösungen zur Stadtgestaltung vorgeschlagen. In gleicher Weise wie der gebaute Stadtraum erfährt auch Grün eine Evaluation.

[L] Sabine antwortet auf die Fragen, was Grün für sie ist, mit einer kritischen Aufarbeitung der Stadtgestaltung. Sie spricht von Begrünungsmaßnahmen als Schmuckelementen. Vom Grün gelangt sie rasch zu Fragen der Stadtraumgestaltung. Grün erscheint hier als gestalterisches Mittel, das es ebenso wie das Mobiliar und die Parkplatzsituation zu optimieren gilt.

I: *Ähm wenn ich jetzt so von GrÜN in der STadt spreche bzw. Grün am Blücher, ähm was würdest du spontan darunter verstehen?*

Sabine: Unter Grün am BIÜCHER versteh ich schon mal n ersten Anfang äh nachdem die äh das Stadtraum die STRAßEN mit diesem Verbundpflaster versehen haben, Parkstreifen angeleht haben mit dem alten Kopfsteinpflaster. UND ne beGRÜnung vorgenommen haben, das heißt die alten Bäume die dort standen, haben sie ja wegnehmen müssen und ham stattdessen neue gepflanzt. Das IS ja schon mal n GUTer WEEch. Bis DIE aber sozusagen äh den Charakter dieses äh dieses PLATZes ähm FORMen können, da gehn nochmal so zwanzig dreißig Jahre ins Land. Die sind noch RELativ klein. Die ham zwar auch SIZTMöglichkeiten da drunter aber auch unpraktisch, wie ich finde. Da hast du noch nich mal ne Lehne dran, was ich schade finde. Das ist einfach nur um äh kurzfristig auszuruhn aber nicht ZUverWEIeln. Ähm und unter Grün versteh ich natürlich auch ähm äh dass man den BLÜcherplatz begrünt. Und äh der Blücher BIÜCHERplatz ist Eigentlich, wenn du ihn dir heute so anschaust, ist eine äh NUR ne PARK-Fläche aus der NOT heraus geboren. Und es gibt ja die schöne Idee, der ich sehr anhänge, (kiechert) n Parkdeck da drunter zu machen. (...) *[sie fährt fort mit Vorschlägen zur Verbesserung der Parkplatzsituation]*

Vielfach erfolgt eine Betonung von Unzulänglichkeiten der städtebaulichen Gestalt. Es werden Maßnahmen gefordert, die die Attraktivität des Viertels erhalten oder erhöhen. Dabei wird Grün als Mittel zur Beschönigung der städtischen Umwelt verstanden und gewürdigt.

[L] In der Einführung in das Interview beginnt Herr Heinrich unvermittelt mit einem Bericht baulicher Maßnahmen im Viertel. In der folgenden Sequenz würdigt Herr Heinrich in seiner Begutachtung baulicher Veränderungen den Einsatz von Grün zur Beschönigung des Wohnumfeldes. Jedoch kann das Grün die neuentstandenen Gebäude gegenüber den alten gründurchsetzten Wohnhäusern nicht aufwiegen. Herr Heinrich vermisst das Abstandsgrün der Fünfzigerjahre-Architektur, das er als schönen Abstandhalter versteht. Er führt eine konservativ-werterhaltende Einstellung als allgemeinen Konsens der Stadtentwicklung an, wobei er sich offenbar vor allem auf den Erhalt der Stadtgestalt bezieht.

I: [...] Sie kennen den Stadtteil sehr gut?

Herr Heinrich: Ich kenn ihn verhältnismäßig gut. Also äh ich lauf einige Straßen GERNE ab, weil ich dann guck, seh natürlich auch hier in der Umgebung, also Gephionstraße, ham se fünf Blocks abgerissen. ALTE aus den fünfziger Jahren. Aber mit schönem Grün dazwischen. Das ham sie jetzt da also äh FÜNF HÄUser hingeKNALLT. FURCHTBAR. Gut also mit ner schönen Tiefgarage, das ist eigentlich das Beste. Und ham also dazwischen Tiefgarage begrünt, also richtig doll ham oben auch zwei Dachgärten mit richtig großen Bäumen und Springbrunnen und so ich war schon mal oben. Und das gleiche hat man, wenn man die Moltkestraße durch geht ganz am Ende, da ham wir das heißt Himmelsleiter. Davor waren auch zehn seuche Häuser. ALLE WEG. Und da ham sie dann auch Eigentumswohnungen in KÄSten hingesetzt. Also Frau Möller kann Frau Meier ganz bequem übers Fenster ein Pfund Mehl geben. Weil's zu eng da und es ist nicht SCHÖN für eine Gegend, die eigentlich darauf picht, dass sie so bleibt wie sie ist. Und ja. Ist nicht so ganz ..

Die Kontrollgänge durch das Viertel führen entlang bestimmter Wege und Orte, von denen ähnlich wie bei einem touristischen Blick (tourist gaze, vgl. URRY 1992) ein eingprägtes

mentales Bild besteht. Das mentale Bild spiegelt dabei jedoch, anders als bei einem touristischen Blick, vertraute Ansichten wider, die wiederholt und gerne betrachtet werden. So sind im Interview ausgewählte schöne und harmonische Anblicke oder Ausblicke an bestimmten Orten präsent, die regelrecht anziehend wirken. In dieser Betrachtung sind ebenso Veränderungen in zeitlicher und physischer Dimension präsent, während gleichermaßen auf Grünformen wie auf baulichen Formen als Ausdruck von Wandel oder Beständigkeit Bezug genommen wird.

[W] Während des Walking Interviews verweist Herr Heinrich auf eine Straße, in der sich ihm regelmäßig Veränderungen zeigen. Dabei stellt er Bäume und Häuser auf eine Ebene. Während er jedoch, wie das erste Zitat zeigte, die abgerissenen alten Häuser zurücksehnt, ist für ihn das Fällen von Bäumen rational notwendig, wenn von diesen potentiell Schaden ausgehen könnte.

Herr Heinrich: Für mich eine Straße, wo ich dann doch häufiger mal durchlaufe und dann feststelle, dass da entweder fehlen Bäume oder es fehlen ganze Häuser

I: Was denken Sie dann?

Herr Heinrich: Ach, ein Riesen Baum, ja aber der stand schon SO [er zeigt eine Schräge mit seinem Arm]. Und dann sachten die natürlich auch, was passiert, wenn er auf die Straße fällt, vielleicht noch n Auto kaputt haut.

Ist Grün im Stadtraum vorhanden, ist die Grünpflege von zentraler Relevanz für die Wertschätzung von Grün. Es besteht ein Selbstverständnis, dass Grün von jemanden „ordentlich gemacht“ werden muss. Grün ist im Stadtraum erwünscht, sofern es zu einer positiven Gestalt beitragen kann und keine Störungen verursacht. Erfüllt Grün nicht die legitime Funktion, ein schönes und ordentliches Stadtbild zu unterstreichen, ist es zu beseitigen oder zu einem gewünschten Anblick zu formen.

[L] Herr Heinrich kann sich an den blühenden Narzissen auf dem Grünstreifen vor seiner Haustür erfreuen. Der Wildwuchs, der hieraus resultiert, ist für ihn jedoch „unmöglich“. Er äußert sich sarkastisch darüber, dass die Grünpflege erst anlässlich der Kieler Woche vorgenommen wird, da er grundsätzlich mehr Grünpflege fordert.

Herr Heinrich: Also Vorteil so wie der Grünstreifen hier vorne, ich weiß nicht, haben TAUSEND Narzissen geblüht. Ist traumhaft. ABER die sollen ja nun erst fertig wachsen. Dann sind sie verblüht und dann wächst das GRAS und auf einmal war's dann SO hoch. Wo wir gesagt haben, also DAS ist dann WIEDER unMÖglich. Ja dann kam erstmal ne Firma mit nem MÄHdrescher und hat das abgemÄHT und dann ham sie vor der Kieler Woche noch ganz schnell alles mal vernünftig gemacht. Dass das auch gut aussieht (sarkastischer Unterton).

Grün, das sich durch das Unterlassen von Verpflichtungen der Grünpflege ausbreiten kann, wird als Zumutung empfunden. Grün ist zu beherrschen, indem das Wachstum in ‚geordnete Bahnen‘ gelenkt wird. Dieses Verständnis deutet auf Bemühungen zur Herstellung oder

Aufrechterhaltung einer Kontrolle über das Wachstum von Grün zugunsten sichtbar geordneter Verhältnisse hin.

[L] Herr Heinrich strebt nach einem ordentlichen und sauberen Umfeld, das damit zugleich ansehnlich und störungsfrei ist. Für ihn ist die Grünpflege sowie insbesondere die Baumpflege ein zentrales Thema, das er im Verlauf des Interviews wiederholt anhand von Beispielen thematisiert. Die Frage, ob der Stadtteil grün genug ist, beantwortet er mit Ausführungen zum Bedarf an Baumpflege. Seinem Selbstverständnis nach dürfen Bäume nicht stören, etwas potentiell schädigen oder verschmutzen. Andernfalls müssen sie gestutzt oder gefällt werden. Grün erscheint als ‚Störenfried‘, den es zu reglementieren und unter Kontrolle zu bringen gilt, um Ordnung herzustellen.

I: Haben Sie sich selber schon mal Gedanken gemacht, ob der Stadtteil grün genug ist oder nicht?

Herr Heinrich: ach (stöhnt) Also er IS grün genuch, wenn man DAS also auch alles so'n bisschen PFLEgen würde. Wär's ganz SCHÖN. Und so Holtenauer Straße hamma auch so links und rechts BÄUME. Es ist TRAUMhaft, wenn's mal so'n bisschen .. (bricht ab) Auch hier in der Essmarchstraße, aber da sind LEIDER, da ist ne Buche, wenn ich mit'm Fahrrad komm, die haut mich vom Fahrrad runter, weil sie so niedrig ist. Auch wenn ich lauf, also alle ziehn'n KOPP ein. Das ist schon also es wird ZU wenig GETAN. [Er beschreibt den technischen Ablauf der Baumpflege] Ich hab den Vorteil äh, dass der Baum so ist, ich brauch eigentlich KEIN ROLLO (ironisch sarkastischer Unterton). Also ALLE müssen verDUNKeln, weil's sonst viel zu hell ist. Der steht aber da und oh wir wir ham hier eigentlich man könnte so gar nicht gucken, da standen ZWÖLF TANNEN, die gingen bis in'n VIERTEN STOCK hoch. Also SO hoch, und dann als Hecke einmal so einmal so. Äh kann ja wohl nicht sein! (empört) Ich sach ich will was SEHN und Licht haben und nich hier auf TANNEN gucken und daraufhin wurden dann, hab ich gesacht also äh das ist nicht gut, also die übertragen nur SCHÄDlinge, und dann ham we se ABGESÄCHT [Erzählungen über den schwierigen Abtransport der Tannen]. Ja dann ham wir ZWEI Japansiche Kirschen. Wir sind immer froh, wenn wenn sie verBLÜHT sind. (flüstert scharf) Ein SCHWEINKRAM! Die ham sie jetzt auch einmal geKAPPT ich glaub um drei Meter. Weil das war für die Anwohner dann auch schon zu viel. Weil die auch ein bisschen Licht haben wollten.

Beschreibungen wie auch Argumentationen verweisen auf ein Verständnis von *Grün als schöne, schmuckreiche Dinglichkeit, die der Mensch nach seinen Bedürfnissen und Ansprüchen formt und platziert*. Damit ist Grün zugleich an soziale Akteure gebunden, die Grün hervorbringen, ohne dass diese zwangsläufig spezifiziert werden. Durch ansehnliche Grünformen wiederum entsteht ein idyllischer Eindruck.

[W] Sandra genießt die Idylle des Adolfplatzes. Sie schätzt das Gefühl der Heimeligkeit, das sich an diesem Orte einstellt. Sie betrachtet den Ort fast nostalgisch, er repräsentiert ihre Kindheitserinnerungen. Sie spielte dort früher ebenso wie die Kinder heute. Daneben hat Sandra die Pflegeaktivitäten der Gärtner ebenso wie das Einhalten von Ge- und Verboten im Blick, was ihr demnach wichtig zu sein scheint. Den Pflegezustand kontrolliert Sandra alltäglich, wenn sie ihr Fahrrad am Rande des Parks aufschließt. Der aktuelle Wildwuchs der Pflanzen gibt ihr Anlass, diesen zu relativieren. Demnach ist der ‚Wildwuchs‘ offenbar kein Grund zur Beunruhigung, da die Gärtner

ihrer Erfahrung nach regelmäßig die Grünpflege vornehmen. Um heimelige Idylle zu erleben, bedarf es neben einer Vertrautheit mit dem Umfeld offenbar eines gepflegten Umfeldes und Aneignungsformen, die gängigen angepassten Praktiken folgen.

I: [Vor dem Adolfplatz stehend] Was findest du beSONders schön hier?

Sandra: Ich weiß nich äh weiß auch nich so genau ehrlich gesagt. Ich wollt grad sagen bei euch is ja AUch relativ grün [sie meint in der Nachbarschaft der Interviewerin]. Die Ecke ist AUch nicht SCHLECHT. Aba ich finds hier iregndwie noch iDYLLischA und heimHEIME-lichA. Ich mein ich wohn hier auch schon total lange also vielleicht liegt's auch DARan!

Sandra: [nun unmittelbar darauf auf dem Platz stehend] Also das ist der AdolfPLATZ. Und du siehst es ist wirklich - hier ist SCHÖN oder?! Wenn du hier durch gehst denkst du nicht, dass du in der Stadt bist, find ich, weil das urich is.

I: Urich meinst du?

Sandra: JA. Und du kannst dich hier HINsetz, also es ist ein BISSchen wucherrich. Hier war auch lange lange war nicht die äh warn die Gartenleute nicht da. Deswegen wenn ich mein Fahrrad abstell, merk ich das dann auuch immer, dass (lacht) überall da die ganzen der ganze Strauch rauskommt. Aba die MACHen das auch regelmäßig und das wird auch immer gepfLEGt. Also. Dann kannst du dich hier HINLEgen und hast hier wie gesagt auch dein Schatten, wenn du Schatten willst. Und es ist einfach SCHÖN! Und KINder die spielen immer hier überall durch. Das find ich auch cool. Also wenn ich frü frÜHER hab ichs auch immer gemacht. Das war auch immer richtig cool ne, ich mein... Eigentlich DÜRfen wir das nicht aba machn die Kinder natürlich trotzdem. Und wenn du n Hund hast, kannst du hier auch den Hund ausführen, auch wenn er hier angeleint sein soll aber machen sowieso nicht alle (leiser), aber das find ich jetzt auch nich so schlimm. Bin ja keine alte Oma. Die dann so pöbelt (schmunzelt).

Grün ist nicht ‚an sich‘ schön, sondern muss schön *gemacht oder gestaltet* werden, damit es ordentlich aussieht, auch wenn dies mit Kosten und Mühen verbunden ist. Dem Selbstverständnis folgend birgt Grün die Bürde, gepflegt werden zu müssen. Auch erfordert die Grünpflege diesem Selbstverständnis nach eine Übernahme von Verantwortung. Unbeschnittene Pflanzen fallen störend auf und „Unkraut“ an Bäumen und Wegrändern werden mit einem „Hundeklo“ assoziiert, durch das sich die Achtlosigkeit einiger Mitmenschen ausdrückt. Hieraus folgt zugleich die Erwartung gegenüber den Mitmenschen, die Pflege von Grün pflichtbewusst vorzunehmen und zu einem ordentlichen und damit schönen Stadtbild beizutragen. Damit wird Grün als *sozialer Anzeiger* verstanden. Der Pflegezustand von Grün zeigt an, wie man sich um die Nachbarschaft kümmert. Demgegenüber ist das Fehlen von Grün in einer geordneten Umgebung eher zu akzeptieren als ungepflegtes Grün, das unkontrolliert wuchert. Erscheint Grün nicht gepflegt, wird dies als Problem empfunden. Wo möglich stört man sich daran, da es der Erwartung eines gepflegten Erscheinens widerspricht. Das Streben nach ordentlichem und gepflegtem Grün ließe sich so als ein *Streben nach äußerlich geordneten Verhältnissen* verstehen. Dabei wird Grün zur *Kontrollinstanz* geordneter Verhältnisse. Zeigt sich das Grün im Stadtbild gepflegt, so scheint die soziale

Ordnung an diesem Ort zu bestehen. Die Mitmenschen übernehmen augenscheinlich Verantwortung für ihre Nachbarschaft und verfolgen mutmaßlich ähnliche Werte und Ideale. Demnach würde ein harmonisches gepflegtes Äußeres auf eine ‚gute‘, redlichen Nachbarschaft verweisen. Diese Kontrolle wird dabei durch das eigene Patrouillieren gelebt. Wenn gleich nur selten aktiv auf Entwicklungen Einfluss genommen wird, so erscheint das Kontrollieren und Evaluieren doch als eine aktive Maßnahme zur Herstellung einer Kontrolle. Auch wird ‚im Stillen‘ an die Mitbürger appelliert, diese geordneten Verhältnisse zu wahren.

[W] Sabine weist mehrfach darauf hin, dass die richtige Gestaltung von Grün wichtig ist für die „Aufenthaltsqualität“. Sie stellt Grün auf eine Ebene mit gastronomischen Angeboten in der Einkaufsstraße und möchte Grün ebenso wie Cafés zum Verweilen nutzen. Grün erscheint als ein Angebot, das bei entsprechender Attraktivität durch das Verweilen konsumiert wird, indem sie umgeben von Grün verweilen und somit Grün erleben kann. Dabei dienen Grünelemente der Herstellung einer klaren Raumgliederung und als Dekoration („Blumiges“ als „Farbklecks“). Sabine betont ebenso wie Herr Heinrich und Sandra die Wichtigkeit der Grünpflege, damit es die dekorativen Zwecke erfüllt. Dabei geht sie selbstverständlich davon aus, dass alle MitbürgerInnen ihren Wunsch nach gepflegten Grün teilen, und möchte sie zugleich in die Pflicht nehmen, durch die Grünpflege aktiv zu einem ordentlichen Stadtbild beizutragen. Die Herstellung eines geordneten Grüns erscheint hier nicht etwa optional, sondern es muss etwas getan werden, was bislang aus fehlendem Engagement nicht erfolgt.

I: Jetzt muss ich nochmal nachfragen: wo fängt denn für dich persönlich Grün an? Was kannst du als Grün akzeptieren?

Sabine: Unter Grün versteh ich einen schönen BAUM mit einer Sitzgelegenheit dadrunter, vielleicht noch ein paar äh so ne kleine HECKE einige eingefasst, und n bisschen was BLUMiges. Wir brauchen einen Farbklecks. DAS ist für mich Grün.

I: Okay, also der Baum allein tut's nicht?

Sabine: Nee! Also der ist zwar schonmal nicht schLECHT, is aber das ist ein guter ANfang, sag ich mal. Ich mein man will ja was davon HABEN, ne?! Ähm jetzt hier gerade auch an der HOLtenauerstraße äh da find ich das totAL SchÖN, dass wir hier überall in Abständen diese die BÄUme haben. Find ich wichtich. DA ist allerdings kein Platz zum Sitzen. Obwohl viele dann ihre DINger rausstellen, ihre TISCH und STÜHle aber ähm nee, also GRÜN also von der Optik her darf es gerne grün sein aber um richtig Grün erleben zu können, muss man eben etwas MEHR davon haben. Und vor allen Dingen es muss gePFLECHT werden. DAS find ich auch n großes Problem. Ist immer gut gemeint aber dann äh wird man da alleine gelassen und DAS is auch ne schöne IDEE die ich mir überleht hab. (lacht) So Patenschaften zu übernehmen, ne? So das sozusagn immer HAUSgemeinschaften oder äh vor allen Dingen auch viele ÄLtere, die vielleicht früher mal nen GArten hatten oder so, dann in die Stadt ziehn und dann sich aäh schade finden, dass sie kein GrÜN habn, dass man sozuagen PATenschaften übernimmt für einzelne Bäume, so ähnlich wie man das mit den HUNDesschietbeuteln hat, wo man imma mal n Auge drauf wirft, und es muss ja nicht bePFLANTZ werden aber zumindest von Unkraut befreien und so'n bisschen AUFhacken oder irgendwie sowas. Ich glaube, da wär schon VIEL geTAN.

Orte im Modus des Kontrollierens und Evaluierens

Die Hervorbringung von Orten ist geprägt von dem Bestreben, *geordnete Verhältnisse zu erleben*, während diese gewünschte *Geordnetheit über Grün hergestellt* wird. Dabei ist vor allem der Nahbereich bzw. das unmittelbare Wohnviertel Gegenstand des Alltags. Hier werden begrünte Straßenzüge mit bepflanzten Vorgärten und Straßenbäumen sowie grüne Plätze und Hinterhöfe als schöne Ansichten aufgegriffen. Dabei besteht eine genaue Kenntnis über die Beschaffenheit der Grünformen in den Straßen der Nachbarschaft. Es ist bekannt, wo es sich lohnt, vorüberzugehen oder gar zu verweilen. Auch werden wohnstandortnahe Grünflächen und Plätze als Orte zum Verweilen geschätzt. Hierbei ist eine gepflegte Umgebung eine Grundvoraussetzung dafür, dass ein grüingeprägter Ort zum Verweilen einlädt. Größere Parkanlagen im näheren Umfeld sind bekannt, werden jedoch selten aufgesucht und finden im Alltag kaum Berücksichtigung.



(M4:1) Sabine fotografiert hier eine Baumscheibe, die mit Gräsern bewachsen ist. Sie stört sich an dem „Unkraut“, welches an einigen Stellen in der Stadt wuchert. Sie schmäht die Baumscheibe als „Hundeklos“ und fordert ein geharktes Beet. Dabei sieht sie die Anwohnerschaft aufgerufen, sich um derart bewachsene Flächen zu kümmern. Der „ungepflegte“ Anblick ist hier ein Ärgernis, da dieser ihren Anforderungen an eine gepflegte und damit geordnete Umwelt widerspricht.



(M4:2) Sabine fotografiert mehrfach einen neu gestalteten, parkartigen Hinterhof sowie in diesem Bild Beete, die eine Häuserreihe säumen. Dabei hebt sie die Gestaltung als gelungen hervor. In der regelmäßigen Anordnung und der geometrisch strukturierten Grüngestaltung wie auch der steril anmutenden Wege- und Mobiliargestaltung findet sie die angestrebte sichtbare Ordnung offenbar erfüllt.



(M4:3) Sandra fotografiert den Adolfplatz als einen besonderen Ort. Das Bild zeigt den Platz in horizontal und vertikal symmetrischer Form. Der Bildinhalt wird dominiert von sattem Grün in einer geometrisch geordneten Landschaftsgestaltung. Die Bäume und Häuser im Hintergrund erstrahlen in der Sonne. In dem geordneten und zugleich ästhetischen Anblick findet Sandra die Idylle, die ihr ein heimeliges Gefühl bereitet.



(M4:4) Sandra fotografiert ihren Schulhof, auf dem sie einst als Kind spielte, als besonderen Ort. Dieser Ort ist für sie nicht grün, wenngleich auf mehr als der Hälfte der Bildfläche Grün zu sehen ist. Im Vergleich zu dem zuvor fotografierten Platz (s.o.) handelt es sich nicht um eine geordnete, ästhetische Ansicht. Entspricht das Grün nicht diesen Kriterien, sondern erscheint stattdessen ungeordnet, so ist es für sie offenbar kein Grün.

22.5 Modus des Ergötzens (M5)

Freude an Angenehmen und an einem angenehmen Miteinander

Prototypischer Fall: Klaus (K), Frau Reinhard (D)

Assoziierte Fälle: Frau Dorevska (D), Herr Hartmann (D), Annika (D), Nadine (D)

Im Modus des Ergötzens fallen zwei Phänomene zusammen. Hierunter findet sich einerseits das *Konsumieren von schönem Grün als Quelle affektiven Genusses* sowie andererseits das Gärtnern als *aktives Platzieren von Grün zur Schaffung affektiver Genüsse* als Ausgleich zum tristen Stadtraum. Während das Gärtnern durch das Platzieren von Schönem für sich und für andere motiviert ist, wird das Pflanzen von den Betrachtenden im Modus des Ergötzens zugleich positiv gewürdigt. Beide Phänomene verschwimmen im Alltäglichen und werden im Folgenden auch in dieser Form dargelegt. In diesem Modus werden Orte und Wege aufgesucht, an denen sich Eindrücke bieten, die *mit allen Sinnen genussvoll aufgenommen* und *genussvoll erlebt* werden.

[W/L] Herr Hartmann beschreibt sich und seine Auseinandersetzung mit der Umwelt als hedonistische Freizeitaktivität. Hierbei sucht er Orte bevorzugt auf, an denen sich schöne Anblicke bieten, und an denen er etwas beobachten kann. Er genießt es, Eindrücke zu sammeln. Gleichzeitig hebt er diese Orte aufgrund der sich dort bietenden Eindrücke als besonders hervor.

Herr Hartmann *[während des Aufbruchs zum Walking Interview]:* Also um da so'n Grundtenor draufzulegen, was wir jetzt gleich machen beim Rundgang. Also ich bin ja quasi ein Flaneur, der mal Planer war. Also ich hab's, ums mal n bisschen zu charakterisieren, wenn man so will, ich hab so'n bisschen den hedonistischen Blick auf's Viertel, so. Ich hab keine Kinder, ich hab keine Frau, ich hab sehr viel Zeit. Abends. So und eier dann hier im Viertel rum und verbring einfach Zeit und schau mir Sachen an und guck mal genauer hin und beobachte. Das ist so so'n HOBBY. Ne? Und DAS ist halt so mein Blick, den ich Ihnen so'n bisschen mitgeben will und dann ham wir zwei drei Orte, wo ich mich gern ofthalte, gerne aufhalte. WENN ich nicht in Gesellschaft bin, muss man dazu sagen. Weil ich bin ja nicht NUR allein im Viertel unterwegs, sondern äh wir treffen uns in diversen Kneipen oder Biergärten. Aber das ist NICH so spannend, das ist halt das machen andere AUCH so. Ich glaub eher das Außergewöhnliche ist, sind DIE Orte, die ich Ihnen jetzt zeige, wenn man da alleine rumhängt.

Anders als im Modus des Kontrollierens und Evaluierens, in dem ebenfalls *eine Fokussierung schöner Ansichten* erfolgt, werden unschöne Eindrücke ausgeblendet und schöne betont, ohne etwas verändern zu wollen.

[W] Frau Dorevska stellt fest, dass die Straße, in der sie sich gerade befindet, langweilig ist. Auf Nachfrage betont sie ihre Begeisterung für schöne alte Häuser, während sie Unschönem keine Beachtung schenkt. Sie gibt sich der Umwelt mit allen Sinnen hin und und erfreut sich an schönen Details.

I: Okay. Was muss ne Straße haben, damit sie nicht so langweilig ist?

Frau Dorevska: Also entweder so FARBlich oder architektonisch so mit verschiedenen VerZIERUNGEN. Und die ist schon und ich RIECHE schon, dass die NEUER ist. Obwohl na dieses Haus nicht so. Also wie gesagt, ich bin da völlig äh ich bin auch völlig verDORBEN. Also SOLCHE Häuser [*sie deutet auf 50er Jahre Bauten*] die die existIEREN für mich nicht, die HASSE ich. Ich geh vorbei und dann tu ich so, als ob es die nicht GÄBE.

Neben baulichen Merkmalen ist auch Grün explizit Gegenstand sinnlicher Eindrücke. Im Interview richtet sich der Blick immer wieder auf Blumen und Sträucher, die auch *als schöne Ansichten, die Freude bereiten*, fotografisch dokumentiert werden. Es gehört zur Alltagspraxis, *Grün als Quelle affektiven Genusses zu konsumieren*. Bei dem Anblick schöner Pflanzen und Gärten stellt *sich Freude ein*. Diese Freude wird persönlich erlebt, ohne dass dem gegenüber anderen Ausdruck verliehen werden muss. In einer Art Lustwandeln werden Orte angeschaut, an die man sich als besonders schön bepflanzte erinnert. Dabei macht es für das Erleben keinen Unterschied, ob es sich um einen Innenhof, eine Parkanlage, einen Friedhof, um Vorgärten oder um Kleingärten handelt. Entscheidend ist der Anblick schöner Blumen, Bäume und andere Pflanzen. Die Erlebensweise dieser Räume wird zudem auffallend häufig über das Sinnbild der „Oase“ charakterisiert.

[W] Herr Hartmann spricht von einer „Oase“, als er einen seiner bevorzugten Orte im Stadtteil zeigt. Er beschreibt seinen Eindruck seiner Profession als Planer entsprechend sachlich, dennoch kommt ein Genussmoment zum Ausdruck, indem er von einer der Oase spricht. Das positive Erleben dieser Oase wird dadurch betont, dass der Ort von der Bundesstraße und der ansehnlichen Blockrandbebauung und einer Kirche gerahmt ist, während sich im Kontrast hierzu innerhalb des Areals eine große Anzahl von Gärten bietet.

Herr Hartmann: Wir gehn jetzt quasi durch den Block durch und dann steht man hier in ner grünen OASE, ne? Und dann sieht mal halt richtig schön die Bauten aus den zwanziger Jahn, die dahinten noch. Die Nikolaikirche hier vorne und dann der Blockrand drum rum. Und hier drin hast du weiß nicht, vierzig fünfzig Kleingärten. Das ist schon ne kleine Oase hier.

Umgeben von Grün, wird Grün bewusst mit den Sinnen erfasst und genossen. Der *Genuss* stellt sich insbesondere im Kontrast zwischen dem bebauten und belebten Stadtraum samt negativer Umwelteinflüsse und Grünräumen als Orte der Ruhe ein, an denen sich eine Ballung von affektiven Genüssen auftut. Die Oase kann hier als Metapher für einen fruchtbaren Ort gedeutet werden, der im Kontrast zur Wüste des Stadtraumes steht, und an dem es im Gegensatz zur grauen und kargen Umwelt der Stadt grünt und es sich ohne Entbehrungen leben lässt. Demzufolge ließe sich der Weg durch die Stadt als ‚Durststrecke‘ affektiver Genüsse von Grün verstehen, die in der grünen Oase der Gärten und Parks ein Ende findet. Mit der Oase betritt man offenbar einen Gegenraum, der es zulässt, auch *in* der Stadt Grün zu finden.

[W] Frau Dorevska wählt wie Herr Hartmann eine Gartenanlage als besonderen Ort, der ihr jedoch im Alltag selten präsent ist. Die Beschreibungen ihrer Empfindungen verdeutlichen, in welcher Weise an diesem Ort ein Kontrast zum Stadtraum hergestellt wird. Umgeben von Grün, nimmt sie die Umgebung mit allen Sinnen auf. Der Himmel wird sichtbar, die Sonne durchflutet die gesamte Anlage und im Kontrast zur bebauten Umwelt ergibt sich in den Weiten der Gartenanlage ein Gefühl von Freiheit. Diese Freiheit leitet sich hier anders als im Modus der Behaglichkeit primär aus dem sich eröffnenden physischen Freiraum ab, der in dem aufgesuchten Grünraum erlebbar wird. Dabei scheint dieser Ort im Widerspruch zum Stadtraum zu stehen. Frau Dorevska betont, dass man tatsächlich mitten in der Stadt sei. Dies erscheint unerwartet und fast unvorstellbar, was auf eine Vorstellung von Grünräumen in der Stadt als eine U-Topie hindeutet, wie Lefebvres sie formuliert.

Frau Dorevska: Hier ist auch anders in dieser GARTENANLAGE, das vergesse ich immer wieder, jetzt fällt's mir wieder ein. Ähm in einer Stadt sieht man kaum noch viel HIMMEL, was dann HIER auf einmal SEHEN Sie?! Völlig ANDERS ist.

I: Ja. Und was denken Sie, wenn Sie jetzt hier rein kommen und das so sehen?

Frau Dorevska: FREIHEIT. Freiheit. Und HIER ist es dann, wenn es einen Sonnenstrahl gibt, dann hat man den HIER am längsten. Weil man eben so viele so ne große Fläche hat. Ähm in der Stadt muss man dann immer aussuchen, ich geh dann immer, wenn ich spazieren geh, geh ich bei gutem Wetter immer die Sonnenseite. Oder wenn ich IRGENDWO HINGEH, dann zieh ich die SONNENSEITE vor. Und HIER hat man halt überALL Sonne. Man ist wirklich MITTEN in der Stadt!

Das Interesse an Grün in der Stadt ergibt sich fast ausschließlich aus ästhetischen Aspekten und nicht etwa aus Bestrebungen der Stadtökologie. Je mehr Grün, desto ansehnlicher wird die Stadt. Dabei *schmückt Grün Unschönes*, sodass es in den Hintergrund der Wahrnehmung tritt. Auch gelingt es, sich mittels Grün von Stressfaktoren des Stadtraums abzuschirmen und stattdessen als *Ausgleich* schöne Ansichten zu schaffen.

[L] Klaus erzählt, dass er einen Garten angelegt und sich so eine „Oase“ geschaffen hat. Das Grün ist nicht selbstverständlich vorhanden, sondern Klaus und seine Partnerin haben dafür gesorgt, dass sie sich im Garten mit Grün umgeben können. Dabei bildet das Grün eine Barriere, die sie von dem hektischen und lauten Verkehr vor der Tür abschirmt und zu einem angenehmen Wohnen beiträgt. Die grüne Oase ermöglicht es, in der Stadt Ruhe zu finden, wobei Grün gerade in seiner Widersprüchlichkeit („trotzdem“) zum Stadtraum ein positives Erleben eröffnet.

Klaus: Joa, und wir wohnen hier jetzt sechs Jahre und bleiben hier auch wohnen. Also es gäbe keine äh zwingenden Dinge, dass man also hier wegziehen müsste. Öh. VORteil ist natürlich HIER, dass wir also die Erdgeschoss-Wohnung mit diesem GARTEN gekriecht haben, wobei den Garten haben wir selbst angelegt. (...) Joa, also wir ham uns also selbst unsere kleine OASE geschaffen praktisch, und DAS macht natürlich auch den Reiz aus, dass du hier mitten inner Stadt wohnst und trotzdem GRÜN hast. Du hast am Wochenende RUHIG, weil hier nix los ist dann, am Sonntag ist hier nix los. Du hörst auch viel relativ wenig von den Parkplätzen, äh obwohl hier natürlich bei Sky [Supermarkt] ne hohe Fluktuation ist, Aldi ist auch da. Aldi hat jetzt umgebaut. Dann seitdem ist es auch schöner,

wird auch mehr angenommen schätze ich mal und TROTZDEM hast du's hier eben joa wie in ner kleinen grünen OASE ne?!

[W][*später ergänzt er in einer Gesprächspause*]

Klaus: Zum Garten: Wir ham uns ja ein BISSchen EINgeIGELT da. Aber das ist auch das SCHÖNE. Wir sehn den Parkplatz nicht soo. Das ist eigentlich ganz ANgenehm.

Während grüne Oasen als Kontrastort zum Stadtraum eine Entspannung eröffnen, aktiviert die Freude an schönen Grünformen zugleich, bewusst affektive Genüsse durch Grün entgegenzunehmen. So motivieren etwa jahreszeitliche Blütenstände oder Laubfärbungen dazu, gezielt Pflanzen aufzusuchen und sich an ihnen zu erfreuen. Auch fühlen sich die Betrachtenden von schönen Pflanzen angesprochen. Hier wird vielfach die Metapher des „Einladens“ verwendet. Demnach repräsentieren Pflanzen einen sozialen Akt des Willkommen-Heißens, wodurch sich die Betrachtenden motiviert fühlt, sich gerne zu einem Ort zu bewegen bzw. sich an diesem aufzuhalten.

[W] *Frau Reinhard blickt auf den Eingangsbereich eines Geschäfts, vor dem Blumen gepflanzt sind. Die Blumen erscheinen als Repräsentationen eines freundlichen Empfangs.*

Frau Reinhard: Also das ist SUPERSCHÖN [sie deutet auf Blumen vor einer Eingangstür]. Das macht's auch so einladend, um das Geschäft zu betreten, wenn es von außen schon schön ist, ne?

[W] *Annika beschreibt eine positive Gestimmtheit, die sich im Anblick bepflanzter Vorgärten einstellt.*

Annika: Ja und hier die Vorgärten, die wirken schon auch, ne? Jetzt HIER.

I: Inweifern?

Annika: (schnauft) Jaa ... Ein EINLADEND, JA , die sind eben irgendwie, die bring auf einmal irgendwie ... POSitive Stimmung.

Wesentlich für diesen Modus ist, dass Grün zu einer positiven Gestimmtheit beiträgt. Die positive Gestimmtheit resultiert zum einen aus der *Freude an affektiven Genüssen*, die sich bei dem Anblick von Blumen und Pflanzen einstellen. Zum anderen resultiert sie aus der *Freude an dem Erleben eines angenehmen Miteinanders*, das sich im aktiven Pflanzen von Grün im Stadtraum ausdrückt. Dabei erfolgt eine wechselseitige Verschränkung von eigenen gärtnerischer Verschönerungen und dem Sich-Erfreuen an den Bemühungen anderer, die Umwelt durch Blumen und Pflanzen zu verschönern. Mit dem *Platzieren von Pflanzen im Stadtraum* nimmt jemand Mühen auf sich und bereitet sich und anderen Freude.

[W] *Im Verlauf des Walking Interviews führt Klaus aus, dass er mit Grün vor allem Freude verbindet, die er bei dessen Anblick empfindet. Er freut sich über die liebevolle Gestaltung und würdigt die Mühe, die sich hier hinter verbirgt. Die Einzelhändler sorgen für Grün („die bemühen*

sich“) und sorgen so für schöne Eindrücke. Indem jemand etwas pflanzt, tut dieser etwas für andere, die sich daran erfreuen. Hier lässt sich das Pflanzen von Blumen als ein Akt des Gebens und als Symbol eines wertschätzenden Miteinanders deuten, in dem man anderen zu einer positiven Stimmung verhilft.

I: Nimmst du das wahr, wenn du hier durchgehst, dass hier Bäume stehen?

Klaus: JoAA, also ich find zu Beispiel auch hübsch, also DIE nun nicht, aber manche, die beMÜHEN sich auch von den Geschäften hier, die pflanzen ein bisschen was an. Die ham jetzt hier so'n ZAUN drumgemacht, manche ham auch blühende BLUMen drin, das find ich schon SCHÖN. Oder SOWas. Das ist doch das das hebt doch schon die Stimmung als wenn das nun alles zugestrichelt wäre. Also da ist zum Beispiel der KNOOPER Weg NICH so schön. Der ist NICH so schön. Da sind nich so viele BÄUME, da is es .. HIER guck! Das ist doch NIEDlich gemacht, ne? Dass das hier so'n bisschen angepflanzt wird. Das ist ja auch für die Menschen, die hier WAN, die hier LAUFen. Das find ich schon ganz TOLL.

Während im Modus des Privilegiert Lebens ein liebevolleres Bepflanzen erwartet wird, um den hohen Ansprüchen gerecht zu werden, erfahren hier sichtbare Bemühungen der Verschönerung eine wertschätzende Hervorhebung. Es wird nicht nur der Anblick der Blumen, sondern auch der hiermit verbundene *Akt des Pflanzens als Vermittlung von Freude* gewürdigt. Die Pflanzungen repräsentieren eines guten Miteinanders, das über den Anblick der Pflanzen als beglückend erlebt wird. Das Ergötzen an Pflanzungen erfolgt dabei zwar als ein innenorientierter Akt, der dem eigenen Wohlbefinden dient. Jedoch nährt sich das Wohlbefinden nicht allein aus einer egozentrischen Denkweise des eigenen Genusses, sondern erscheint als gelebte soziale Utopie des angenehmen Miteinanders.

[W] Das Bestreben eines angenehmen Miteinanders wird im Gespräch mit Klaus auch an anderer Stelle deutlich. Nach einer Begegnung mit einer Nachbarin während des Walking Interviews und einem kurzen Gespräch mit ihr kommentiert Klaus die Begegnung:

Klaus: Das sind so die SCHÖnen ErLEBnisse auch. Wir ham also ne ganz also wir sind ja auch sehr OFFEN, wir ham ne ganz nette Nachbarschaft. Wir sprechen eigentlich mit ALLEN Leuten. Wir gehn auf die Leute ZU und joa das das hat auch Wiederhall muss ich sagen.

[W] Eine Spezifizierung der Freude, die mit dem Pflanzen von Grün verbunden ist, zeigt sich bei Frau Dorevska und ihren Ausführungen zu einer Baumpatenschaft. Sie scheint erstaunt zu sein und zugleich begeistert es sie, dass sich jemand die Mühe macht, für andere etwas Schönes beizutragen. Das Pflanzen hat ihrem Verständnis nach keinen unmittelbaren Zweck, der die Mühe des Pflanzens rechtfertigt, außer dass das Gepflanzte schön ist. Sie versteht gepflanzte Blumen als eine Freude, die Menschen einander weitergeben. Auf diese Weise tragen die angepflanzten Blumen zu einer positiven Gestimmtheit bei (vgl. Foto 5-2).

I: Jetzt gibt es auch den Fall, dass Leute aktIV werden und beispielsweise in ihrer Nachbarschaft einfach mal per Eigeninitiative anfangen zu PFLANZEN oder vielleicht sogar im Hinterhof Gemüse anbauen und so.

Frau Dorevska: Das find ich toll, das find ich toll. Und dann so mit dem, es gibt so BAUM-patenschaften bei uns. DAS find ich toll. EBEN, also wenn dann EBEN so POSITIV und nicht nicht SCHIMPFFEN, sondern wenn du meckern meckern willst, dann pflanze lieber da ein paar Blumen und dann gut IS. Also das ist dann irgendwie also DAS find ich besser. Ich fand's also ich HAB'S geSEHEN, also bei UNS das ist total NIEDlich. Also wirklich so'n ein ein EINZIGER BAUM und das ist so SCHÖN und da steht auch bitte auch darauf achten und das mach ich auch immer. Also ich stell da auch nich kein Fahrrad hin order so. Das find ich total süß.

I: Könnten Sie sich auch vorstellen, selbst an solchen Initiativen teilzunehmen, vor der eigenen Haustür beispielsweise?

Frau Dorevska: Also theoRETISCH ja. TheoRETISCH ja das ist es halt ich muss erstmal meine PFLANZEN in der Wohnung, das klappt also eine ist, theoretisch ja. Also das ist bei mir diese Langfristigkeit. Diese Regelmäßigkeit ein Problem. Aber also ich FIND das wirklich klasse.

I: Was würde Sie denn dazu motivieren?

Frau Dorevska: Es ist weil das einfach SCHÖN ist. Das ist schön, man man ähm das ist halt ne ANdere Spur die man hinterLÄSST. Also nicht dass man MÜLL hinterlässt sondern dass man etwas SCHÖNES hinterlässt und da gehen Leute hin oder vorbei und die schauen und die freuen sich und das ist einfach das ist SCHÖN. Das gibt einfach ein schönes, man GIBT schöne Gefühle WEITER. So jetzt .. ich weiß nich, ich hab ich jetzt ein paar Tage NICH gesehen. Aber aber da ist noch auf dem Weg zu mir nach Hause eine BAUM-patenschaft.

I: Okay. Und was denken Sie, wenn Sie sowas sehen?

Frau Dorevska: Also es ist einfach, also es ist einfach ne RIEsige Freude, dass hier jemand ein weil es ist ja, das ZIEL ist ja, es NUTZT ja nichts. Außer dass das wirklich SCHÖN ist und das AUGE erfreut. Und dass sich jemand dann diese MÜHE macht, das find ich faszinierend.

Im Kontrast zu der positiven Botschaft, die mit dem Pflanzen von Grün verbunden wird, führt das Fehlen dieser Botschaft bzw. seiner Symbole zu Enttäuschungen, da man die eigenen Bemühungen des Pflanzens nicht durch andere erwidert sieht. Hier zeigt sich, dass Grün diesem Selbstverständnis nach nicht per se vorzufinden ist, sondern *es muss für Grün gesorgt werden*, damit man sich hieran erfreuen kann. Menschen *ermöglichen Grün, indem sie Pflanzungen vornehmen*. Dabei wird Grün als *schöne Dinglichkeit* und nicht etwa als Kreatur aufgegriffen. Auch werden keine ökologischen Zusammenhänge hergestellt.

[W] Frau Reinhard ist „entsetzt“, dass wenige Menschen im Viertel ihre Balkone mit Blumen schmücken. Sie wünscht sich, dass man seine Balkone für sich und für andere schön bepflanzt. Die Bepflanzung verschönert die grauen Fassaden. Dieser Anblick verschafft ihr ein gutes Gefühl. Dabei verstärkt der Kontrast zwischen schönen Blumen und grauen und heruntergekommenen Hauswänden den ästhetischen Wert des Gepflanzten. Wenn Frau Reinhard bedauert, dass Balkone nicht bepflanzt sind, geht es ihr offenbar sowohl um den Akt des Pflanzens als Beitrag für die Gemein-

schaft als auch um das Betrachten von Blumen selbst als Quelle affektiver Genüsse. In der Verknüpfung des schönen Anblicks und der Assoziation des gut gemeinten Beitrags zu schönen Anblicken im Stadtraum entfaltet sich die volle Wertschätzung von Grün. Nicht bepflanzte Balkone empfindet sie als „Leere“. Vermutlich meint sie damit nicht allein eine physische Leere, sondern auch eine zwischenmenschliche Leere als Gegenbild zur Freude, die ihr Blumen bereiten („das Herz geht auf“), die von anderen gepflanzt wurden (vgl. Foto 5-1).

Frau Reinhard: Naja was ich mir auch total gerne angucke, das sind so Balkone, bepflanzte Balkone, da guck ich eigentlich auch IMMER drauf weil ich einfach das auch SELBER ja auch mache. Ähm, mir fällt immer auf und ich bin auch oft wirklich entsetzt, wie viele Menschen Balkone haben, und da NICHTS draus machen. DAS fällt mir IMMER auf. Auch gerade wenn man in INNENhöfen ist und dann die ganzen Balkone sieht, ne? WIE WENICH Balkone sind bePFALNzt letztendlich und wie wenich sind wirklich RICHTIG SCHÖN bepflanzt. Oft ist es hab ich das Gefühl ist mehr so ne Abstellkammer. Also bei MIR jetzt konkret, da ist mein Balkon sehr stark bepflanzt und zwei weitere von insgesamt, ja gut die Hälfte ungefähr, ein bisschen bisschen mehr als die Hälfte. Und ich hab mal ne Freundin besucht, die hat damals in der Landgrafenstraße gewohnt, das war n RIESENgroßer Innenhof, auch ne ganz große Wohnungsanlage, ich glaub auch von der Bundesgenossenschaft, da war so gut wie nix bepflanzt.

I: Was denken Sie denn, wenn Sie das sehen?

Frau Reinhard: Ich find das SCHADE, ähm ich denk denn auch, dass die Leute kein Bezug dazu haben, sonst würden sie's ja machen. Ich finde auch das schade (lacht auf). Ich finde auch schade, dass ja für die andern BeWOHNER, DIE da nen Bezug zu haben. Weils einfach viel schöner ist, wenn man auf ähm bepflanzte Balkone guckt. Ne? Also ich find das ja das is irgendwie so ne Form von LEERE. [sie zeigt auf eine Blume] Sowas, das würd mir dann AUCH auffallen, ne? Wenn ich spazieren geh. Das is hier so ne einzelne Cosmea is das glaub ich. DAS

I: Mhm. DASS da was BLÜHT oder dass hier was gepflanzt ist?

Frau Reinhard: Dass da was gepflanzt is, dass da was BLÜHT natürlich auch und das find ich jetzt einfach toll, in der Kombination mit dieser schäbigen WAND. [macht ein Foto von der Blume] ja. SOWAS ähm, das hat was sehr stark Urbanes, ne? Ne ne Natur. Der Kontrast ist irgendwie extrem und es .. öffnet auch sofort mein Herz. Ich find das einfach toll, drauf zu gucken.

Orte im Modus des Ergötzens

Die Hervorbringung von Orten wie auch der Umgang mit Grün folgt dem Bestreben, sich *mit schönen und angenehmen Eindrücken zu umgeben*. Grün wird vor allem als alleearartige Straßenbäume, als Kleingärten, Parkanlagen mit Gartencharakter und anhand von Friedhöfen relevant. Zudem erlangen solitäre Pflanzungen am Wegesrand auffallend häufig Aufmerksamkeit. Die Auswahl des Betrachteten richtet sich primär nach der Schönheit, die sich durch Farbenspiele und Kontraste ergibt und eine bestimmte Ästhetik erzeugt. Es werden Orte selektiert, die affektive Genüsse bieten. Hierbei ist der Pflegezustand von untergeordneter Relevanz.



(M5:1) Frau Reinhard fotografiert die Ansicht einer verschmutzten Wand, die das Bild überwiegend einnimmt. Vor dieser Wand tritt eine blühende Blume hervor. Das Foto verdeutlicht die Wahrnehmungsweise, in der Frau Reinhard gezielt schönes Grün, bevorzugt in Gestalt von Blumen, fokussiert. Mit dem gewählten Bildausschnitt stellt sie diese Blume in einen Kontext städtischer Bebauung. Die Blume verschönert den Anblick und schafft affektive Genüsse in der Tristesse des Stadtraums. Dabei erscheint ihr der Anblick der Blume im Kontrast zu der „schäbigen Hauswand“ umso schöner. Gleichzeitig tritt die Blume im Kontrast zur „schäbigen Wand“ als Symbol der Bemühungen hervor, füreinander eine schöne Umwelt zu schaffen.



(M5:2) Frau Dorevska zeigt im Interview eine Baumpatenschaft, die sie auf ihren Wegen durch das Viertel entdeckt hat und fotografiert sie. Auch sie fokussiert ihre Ansicht wie Frau Reinhard auf das Grün, während sich durch den Hintergrund ein städtischer Kontext erahnen lässt. Das gepflanzte Grün wird freudig und wertschätzend aufgenommen. Es symbolisiert Bemühungen, die sich jemand macht, um Freude zu bereiten. Hier findet die soziale Utopie des ‚guten‘ Miteinanders einen sichtbaren Ausdruck.



(M5:3) Frau Reinhard zeigt im Interview eine Kleingartenanlage. Hinter einem Zaun füllt sich die Bildfläche mit Büschen und blühenden Blumen, während der Stadtraum nicht zu sehen ist. Die Pflanzen werden über den Zaun hinweg betrachtet, dennoch ist die Ansicht und damit das Genießen der schönen Anblicke ungehindert. Das Abgebildete symbolisiert einen Raum affektiver Genüsse, die sich losgelöst vom Stadtraum konsumieren lassen. Dieser Raum wiederum ist nur durch die Pflanz-tätigkeiten anderer erlebbar, die hinter dem Zaun tätig werden.

22.6 Modus des Patronisierens (M6)

Verteidigen von Grün für das persönliche Seelenheil

Prototypischer Fall: Frau Winter (D)

Assoziierter Fall: Lena (K)

Im Modus des Patronisierens wird die Umgebung *mit wachen Sinnen erfasst* und die Wirkung der Sinneseindrücke reflektiert. Dabei kommt Grün explizit eine hohe Aufmerksamkeit zu. In der Betrachtung von Grün finden die Betrachtenden ein Gegengewicht zu der Unwirklichkeit des städtischen Alltags, die fortwährend die Sinne belastet. Diese Unwirklichkeit besteht in einem Gefühl der Enge. Auch trüben graue Fassaden und Straßen wie auch Unästhetisches die alltäglichen Anblicke. Grünräume werden demgegenüber als Wohltat für seelische Befinden erlebt. In dem Streben nach einem *Ausgleich zu dem Umweltstress* der Stadt wird Grün gezielt gesucht. Man *umgibt sich bewusst mit Grün*. Dabei wird Grün spirituell anmutend instrumentalisiert als eine Quelle des eigenen Wohlbefindens und des persönlichen Einklangs.

[W] Lena beschreibt, dass ihr die Bewegung in der Natur besonders guttut. Sie sucht Grünräume auf, da sie hier einen optimalen Effekt zur Förderung ihres Wohlbefindens erzielt.

I: Ja. Also wenn du jetzt durch den Wald gehst und hast du dann irgendwelche Erwartungen, also versprichst du dir da irgendwas von?

Lena: Ähm, ich find das einfach das da DURCH gehn schön. Also dabei entspanne ich, dabei kann ich die SEEle baumeln lassen sozusagen. Genau. Also so die Verbindung aus BEWEGUNG und NaTUR, die ist optimal find ich. Also die tut mir am MEIsten gut.

Im aktiven Erleben von Grün lässt sich ein Bezug zur Natur herstellen, der wiederum das Wohlbefinden fördert. Während im Modus des Ergötzens Grün vorwiegend in positiver Weise als Ausdruck eines angenehmen Miteinanders Beachtung findet, kristallisieren sich hier im Umgang mit Grün gesellschaftliche Widersprüche heraus. Es wird nicht nur das vorhandene Grün, sondern vor allem das Entfernen von Grün thematisiert. Die Dezimierung von Grün im Stadtraum wird als Ärgernis empfunden.

[L] Frau Winter thematisiert die Umwandlung von Vorgärten in Parkplätzen als typisch für das Kreuzviertel. Sie ärgert sich über diese Praxis. Dieses Ärgernis ist begleitet von einem Unverständnis und einer Verdrossenheit gegenüber der Gründezimierung der „Leute“, von denen sie sich offenbar distanziert. Sie möchte Grünflächen erhalten, wie sie einst waren.

I: Gibt es etwas, das besonders typisch ist fürs Kreuzviertel?

Frau Winter: Ich find diese VORGärten WARN typisch, BEVOR die Leute angefangen haben, die zu zu betonieren und da ihre Parkplätze drauf zu machen. Und die find ich SEHR schön. Also da bin ich immer total von den Socken, wenn da wieder einer platt

gemacht wird, wie der bei der Volksbank da vorne irgendwie die STEINE aufgeschüttet werden, also das find ich einfach erschütternd. Also das gibt's aber noch in einigen Straßen, der Liebig-Straße, in der Arneckestraße ist das teilweise noch vollständig erhalten

[W] Im Walking Interview spezifiziert sie, dass ihr infolge der Umwandlung von Vorgärten zu Parkplätzen vor allem die Auflockerung des Stadtraums fehlt, die Luft verschafft. „Luft dazwischen“ meint hierbei womöglich eine Freiraum, der ihr Platz zum Atmen verschafft.

Frau Winter: Und die [sie deutet auf Parkplätze] störn ja auch so die Lebensqualität. Weil wenn da jetzt n Auto drunter steht, das ist ja was anderes, als wenn da noch so'n bisschen LUFT dazwischen ist.

Gleichermaßen wie im Modus des Kontrollierens und Evaluierens findet hier eine Beobachtung der Umwelt statt. Diese Beobachtung richtet sich explizit auf Grün, sodass Kenntnisse darüber bestehen, wo welche Veränderungen der Grünbestände vorgenommen wurden. Diese Beobachtung ist anders als im Modus des Kontrollierens und Evaluierens explizit von der Vorstellung geleitet, Grün und Grünräume in der Stadt zu erhalten oder zu mehren. Die Erlebbarkeit von Grün in der Stadt erscheint selbstverständlich als ein *allgemeines menschliches Grundbedürfnis*, während die Gesellschaft als Widersacher von Grün auftritt, welcher *Grün aus der Stadt verdrängt*. Der gesellschaftliche Umgang mit Grün stößt auf Unverständnis, wie insbesondere bauliche Maßnahmen, durch die Grünräume oder Bäume und Sträucher beseitigt werden. Grün wird als *respektierte Kreatur* verstanden, die einen Beitrag für eine lebenswerte städtische Umwelt leistet. Dieser Beitrag wird jedoch ärgerlicherweise von der Nachbarschaft verkannt. Als Charakteristikum dieses Modus erfolgt ein Protest gegen die fortwährende Dezimierung von Grünbeständen im Stadtraum, der im Privaten formuliert und zum Ausdruck gebracht wird. Auf diese Weise wird in diesem Modus ein *Gegenentwurf zum Common Sense gelebt*.

[W] Lena schaut durch ihr Fenster auf eine graue Wand. Die Wand war einst durch eine beliebige rankende Pflanze verdeckt. Das Grün diente für sie dem Kaschieren der Tristesse einer grauen Wand. Jedoch hat der Gärtner die rankende Pflanze entfernt. Sie verwendet das Bild des „Gärtnertrupps“. Der Gärtner und sein Gefolge erscheinen so als ihre radikalen Widersacher, die das von ihr geschätzte Grün zerstören. Sie hat versucht, sein Wirken durch das Pflanzen von Efeu zu boykottieren, was ihr jedoch nicht gelang. Nun ärgert sie sich fortwährend über den Anblick der grauen (ehemals grünen) Wand und das ihr unverständliche Agieren des Gärtners. Die graue Wand wird hier zum Sinnbild einer Missachtung von Grün als Ausgleich zum bebauten grauen Stadtraum. Gleichzeitig hebt Lena hervor, dass sie sich an ‚wild wuchernden‘, natürlich wirkende Grünformen vermehrt erfreut, wobei das ‚Wuchernde‘ den Ausgleich zum bebauten Stadtraum vermutlich noch unterstreicht.

Lena: [sie zeigt eine graue Garagenwand, von der sie zuvor erzählte, s. Foto] Soo...DA! DIE stÖRT! (lacht) Also DA denk ich jedes Mal äh, und das WAR mal GRÜN halt. Da war wuchs EFEU und oder WEIN oder sonst wie irgendwas und äh man SAH es halt einfach nicht. Und dann ham die das hier abgeHOLZT, runtergemacht und gucken wir auf diese

WAND und denken dann nur so: MUSSTE das SEIn? (leidend) Das ist echt SCHADE... genau. .. [sie geht einige Schritte weiter]. Jedes Mal, wenn dann hier unser HAUSmeister mit seinem Gärtnertrupp hier ankommt, dann denk ich schon immer: NEIN! (lacht) aber ja .. genau. Also ich hab's gerne natürlich, ich brauch jetzt nicht irgendwie in Reihen gepflanzte äh Osterglocken haben oder so. Also wenn jetzt hier auf der Wiese der KLEE blüht und Gänseblümchen und da FREU ich mich immer, find ich immer SCHÖN. Schöne Wiese, das ist schön und ja genau. Und (knurrend weiter) am besten ohne so ne blöde WAND. (lacht) DA ham wir schonmal Efeu dran gepflanzt aber hat sich irgendiwe ist nicht hochgewachsen. ja. (lacht) genau.

In dem Verweis auf die Entfernung von Grün, sei es die rankende Pflanze oder Flächenumwidmungen, wie die von Frau Winter kritisierte Parkplatznutzung, zeigen sich Aushandlungen des adäquaten Umgangs mit Stadträumen. Das Selbstverständnis, Grünräume zu Parkplätzen umzuwidmen oder Grün „abzuholzen“, steht im Widerspruch zu den normativen Vorstellungen in diesem Modus, Grün in der Stadt möglichst viel Raum zu geben. Die kritische Auseinandersetzung mit dem „Abholzen“ und „platt machen“ von Grün bringt eine deutliche Ablehnung gesellschaftlicher Praktiken zum Ausdruck. Der *Mensch verdrängt Grün in der Stadt*, während gleichzeitig davon ausgegangen wird, dass Pflanzen Raum zum Wachsen zugestanden werden muss.

[W] Im Walking Interview schmerzt Frau Winter der Anblick eines nicht bepflanzten Vorgartens und einer „Steinwüste“ anstelle eines Vorgartens, der sie offenbar das ersehnte Grün vermissen lässt. Auch ärgert sie sich über die unrechtmäßige Dezimierung der Parkfläche durch einen Gastronomiebetrieb, den sie drastisch als Schandfleck betitelt. In dieser unrechtmäßigen Raumanneignung sieht Frau Winter nicht nur ungenutzte Potentiale für den Erhalt oder die Mehrung von Grün in der Stadt, sondern es findet zugleich eine inakzeptable Unterwanderung der Grünbestände durch den Gastronomen statt.

Frau Winter [vor einem Vorgarten stehend, der nicht bepflanzt ist]: Sowas tut ja auch in der Seele weh. Das ist zwar ne gute Freundin von mir. Aber irgendwie diesen Kasten kann man ja schön bepflanzen. Genau und was ich besonders hässlich finde, ist DIS. Das ist unglaublich, was man machen kann oder? Ja sonst ist der ungeheuer schön geworden aber diese Steinwüste...Gut, das find ich auch noch ist ein Schandfleck [deutet auf einen Gastronomiebetrieb, der am Vinckeplatz angesiedelt ist], also das ist .. das komische Ding dahinten. Also das ist ne RIESIGE Fläche, die sie einfach sich glaub ich irgendwie gekapert hat. Früher war einfach der Spielplatz größer.

In der Zuspitzung dieses Modus resultiert aus dem Unverständnis gegenüber der allgemeinen Geringschätzung von Grün eine Distanzierung von der Gesellschaft. Zugleich werden aktive Maßnahmen gegen die Dezimierung von Grün ergriffen, indem im privaten Umfeld Pflanzungen vorgenommen werden. Während Lena vergeblich Efeu pflanzte (s.o.), schafft sich Frau Winter ihren eigenen Grünraum, den sich gerne noch ausweiten würde. Hier lebt sie *eine soziale Utopie einer grüneren Stadt*, wie sie es sich auch für den übrigen Stadtraum wünscht. Doch bleibt dieser Gegenentwurf im Privaten verborgen.

[L] Frau Winter möchte Grün vor ihrer Haustür vorfinden. Hier hat sie die Versiegelung rückgängig gemacht und eine Garage zu einem Garten umgewandelt, also gerade entgegengesetzt zu den allgemein vorherrschenden Praktiken, in denen Vorgärten zu Parkplätzen werden. Die Entsigelung der Garage wird so zum Sinnbild eines Gegenentwurfs von Stadträumen. Während sich diese Gegenwehr bei Lena auf das Pflanzen neuer Ranken beschränkt, schafft sich Frau Winter im Privaten bewusst ihr eigenes Grün als eine Gegenwelt, die ihrem persönlichen Bedürfnis nach Grün gerecht wird. Der Akt des Pflanzens, wie ihn Frau Winter vornimmt, verschafft eine gewisse Genugtuung gegenüber derjenigen, die den Stadtraum um Grün beschneiden. Dennoch fehlt ihr weiteres Grün in ihrem alltäglichen Umfeld.

I: Als aller erstes würde mich mal interessieren, was verbinden Sie spontan ähm mit dem Begriff Grün in der Stadt?

Frau Winter: Kastanien, Platanen und eben diese Vorgärten und dass man eben auch JA AN den Häusern auch Grün hat. Also wenn's nach MIR ginge, dann würde an den Häusern einfach mehr hochwachsen. Ich hab auch hier, das war ja ne GARAGE, die überhaupt nicht benutzbar war. Und dann hab ich einfach ja also den Vermieter überredet, dass man das Dach abmacht und da hab ich nen Garten reingemacht, weil mir das einfach total wichtig ist, einfach so'n bisschen Grün vor der Tür zu haben. Ham Sie ja bestimmt auch gemerkt, wenn man hier drauf zukommt, das das ist mir total wichtig. Das ist lebenswert einfach. Wenn mir das Haus gehören würde, dann würd ich auch den Asphalt wegmachen und dann gucken dass dann auch irgendwie ja das Wasser versickern kann, dass da irgendwie sowas ist, wo was GRÜNES dazwischen wachsen kann.

[L] Im Verständnis von Frau Winter wird Grün nicht etwa „schön gemacht“, sondern sie möchte Grün „wachsen lassen“, also Grün einen Raum geben, sich zu entfalten. Damit spricht sie Grün ein Eigenleben zu. Dieses Eigenleben und die Vielfalt der Vorgärten versprüht im Kontrast zur baulichen Umwelt Leben. Diese Belebung wiederum wirkt belebend auf sie zurück.

I: Wenn Sie jetzt aufs Kreuzviertel schauen, ist das Kreuzviertel grün genug?

Frau Winter: Ach grün genug kann gar nicht sein. Also man KÖNNTE schon noch n bisschen MEHR Grün reinbringen.

I: Okay ham Sie da konkrete Vorstellungen?

Frau Winter: Also ich würd einfach diese VORGärten erhalten. Weil die sind einfach auch unglaublich BELEBEND, weil die auch so schön unterschiedlich sind. Und ich würd ja die Straßenbäume, die werden ja EH immer wieder nachgepflanzt. Aber ich würd die Häuser auch begrünen. Ich würd da wirklich was hochranken lassen. Also so Rankhilfen anbringen und Glyzinen oder was weiß ich, irgendwelche Sachen hochranken lassen.

In der Auseinandersetzung mit Grün im Stadtraum zeigt sich eine besondere Aufmerksamkeit für vertikale Grünformen, wie große Bäume und Ranken. Lena etwa spricht hier von einer „grünen Wand“, der sie eine „graue Wand“ städtischer Gebäude gegenüberstellt. Vertikale Grünformen kaschieren graue Fassaden und schaffen wohlthuende Anblicke. Doch verschönert rankendes Grün nicht nur den Stadtraum, sondern es relativiert zugleich menschliche Raumanweisungen und *schafft einen Ausgleich* zu ihnen. Rankende Pflanzen überwuchern das bauliche Manifest menschlicher Raumanweisung, die Grün verdrängt.

Ebenso relativieren hochragende Bäume menschliche Aneignungsprozesse und lassen sie klein wirken. So könnte das Überriesen und Überriesen städtischer Bauten auch als *Quelle der Genugtuung* gedeutet werden, indem die Pflanzen städtische Verdichtungen ‚boykottieren‘ und die vielfach verdrängte Natur die gebaute Stadt wieder einnimmt oder überragt. Diese Relativierungen der gebauten Stadt zu betrachten wiederum schafft den gewünschten Ausgleich zum gebauten Stadtraum und wird als Glück oder auch als Wohltat für das persönliche Wohlbefinden erlebt.

[W] Wie bereits im letzten Interviewabschnitt dargelegt, verbindet Frau Winter mit Grün insbesondere vertikale Grünformen, wie Ranken an Fassaden und einen Blick hinauf in die Bäume. Die Bäume relativieren menschliche Raumanneignungen und lassen sie als dem Eigenleben der Wuchsformen untergeordnet erscheinen.

I: Ist das etwas, worauf Sie im Alltag auch ACHTEN?

Frau Winter: JA.

I: Wenn Sie im Viertel unterwegs sind?

Frau Winter: Mhm.

I: Und inwiefern achten Sie darauf? .. Was DENKEN Sie, wenn Sie sich damit auseinandersetzen?

Frau Winter: Ach das sind dann so Momente, wo man richtig sogar entSPANEN kann. Also wenn ich irgendwie über den Vinckeplatz geh und nach oben gucke und irgendwie guck, wie die Blätter gerade aussehen und da fällt das Licht durch, das ist GLÜCK. Oder wenn man irgendwie da vorne steht an der Kreuzstraße, ne das ist die Wittekindstraße und dann irgendwie da hochschaut und diese ganzen Platanen sieht, das ist einfach AUCH ein schöner Anblick, find ich. Und da kommen einem die Autos dann ganz klein vor und winzig irgendwie, ganz .. .

Gewachsene, wild wuchernde Grünformen werden als besonders attraktiv hervorgehoben, was ebenfalls das Streben nach einem Ausgleich zum gebauten Stadtraum unterstreicht.

[L] Wie Lena bereits anhand der wilden Gänseblümchen betonte, bevorzugt auch Frau Winter wilde Grünflächen, die in ihrer Urform („urig) als weniger durch den Menschen überformt erscheinen. Zugleich bewertet Frau Winter Grünräume anhand ihrer Nutzbarkeit.

I: Ham Sie da so bevorzugte Grünflächen?

Frau Winter: In die Bolmke. Kann man ganz gut gehn. Oder Rombergpark. Oder ja einfach so die städtischen Parks sind da ganz gut.

I: Vorzugsweise Bolmke und Rombergpark?

Frau Winter: Mhm.

I: .. Warum jetzt die beiden Parkanlagen?

Frau Winter: Weil die so schön urig sind. So schön wild gewachsen. Das gefällt mir besser als der Westfalenpark.

Wenngleich Grün als wildwachsende *Kreatur* konzipiert wird, die es zu respektieren gilt, indem man ihr Raum zum Wachsen einräumt, folgt das Streben nach Grün und das Propagieren des Erhalts von Grün keinem Naturschutzgedanken oder einer ökologisch begründeten Argumentation. Das Streben orientiert sich in erster Linie an den eigenen Bedürfnissen.

[W] Lena verbindet Grün mit rankenden Pflanzen und großen Bäumen, die offenbar einen Markstein der Natur in der Stadt repräsentieren. Gleichzeitig jedoch reicht ihr Naturbezug nur so weit, wie er ihrem persönlichen Wohlbefinden dient. Sie vollzieht eine Abwägung zwischen ihren Belangen und dem Erhalt von Bäumen. Große Bäume sind nicht per se etwas Gutes. Wenn sie Sonnenlicht „wegnehmen“ und damit das Wohlbefinden stören, wird ihr Dasein in Frage gestellt.

Lena: Und zwar find ich immer, wenn man hier jetzt so lang geht, dann guckt man da so auf so ne GRÜne Wand mit gANZ SCHÖN so HOHn GROßen BÄUMen und ALLES GrÜN und DA denk ich immer so, OH JA, schÖN. Das denk hab ich häufig bewusst gedacht, wenn ich hier lang geh: DAS ist schön. Dass das auch mal NICH nur so diese KLEInen zuRECHTgeschnittenen Bäume sind, sondern auch mal so richtig schön QUAsi natürlich gewachsen. Groß und hoch. In der STADT hat man ja häufig NICH so die hohen BÄUme, weil man ja nicht die SONne wegnehmen möchte und so weiter, und dann immer nur so kleine. Ich mein ich will ja selbst AUCH die Sonne haben also von daher ist das ja immer so ZWIEspätlig, aber aber DAS find ich schön.

Während im Modus des Ergötzens mit dem Pflanzen gerade ein sozialer Akt für ein gutes Miteinander verfolgt wird, ist das Pflanzen hier ein egozentrierter Akt. Es geht weniger darum, mit diesem Grün gute Gefühle zu teilen, sondern selbst einen Ausgleich zu empfinden.

[L] Lena erzählt zu Beginn des Interviews, dass sie wilde und große Wuchsformen von Grün sehr mag. Hier führt sie nun weiter aus, dass sie sich sehr ärgert, wenn Grün ohne einen ihr ersichtlichen Sinn abgeholzt wird. Dies scheint jedoch nur der Fall zu sein, wenn sie das Abholzen von Grün selbst erlebt. Wird an anderer Stelle Grün dezimiert, an der sie sich nicht aufhält, trifft sie dies nicht weiter. Demnach verteidigt sie nicht generell den Erhalt von Grün, sondern nur, wenn sie hiervon betroffen ist. In gleicher Weise stört es Lena nicht etwa, dass mit dem Abholzen von Pflanzen lebende Kreatur vernichtet wurde, sondern, dass sie nun mit einem ‚grauenhaften Anblick‘ leben muss. Dieser Anblick wiederum stört ihr Wohlbefinden, da sie nicht den angestrebten Anblick von Grün als Ausgleich zum grauen Stadtraum findet. Ebenso bemängelt sie das Roden Flächen, weil sie infolgedessen einen schönen Anblick verliert.

I: jetzt hört man liest und hört man in den Medien auch relativ häufig von Konflikten rund um Grünflächen. ÄHm interessiert dich sowas, wenn du das hörst in den Medien?

Lena: (stöhnt) Nicht besonders. Nö (lacht).

I: ... Nicht besonders.

Lena: Also außer ich kriech jetzt mit, dass sie äh also WAS mich immer aufREGT ist wenn äh wenn so große Flächen abgeholzt werden, die nicht notwenidg sind. Oder wenn ich anner Straße irgendwo lang fahr und ich seh die ham da SÄMTliche Knicks abeholzt, dann denk ich immer nur so: WARUM?! (lacht) War SO SCHÖN! Ähm da kann ich mich

dann SCHON manchmal aufregen oder wenn unser äh Hausmeister dann die SCHÖne beGRÜnung, die da WILD rum WUCHERT, er kann das WILde Grün überhaupt nicht leiden. Alles runter HOLZT und dann sieht man eine GRAUE äh Garagenwand dahinter, die total angegammelt ist und jetzt gucken wir anstatt auf Grün auf eine graue gammelige Garagenwand. Da denkt man immer nur: WARUM? (lacht) Also über SOwas reg ich mich auf und ähm und wenn dann, ich mein ich weiß nich ob du jetzt auf äh hier Kleingärten und so abzielst? [gemeint ist ein konfliktbehafteter lokaler Diskurs um die Beseitigung von Kleingärten zum Bau eines Möbelhauses] Was das angeht aber da war ich tatsächlich mehr so also .. vielleicht hätt's mich mehr berührt, wenn ich jetzt n Kleingarten da gehABT hätte aber (lacht) .. so war's eher also ich mein ich kann beide Seitens das Wirtschaftliche muss man ja auch bedenken und sehen und ähm ja, aber das hat mich tatsächlich irgendwie nicht so berührt. Nein. Wenn ich ganz ehrlich bin.

Diese Perspektive, die sich an persönlichen Bedürfnisse ausrichtet, setzt sich in der praktischen Aneignung von Grünräumen fort. Ähnlich wie im Modus der Zweckausrichtung nützen Grünräume dem persönlichen Wohlbefinden. Wird dieser Nutzen von einem Grünraum nicht erfüllt, findet das Grün keine weitere Beachtung.

[L] Frau Winter betrachtet Grünräume als Räume, die entweder zur Nutzung bereitstehen oder nicht nutzbar sind. Dabei spricht sie Grünräume erneut als umkämpfte Räume an. Sie betitelt den Westpark pauschal als Nordstadt, die für sie einen Raum repräsentiert, den sie aufgrund sozialer Probleme meidet. Der Vinckeplatz wäre angemessen ohne das Lokal, das sich den Raum illegitim angeeignet. Das Lokal wird hier in gleicher Weise wie die Mauer bei Lena zum Sinnbild des Unverständnisses gegenüber dem Umgang mit Grün bzw. Grünräumen. Der Wirt ist wie der Gärtner ein persönlicher Widersacher im Kampf um mehr Grün, ohne dass dieser Konflikt offen ausgetragen wird. Zugleich zeigt sich eine auffällige Verengung der Deklaration legitimer Nutzungsräumen, -formen und -gruppen anhand individueller Interessen und Ideale, die als absolut bzw. intersubjektiv maßgeblich betrachtet werden. Der Gastronom hat im Park „nichts zu suchen“, Frauen mit Kindern hingegen hebt sie als legitime NutzerInnengruppe hervor.

I: Ähm jetzt ist hier ja ganz in der Nähe noch der Westpark, auch relativ bekannt. Ist das für Sie n Anlaufpunkt?

Frau Winter: Nee. Der ist find ich einfach nich so sympathisch, der is einfach, das is wie Nordstadt.

I: Mhm, okay. Inwiefern?

Frau Winter: Also da ist einfach ganz viel Drogenumschlagplatz. Also wenn man da einmal ein Blick dafür hat, dann SIEHT man das überall und das ist einfach elend.

I: Okay und ähm vor der Tür ist ja noch der Vinckeplatz.

Frau Winter: DER is schön. Also den fänd ich sehr schön, wenn dieses blöde Lokal nicht dort wär. Also wenn da ein hübsches Café drin wär, wo die Fraun einfach irgendwie mit ihren KINDERwagen hinfahrn könn und wo man gut Sitzen kann und wenn das auch belebt wär, dann wär das okay. Aber SO ist das einfach ne Schweinerei. Also die machen ab und zu irgendwelche Partys, die dann irgendwie in der Nacht viel Lärm machen und dann ist das einfach ein Schrott-Lager. Also ich find das unmöglich, wie der irgendwie diesen PLATZ einfach immer weiter ausweitet und sich da breitmacht und das GEHT

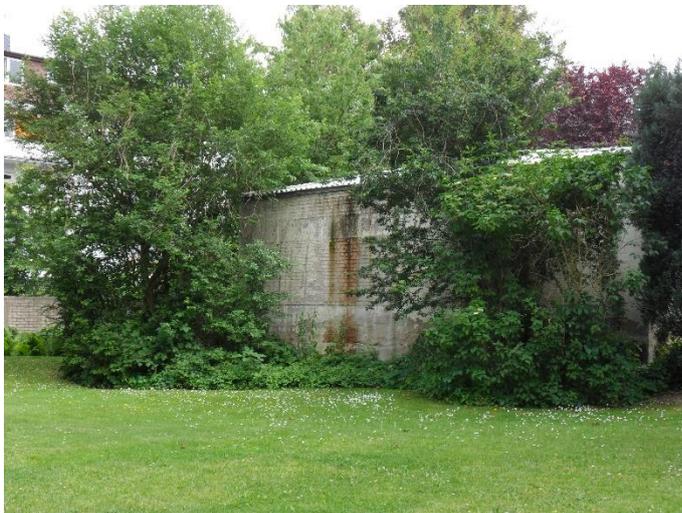
nicht. Also find ich unmöglich. Also da war ja früher der kleine Kiosk. Wunderbar. Aber irgendwie entweder man nutzt's vernünftig, dass die Anwohner das auch nutzen können, und ne Disko äh is an DEM Platz einfach nicht geEIGNET. Und wie er das irgendwie SCHAFFT, dass man das einfach MACHEN kann, das is ja öffentlicher Grund, das find ich unGLAUBlich. Also kann man doch nich irgendwo auf öffentlichen Grund irgendwie sowas hin bauen und damit machen, was man will. Also das da bin ich immer sauer, wenn ich vorbei geh. Das is ein netter Kerl, aber irgendwie der hat da nix zu SUCHEN.

Orte im Modus des Patronisierens

Die Hervorbringung von Orten ist geprägt von dem Bestreben, *einen Ausgleich zum ge- und bebauten Stadtraum herzustellen*. In Spaziergängen und auf alltäglichen Fußwegen durch das Viertel umgibt man sich bewusst mit Grün. Auch treten Vorgärten sowie Innenhöfe hervor, an denen Grün verdrängt wurde. Es werden bevorzugt Straßen mit bepflanzten Vorgärten sowie begrünte Wege aufgesucht, an denen sich im Verhältnis zum bebauten Stadtraum und zum Verkehrsraum „Luft“ auftut. Im Privaten wird Grün zudem gezielt durch Pflanzungen platziert, um Grün als Ausgleich zur Tristesse des Stadtraums erleben zu können. Besondere Aufmerksamkeit kommt zudem hohen Straßenbäumen zu. Auch zählen Waldstücke und dicht bewachsene, natürlich wirkende Parkanlagen zu den bevorzugten Orten des Entspannens, wie etwa die Bolmke, das Düsternbrooker Gehölz, der Rombergpark und die Forstbaumschule.



(M6:1) Lena fotografiert den Anblick hoher Bäume, der sich in einer von ihr häufig begangenen Straße auftut. Die Bäume bilden im Hintergrund des Bildes eine geschlossene grüne Wand, während der Blick rechts durch Häuserwände verstellt ist. Die „grüne Wand“ betrachte sie als „natürlich“, sie repräsentiert ein Gegengewicht zu den Wänden der künstlichen, gebauten Stadt.



(M6:2) Lena fotografiert den Hinterhof, in den sie schaut, wenn sie an ihrem Schreibtisch sitzt. Fast die gesamte Bildfläche ist von Grün geprägt, während lediglich die Garagenwand auf eine graue gebaute Umwelt verweist. Wäre auch die Garagenwand grün, würde nichts im Bild auf den Kontext einer städtischen Umwelt hindeuten. Zugleich verweist der Anblick auf einen ungelösten Konflikt mit dem Gärtner, der die Wand von Ranken befreite. Die Wand repräsentiert hier eine ihr unverständlichen Dezimierung von Grün als schöne Ansicht.



(M6:3) Frau Winter fotografiert ein Beispiel für versiegelte Vorgärten, an denen anstelle von Grün nun der Anblick von Mülltonnen bietet. Die abgebildete Szene repräsentiert die Verdrängung von Grün und die optische Verschandelung des Stadtraums als Praktiken, die ihr gänzlich unverständlich sind und denen sie im Privaten durch Entsigelung und Pflanzungen entgegenwirkt.

22.7 Modus des Naturbesinnens (M7)

In der Natur und mit der Natur leben

Prototypischer Fall: Anne (K)

Assoziierte Fälle: Christoph (K)

Im Modus des Naturbesinnens werden Ausprägungen von Grün *mit allen Sinnen bewusst erfasst*. Grün eröffnet Eindrücke, die ‚aufgesogen‘ und reflektiert werden. So sind etwa das Singen der Vögel, der Geruch von Blumen und von Waldboden, das Befühlen von Pflanzen oder auch das Probieren von Früchten im Alltag wie in der Freizeit konstitutiv für das Erleben der Umwelt. Dabei wird Grün gleichgesetzt mit Pflanzen, Tieren und auch mit Wasser. Grün erscheint als sozialer Akteur, dem eine Wirkung auf den Menschen zugeschrieben wird. Diese Wirkung bleibt nebulös und kann nicht weiter spezifiziert werden, wird jedoch als sehr positiv empfunden: *Grün bewegt das Gemüt*.

[L] Für Anne ist Grün im Alltag relevant, auch wenn sie sich dies nicht immer bewusstmacht. Sie erfährt ihre Umwelt mit geschärften Sinnen für Eindrücke, die sich durch Grün ergeben. Sie erfreut sich an Anblicken und fühlt sich in der Gegenwart von Grün wohler. Dabei wird das vorhandene Grün nicht gemacht (gepflanzt, platziert), sondern Grün ist ein Akteur, der etwas mit ihr macht und anziehend auf sie wirkt (ihre Blicke auf sich zieht). Dabei sind Anne verschiedene Grünformen präsent, ohne dass sie hierbei eine Wertung bezüglich der Relevanz oder der Ästhetik der verschiedenen Grünformen vornimmt.

I: Ist das was, was du im Alltag wahrnimmst? Grün?

Anne: Ja.

I: Und inwiefern? Kannst du das vielleicht beschreiben?

Anne: Na also, es ist jetzt wahrscheinlich auch nicht so, dass ich daraus jetzt ein ein episches MEISTERWERK jedes Mal äh schreiben würde, sobald ich einmal über die STRAÙe gehe aber ähm es fängt an bei kleinen GÄRTchen vor den Häusern, ähm dass ich mich über die BLUMEN oder über das Grün freue oder auch mal dran RIEche oder solche Sachen. Oder wie gesagt ähm, hab mich ja vorhin schon ergangen hinsichtlich der Osterglocken und des äh des Weins an den Fassaden. Ich find, das macht einfach ganz ganz viel ähm Flair aus, wenn man spazieren geht. Also ich achte da schon ganz doll drauf. Also mir fällt schon auch auf, wenn es kein GRÜN gibt, dann fühl ich mich automatisch irgendwie auch unwohl.

I: Ähm, in welchen Situationen speziell ist es dir wichtig, dass ein Stadtteil grün ist, also bei welchen Aktivitäten nutzt du Grün in welcher Form auch immer?

Anne: .. (überlegt kurz) Die Frage ist, bei welchen NICHT?! Also ich glaube es spielt irgendwie IMMER ne Rolle. Also wie gesagt, es ist vielleicht auch jetzt nicht so, dass man das beWUSST immer ähm erKENNT, aber ich glaube es spielt immer ne Rolle, dass man sobald man vor die TÜR tritt und man guckt einmal nach OBEN und sieht ne BIRKE vor einem, die irgendwie im WIND rAUSCHt oder so. Vielleicht kann man das in dEM Moment nicht ähm verbalisIERN, aber ich glaub, es FÄLLT mir in dem Moment auf und es

MACHT irgendwas mit äh mit mir. Und ich bin ja nun durch durch IHN [sie verweist auf ihren Hund, den sie zum Interview mitgebracht hat] relativ ähm oft und lange auch draußen und ähm vielleicht wird man dann auch senSIEbler für das Thema, ich weiß es nicht. Ähm aber da geh ich jetzt auch nicht STUMPF mit IHM einfach nur die Strecke rauf und runter, sondern ähm guck mir auch einfach die die Gegend an und in der Regel ähm bleiben bleibt der Blick ja irgendwie immer an GrÜN hängen. Ob es nun n BAUM ist oder ne Blume oder oder RAsenfläche ist ist fast eGAL. Also .. ja..

Das Vorhandensein von Grün im bebauten Stadtraum lässt die Wahrnehmenden die Umwelt sinnlich genießen. Doch erst außerhalb des bebauten Stadtraums ‚im Grünen‘ kann sich das Erleben auf die Geschehnisse und Zusammenhänge der natürlichen Umwelt konzentrieren. Man *umgibt sich gezielt mit Grün*. Dabei betrachtet man das Grün etwa nicht von außen, sondern „taucht ein“, lässt sich umfließen und gibt sich den sinnlichen Eindrücken von Grün hin. Umgeben von Grün eröffnet sich ein anderer, besonderer Raum, der in der Stadt ist und doch nicht Stadt ist.

[W] Christoph genießt es, von dem belebten Stadtraum in den Wald zu gelangen, um hier eine ruhige Atmosphäre zu erfahren.

Christoph: [hält inne, als er von der belebten Uferpromenade kommend den angrenzenden Wald betritt] Ooch DIEset jetzt hier. Dieses Eintauchen von von relativ beLEBT und Autos und so und dann TAUCHST du in so ne RUHE ein und merkst, wie es so langsam [er haucht laut] ruhiger um dich wird und das find ich auch immer total schön.

Wenngleich jede Grünformen willkommen ist, werden wie im Modus des Patronisierens Grünformen eine Priorität beigemessen, die nicht oder kaum durch den Menschen verändert werden und auf diese Weise ein ‚Eigenleben‘ zeigen. So verweisen etwa sowohl Christoph als auch Anne auf ihre Vorliebe für möglichst unberührte Grünformen, die als natürlich erscheinen.

[W] Christoph erfreut sich daran, dass umgestürzte Bäume liegengelassen werden und blickt dabei auf ökologische Zusammenhänge. In dem umgestürzten Baum sieht er einen neuen Lebensraum. Grün erscheint hier als ein Naturraum, in dem ein Eigenleben vor sich geht.

Christoph: [geht an umgestürzten Bäumen vorbei] Ick find dit schön, wenn einfach, wat umfällt, LIEgen bleibt. Da lebt ooch jemand drin, und zwar nich zu wenich.

Diese Priorisierung fällt mit einem Bewusstsein für Naturschutz zusammen. Grünräume sollen selbstverständlich vor Überformung geschützt werden, während die Gesellschaft das *legitime Dasein von Grün als Kreatur missachtet*.

[L] Annes Vorliebe für natürliches Grün geht einher mit einer Überzeugung, Grün Raum zu geben, in dem es nicht durch den Menschen verändert wird. Hierzu beruft sie sich auf die Einhaltung des Naturschutzreglements und weist auf Verstöße hin.

Anne: Ich mag das Düsternbrooker Gehölz total gern, einfach weil es irgendwie noch relativ natürlich erscheint und ähm da auch ich sag jetzt mal der Mensch nicht so wahn-sinnig viel dran verÄNDERT. Also ich find es ganz ganz wichtich. Und ich find es äh auch an KIEL sympathisch, dass es auch tatsächlich noch so'n paar Fleckchen gibt.

[W] [*im zuvor benannten Gehölz angelangt, verweist Anne auf ein Hinweisschild*]

Anne: Das ist NaTURSCHUZZT ... oder? Also ich dachte NaTURSchutz bedeutet, da darf man mal abgesehen davon, dass man vielleicht die WEGE zu Fuß benutzen darf oder vielleicht auch noch mit'm Fahrrad, darf man so weiter GAR nichts daran verändern. Und Landschaftsschutz dacht ich jetzt wäre, dass man vielleicht keine BÄUme abhacken darf oder so aber das machen sie glaub ich hier ja TROTZDEM.

In der Ursprünglichkeit und Unversehrtheit durch den Menschen eröffnet sich ein Zugang zu Grün in einer natürlichen Form. In der intensiven Auseinandersetzung mit der Umwelt werden Grünräume, an denen Entwicklungen von Grün erlebbar werden, zu einem Lebensraum synthetisiert, der sich vom übrigen Stadtraum positiv abhebt. Das Grün konstituiert hier Räume, in denen sich *Einblicke in die Natur eröffnen* und in denen Natur unmittelbar erlebbar ist. Die Aufmerksamkeit richtet sich insbesondere auf Entwicklungsprozesse, in denen sich ein Eigenleben der Natur verdeutlicht. Diese Entwicklungen werden mit Faszination verfolgt und begleitet, teils mittels Fotos dokumentiert und damit zu erfassen versucht. Offenbar möchte man Entwicklungen miterleben, an ihnen teilhaben und das Eigenleben von Pflanzen und Tieren verstehen.

[W] *Anne begleitet die Entwicklung der Pflanzen und Tiere und das Leben, was hierin sichtbar wird. Sie nimmt an der Natur Anteil, lebt mit der Natur und fühlt sich vielleicht auch als deren Teil, während ihr die Allgemeinheit eher befremdlich vorkommt. So widmet sich Anne nicht nur intensiv dem Grün, sondern grenzt sich hierüber zugleich von der Allgemeinheit ab. Sie versteht ihre Sichtweise auf das Viertel als speziell. Dies begründet sie mit ihrer ausgeprägten Verbindung zur Natur. Zugleich grenzt sich Anne auch räumlich von der Allgemeinheit des Viertels ab. Sie findet im Park und im Wald ihren Raum, in dem sie sich wohler fühlt als unmittelbar im Stadtteil.*

Anne: [*durch den Park spazierend hinterfragt sie ihre Interviewbeiträge*] Ich weiß jetzt nicht ob das ob ich jetzt unbedingt so das Maß der Dinge bin. Also ich glaube ich bin was so Natur betrifft schon ähm ähm .. [*sie bricht ab*]

I: Nee es geht ja auch um DEINE, um DEIne SICHT, quasi, genau. Was DU siehst. Und was für dich interessant ist. Darum geht's ja genau.

Anne: Genau und das ist letztendlich auch die Sache bei bei der Region BlÜCHERplatz. Also natürlich ist der Blücherplatz und alles drum rum alles relativ schön GRÜN und ist auch toll angelegt. Aber es ist schon auch so, dass ich seit JAHren eher, eher diese Viertel hier aufsuche, weil ich einfach ähm hier in diesen Anlagen hier wahnsinnig wohl fühl. Es sind WEniger ähm erstmal die Wohnviertel rund um den Blücherplatz, wie gesagt, die sind toll aber ich fühl mich einfach in sowas hier wahnsinnig wohl. Weil es ist einfach irgendwie auch schön, man ich sag jetzt mal wenn so im FRÜHling wenn man einfach so merkt, wie so'n Park oder auch so'n Wald einfach auch langsam AUFWACHT und wenn

man das so, ich hab wie gesagt auch mit HUND das Glück das Tag für Tag letztendlich beobachten zu können und man diesen ProZESS einfach so mitverfolgt. Das ist schon schön, also ich bin dann irgendwie auch meistens mit KAMERA oder wenigstens mit FOTOhandy irgendwie dabei und fotografIER dann immer so Knospen und und solche Sachen und ähm das ist so irre, wenn man da eima auf diese ganzen Details geachtet hat. Dann wird man irgendwie auch aufmerksamer, aufmerksamer im Allgemeinen dafür, weiß nicht, wie SCHÖN es eigentlich ist und wie schnell sowas geht. Wie aus nem TROCKenen AST plötzlich ein GRÜner LEBender Busch wird. Das ist so irre.

Anne: *[kurz darauf an einem Teich]* Und die Gänse hier find ich immer auch ganz ganz schön. Wenn man irgendwie so SIEHT, dass die Pärchen sich so zusammenfinden, wenn sie dann anfangen, sich irgendwie so Abend für Abend äh so hintereinander her gackernd über die WIESE jagen, und dann nachher, wenn die kleinen, ich weiß es nicht, GÄNSE-KÜCKEN da sind, wie heißen die?

Das Streben, Natur und Umwelt verstehen zu wollen, drückt sich auch in der Praktik aus, Arten zu erkenne und zu benennen. Man besinnt sich auf Kenntnisse über die Natur, die einst selbstverständlich waren. Auch spiegelt sich in dem Benennen von Arten ein bewusster Umgang mit der Tier- und Pflanzenwelt wider. Dabei wird dieses Bestreben zugleich als Differenzmerkmal gegenüber der Allgemeinheit verstanden, der man eine gewisse Ignoranz gegenüber der Natur unterstellt. So ist nicht nur die Natur Gegenstand von Beobachtungen, sondern auch der Umgang anderer mit Grün, verstanden als natürliche Umwelt. Die Beobachtung ist jedoch nicht primär geleitet von einer Kritik an erkennbaren Praktiken, wie etwa im Modus des Patronisierens, sondern zielt auf ein Hinterfragen und Verstehen etablierter Praktiken ab. Zugleich erfolgt über soziale Praktiken im Umgang mit Grün eine Selbstverortung. Man distanziert sich von gängigen Praktiken im Umgang mit Grün als Natur und verweist darauf, anders zu agieren.

[W] Anne hebt hervor, dass sie im Park etwas über die Baumarten lernen kann. Sie vermisst in der Gesellschaft ein Bewusstsein für das Erkennen von Arten. Das Erkennen von Arten steht hier vermutlich für einen bewussten Umgang mit der natürlichen Umwelt. Sie ist froh, dass sie sich durch ihren Parkbesuch die Fähigkeit angeeignet hat, Bäume unterscheiden zu können und sich somit von der Ignoranz der Allgemeinheit gegenüber der Natur abgrenzen kann.

Anne: *[geht an einem Baum vorüber, der mit einem Schild gekennzeichnet ist]* Und was ich auch sehr sehr schön finde hier, ist dass man relativ viel über, naja was heißt viel aber man lernt irgendwie so Dinge, die man glaub ich über die Natur wissen sollte, die glaub ich aber nicht mehr so ganz selbstverständlich ähm sind. Also zum Beispiel sowas hier. Weil das ist ne FLÜGELNUSS. Und ich find die ganz ganz ganz ganz hübsch. Ähm. Das weiß ich aber auch nur, weil dahinten irgendwo, DA das SCHILD dranhängt mit ähm mitm NAMen drauf. Und ich glaub das WEIß man ja irgendwie so gar nicht. Aber ich glaub ich würd die FLÜGELNUSS jetzt immer wieder irgendwo erkennen, wenn ich sie sehe. Einfach weil die so wahnsinnig exotisch aussieht. Und ganz hübsch ist. Und ich find sowas is is ähm ganz ganz toll, wenn man sowas LERNT. Also das ist ja zum Glück hier im Park ähm ist es ja hängt das ja an relativ vielen Bäumen. Wo man auch mal so überlegt iiirr

was ist das jetzt eigentlich? Also ich weiß nicht, ob sowas noch im Unterricht irgendwie gelehrt wird. Ich weiß ICH hatte das mal in der Grundschule, so nach dem Motto ne Buche von ner Birke zu unterscheiden. Ich könnte mir vorstellen ehrlich gesagt, dass es erschreckend viele Menschen gibt, die tatsächlich den Unterschied zwischen Buche und Birke nicht mehr kennen. Also das mein ich das ist so das ist glaub ich so n bisschen was em was früher so zum Alltag gehörte und was irgendwie ausstirbt.

Auf der Suche nach Orten, an denen die Natur erlebbar ist, werden Wege und Räume betreten, die kaum jemand aufsucht, an denen sich aber ein besonderes Wohlbefinden einstellt, da hier die Natur umso intensiver erlebbar ist. Hier ist es möglich, intensiv mit *Grün als Ausdruck der Natur in Interaktion zu treten*. Damit erfolgt zugleich eine persönliche Aneignung der Naturräume, die in dieser Form nicht von anderen vollzogen wird.

[W] Anne taucht wie Christoph ins Grün ein, indem sie sich in eine Senke begibt, in der sie nichts als Grün und Wasser sieht. Hier ist es menschenleer. Sie überwindet ihre Ängste, während sich sonst kaum jemand hinunter traut. Dabei stellt sie offenbar eine besondere Beziehung zu diesem Ort her und eignet sich ihn als ihren persönlichen Ort an. In der Senke angelangt ist sie durch das umgebende Grün von der Stadt ‚abgeschirmt‘ und kann wild wucherndes Grün erleben („Urwald“). Mit der Abgeschirmtheit distanziert sie sich zugleich von ihrer sozialen Umwelt, während sie sich auf das Erleben der natürlichen Umwelt besinnt.

Anne: [sie steigt einen Hang hinab zu einem Wasserlauf]: Ja und HIER find ich's halt schön, also ab und zu .. ähm wenn ich mal kurz meine leicht paranoiden Anfälle meiner Zeckenangst ein bisschen überwunden habe, geh ich auch ab und zu mit ihm [mit ihrem Hund] so runter, mit dem WASSER und dann fühlt man sich so'n bisschen wie im Urlaub, nicht wie im Urlaub, sondern wie im UrWALD. Weil du da UNTEN dann auch irgendwie NICHTS siehst außer Wasser und ein bisschen Busch und Wald um einen rum, irgendwie auch keine Menschen oder sowas. Da traut sich ja auch eigentlich immer keiner runter. Außer ab und zu mal ein paar Kinder. Und ER findet es total cool, weil er dann immer so hin und her laufen kann über Stock und Stein und es hat irgendwie, ich weiß nicht, es hat was. Es RIECHT da unten auch immer WAHNSinnig schön nach so feuchter WALDERDE. Da ganz hinten.

Als ein Ausdruck der Abgrenzung werden Praktiken in Interaktion mit der natürlichen Umwelt vollzogen, die vom gesellschaftlichen Mainstream aus Eitelkeit oder Ängsten nicht vollzogen werden, jedoch zugleich den Bezug zu einzelnen ‚Naturelementen‘ verstärkt.

[W] Christoph hat einen besonders geeigneten Kletterbaum ausgespäht und erklommen. Das Klettern auf diesen Baum ist ein präsenes Erlebnis und lässt den Baum zu einer Repräsentation persönlicher Naturaneignungen werden. Gleichzeitig motiviert ihn der Baum, anderen als konventionellen Praktiken nachzugehen. Es erscheint Christoph ungewöhnlich, als Erwachsener auf Bäume zu klettern, was ihn aber nicht davon abhält oder gar darin bestärkt, es dennoch zu tun. Er widersetzt sich gesellschaftlichen Konventionen und erfreut sich an den Reaktionen der Irritierten, die sich mit diesem Verstoß konfrontiert sehen. Zugleich erlangt er mit dem Akt des Kletterns einen anderen Blick auf den Park von oben herab.

Christoph: Hier is n wunderbarer Kletterbaum. .. In dem ich letztens mal echt RUMgeklettert bin (schmunzelt). Und ne Frau kommt: Was machen SIE denn da oben?! (imitiert eine aufgeregte Frauenstimme). Ick so: ick genieß die Aussicht!

I: (lacht) Welchen meinst du?

Christoph: Ääähm .. müsst ick jetzt .. auf der ANDern Seite dieser Wiese hier. Manchma hab ick so. Ick will och nich erWACHsen werden, glob ick.

I: Aber die Frau war nicht allzu schockiert?

Christoph: Nicht allzu schockiert, nee. Sie war genau, sie hat sich gewundert, weil mein Hund natürlich unten um den Baum rumgegangen ist: Oh ein herrenloser Hund! Und ick so: Nee nee! Ick bin hier OOben! (lachend).

I: Da hätt ich auch gestutzt.

Christoph: (lacht auf) Ja, das sieht man ja auch echt nicht häufig, dass hier Leute auf .. schon gar nicht so ne alten Säcke wie ick.

In der Naturaneignung wird *eine soziale Utopie gelebt*, in der sich der Alltag in enger *Interaktion mit Grün*, verstanden als eine respektierte Kreatur vollzieht.

[W] *Das vom Boden gesammelte Obst, das sonst niemand aufhebt, verarbeitet Anne zu einem Kuchen. Sie hebt hervor, dass „die Menschen“, von denen sie sich offenbar distanziert, dies im Gegensatz zu ihr aus verschiedenen Ängsten nicht tun oder die Äpfel aufgrund äußerer Fehler als ungenießbar verkennen. Ihnen fehlt offenbar die Vertrautheit mit der Natur, die sie wissen ließe, dass diese Äpfel genießbar sind. Sie hingegen erkennt den Wert der äußerlich unschönen Äpfel und genießt den Vorteil, umso mehr Äpfel ernten zu können. Zugleich betont sie, dass die Ernte sehr reichhaltig war, wodurch der Kuchen als dinglicher Ausdruck dafür verstanden werden kann, dass die Natur ihr sehr viel bietet.*

Anne: Also ich find den wAHNsinnig schön angelegt wirklich. Dann steht da noch n APfelBAUM, den ich natürlich auch immer ähm beOBachte, wie weit der dann schon ist (lacht).

I: Gehst dann auch Äpfel sammeln?

Anne: Ja. Ja. Also das SchÖNE ist, dass sich die meisten Menschen da immer nicht rantrauen. Warum weiß ich nicht. Das ist wahrscheinlich, weil sie Angst haben, dass da ähm keine Ahnung Gift dran ist oder was weiß ich was. Letztes Jahr konnte ich damit sogar zwei APFELkuchen. Mit der Ernte. Also zwei BLECHE wirklich. Also es war wirklich VIEL. Die Äpfel waren auch nicht mehr ganz so schön, sie lagen auch schon aufm BODEN. Also ich glaube da fängt meistens die Hemmschwelle dann auch schon an. Dass man vielleicht Angst haben muss, dass da irgendwie n Tier rangegangen ist oder was weiß ich was. Und ähm dann hatten die halt ein paar Druckstellen und dann konnte man daraus noch n guten Kuchen machen. Also.

Die im Interview dargelegten Praktiken weichen von etablierten Praktiken im Umgang mit Grün ab. Gängige soziale Praktiken in Interaktion mit der Natur werden hinterfragt. Hierzu werden andere Perspektiven als die gängige eingenommen. Diese Perspektiven werden

räumlich umgesetzt. Gleichzeitig möchte man sich vom Mainstream abheben, indem man zu verstehen gibt, vieles anders oder besser zu verstehen.

[W] Christoph bemüht sich, gängige Praktiken zu hinterfragen und andere Möglichkeiten des Agierens zu erschließen und bezieht dies philosophisch anmutend auf seine Biographie. Die Wege, die sich ihm im Wald bieten, repräsentieren hier Wahlmöglichkeiten innerhalb seines Lebensverlaufes, die er lange nicht beachtete. Das Beschreiten unscheinbarer Pfade, die er im Wald findet, bestärken ihn in seinem Bestreben, Alternativen der Lebensgestaltung zu erwägen, während er abseits etablierter ‚Pfade‘ lohnenswerte Entdeckungen macht. Gleichzeitig bietet sich ihm abseits der Hauptwege ein neuer Blickwinkel auf die Umwelt.

Christoph: Das mag ick auch ganz gerne, mal hier so oben stehn und mal so .. mal so rumgucken *[er blickt in den Wald]* .. mal einfach den Hauptweg verlassen (lacht) da könnte man jetzt auch .. *[schmunzelt]* Hab ick mir auch so'n bisschen, versuch ich mir so'n bisschen anzutrainieren. Weil ick auch lange Zeit in meinem Leben wirklich nur den Hauptweg gegangen bin, versuch ick halt auch mal die kleinen Wege rechts und links zu sehn und mal stehn zu bleiben. Und nicht an allem vorbei zu rauschen. Und das LOHNT sich.

[W] Gleichzeitig ermöglichen ihm wache Blicke auf den Wald, Zusammenhänge zu sehen, die sonst verborgen bleiben. Hier erscheint ein Baumstumpf als Repräsentation dessen, was sonst unhinterfragt bleibt, da es nicht unmittelbar sichtbar ist.

[Christoph fotografiert einen Baumstumpf, dessen Wurzeln emporragen.]

I: Warum jetzt dieses Motiv?

Christoph: Weil es wat total schön hat find ick, mal mal von der ANderen Seite zu sehn. Du siehst den Baum ja jetzt praktisch von UNTEN. Und das sieht man selten *(schmunzelt)*.

Grünräume wie auch Formen von Grün regen dazu an bzw. liefern eine Inspiration, Praktiken anders zu gestalten als entlang von gesellschaftlichen Konzepten des allgemein Guten und Richtigen. Gleichzeitig bedarf es der Grünräume, um ein anders sein zu leben, wobei das anders sein hier wesentlich in einem bewussten Bezug zur Natur und natürlichen Zusammenhängen besteht. Abseits der Wege und von oben lassen sich soziale Geschehnisse aus einem anderen Blickwinkel beobachten und analysieren. Dazu bieten sich bevorzugt Orte an, die im Allgemeinen kaum Beachtung finden. So eröffnen Grünräume die Möglichkeit, sich von der Gesellschaft zu distanzieren und aus dieser Distanz Zusammenhänge neu zu verstehen.

[W] Im Wald zeigt Anne einen weiteren bevorzugten Ort, an dem sie einen schönen Ausblick hat und an dem sie in Ruhe verweilen kann. Zugleich weiß sie, dass sie dort unbemerkt bleibt und so die Geschehnisse unbemerkt beobachten und reflektieren kann.

Anne: Hm dort HINten auf dem Berg zum Beispiel. Ich weiß nicht warum aber seit ein paar Wochen setzt ich mich da irgendwie immer HIN für ne WEILE. Lass IHN dann erstmal so sein seine zehn Minuten buddeln. Und da kann man immer so'n bisschen durch

die Bäume so'n bisschen ähm die FÖRde beobachten und es ist tatsächlich irgendwie ein relativ RUHIGER Ort, weil da seltsamerweise auch NIE einer HINGuckt oder HINGEHT. Da ist es zum Beispiel auch nochmal ganz hübsch... Also einfach da so auf dem BODEN sitzend. Ähm auch nett. [sie macht ein Foto, s.u.] ... Das ist nämlich ganz LUSTig, wenn die Leute hier ähm den WEG rauf und runter gehen, ist es ganz ganz interessant zu sehen, ähm wie wenig sie tatsächlich nach rechts und links gucken. Also ich weiß nicht ob das irgendwas mit vielleicht MEditation zu tun hat oder so, wenn wenn Menschen so durch den WALD gehen. Also das ist ja gut möglich. Also man DENKT ja auch HIER ähm deutlich MEHR NACH als wenn man keine Ahnung, die Holtenauer hoch und runter gehen würde.

Als weiterer Zugang zum Verständnis der ‚Anderen‘ wird die Grüngestaltung als Ausdruck menschlicher Wesenszüge analysiert.

[W] Anne schaut sich die Gestaltung von Vorgärten in ihrer Nachbarschaft genau an. Die Gestaltung offenbart ihr etwas über die Menschen, die eben diese Gestaltung wählen. Sie verurteilt oder kritisiert die Gestaltung nicht offensiv, sondern sie tritt den ihr unverständlichen Grünpflegepraktiken mit Respekt gegenüber und sieht sie als Einblicke in andere Denkweisen, die sie nachzuvollziehen versucht.

I: Fällt dir da was ein, worauf du besonders achtest, wenn du jetzt beispielsweise durch die Nachbarschaft durch die Straßen gehst?

Anne: Ähm, GÄRten.

I: Und warum gerade Gärten?

Anne: Weil ich es SPANNEND finde, was was Menschen so aus den Gärten machen. Also zum Beispiel da vorne diese Villa da vorne, ich beWUNDere immer diesen diesen wahn-sinnig akkurat geschnittenen ähm Rasen. Ich gehe immer daran vorbei und gucke dann wirklich mir genau diese RASENkanten an. Es sieht wirklich aus als würde da JEDEN TAG einer mit ner NAGELSCHERE langgehen. Oder auch diese diese keine Ahnung BÜSche da, wie heißen die denn? Weißt du diese RUNden MURMELN da. Das sieht ja auch alles aus als würde da quasi STÜNDlich einer irgendwie alles nachschneiden, was da wächst. Und dann hast du aber auch so Gärten wie ähm die so total WILD wachsen. Also ich find das SAGT so viel über die MENschen aus, die vermutlich da in den HÄUsern stecken. Also wie sowas hier (lacht auf), hier der SMILEY, den sie da auf so'n Dingern ge geschnitten haben. Ich find das WAHNSinnig NIEDlich. Also wahrscheinlich äh, also ich weiß nicht, ob die Leute das so beWUSSTmachen aber ich glaube das ähm das verRÄT schon ganz ganz viel über die Menschen... Und so kleine TerrASSEN, find ich auch ganz niedlich. Ich hab zum Beispiel auch noch nie verstanden, wo ähm was genau der REIZ an ROsen ist. Also ROsen stehen INSbesondere HIER auf DER Seite total VIELE. Während DA so gut wie keine einzige steht. Also vielleicht bin ich da jetzt auch zu wenig ähm GARTENfachmann, vielleicht ist einfach die SONNE auf DER Seite besonders sCHÖN und auf der besonders SCHLECHT für ROSEN, keine Ahnung aber ähm JA sowas halt...

Orte im Modus des Besinnens

Die Hervorbringung von Orten ist geprägt von dem Bestreben, *anders agieren zu können*. Dieses ‚anders Agieren‘ wiederum wird in Interaktion mit Grün als Entität gelebt. Dabei besteht das ‚andere‘ insbesondere darin, *eine Einheit mit der Natur herzustellen*, die durch Grün als Materialität konkret wird. Hier werden Parkanlagen mit abwechslungsreichen und großen Wuchsformen aufgegriffen, wie die Forstbaumschule und der Diederichsenpark. Ebenso werden Stadtwälder bevorzugt und regelmäßig aufgesucht, wie das Düsternbrooker Gehölz. Je verspielter die Gestalt und je größer oder ‚wilder‘ die Wuchsformen, desto attraktiver sind die Grünräume, da sie umso mehr Potentiale zur haptischen und sinnlichen Interaktion mit der natürlichen Umwelt bieten. Wuchsformen und landschaftliche Ansichten sind vertraut, es besteht eine persönliche Beziehung zu ihnen und sie regen zu Praktiken an, in denen ein Naturbezug intensiviert wird. Lichte, großflächige Grünanlagen, wie etwa die Orchideenwiese, finden demgegenüber keine Beachtung.



(M7:1) Anne fotografiert Bäume im Stadtwald. Das gesamte Bild ist von Grün der Bäume eingenommen. Das Grün scheint ein Dach zu bilden, das nur vereinzelt den Blick nach außen freigibt. Die Bäume wirken infolge der gewählten Perspektive aufstrebend und erhaben. Sie umhüllen einen anderen Ort im Sinne einer Heterotopie (Foucault), an dem sich eine Beziehung zur Natur herstellen lässt.



(M7:2) Anne fotografiert aus einer Senke heraus einen Bachlauf, der von Bäumen gerahmt ist und sich in Bäumen verliert. Anne befindet sich dabei inmitten der Senke und ist umgeben von Grün. Von hier aus schaut sie aus einer anderen Perspektive auf die Umwelt. Inmitten der Natur kann sie diese, abgeschieden von anderen ParkbesucherInnen, mit allen Sinnen erleben



(M7:3) Christoph fotografiert Bäume eines Waldes und erläutert, dass er mit dem Blick in den Wald abseits der „Hauptwege“ nach neuen Wegen sucht. In der scheinbar strukturlosen Anordnung der Bäume deuten diese in der Mitte des Bildes ein Weg an, der in hellere Bereiche führt. Das Bild symbolisiert womöglich neue Wege, die sich erschließen lassen, sowie hiermit einhergehend neue Erfahrungen und Erkenntnisse, die sich dem aufmerksamen Betrachter eröffnen können.

22.8 Modus des Entdeckens (M8)

Grün hält Entdeckungen abseits städtischen Pflasters bereit.

Prototypischer Fall: Herr Diez (D)

Assoziierter Fall: Sophia (K)

Der Modus des Entdeckens erfolgt vorwiegend in Praktiken der Freizeitgestaltung, findet sich aber auch im übrigen Alltagsleben wieder. Dabei wird Grün als *Quelle von spannenden Eindrücken* aufgegriffen. Auf einer Art Entdeckungstour werden Orte aufgetan, an denen *die erlebbaren Grünformen Neugierde erzeugen und stillen*. Das Entdecken bereitet Freude und führt zu einer Begeisterung für die Umwelt. Gleichzeitig regt der Entdeckerdrang dazu an, *sich in Grünräumen und Detailansichten innerhalb dieser Grünräume zu verlieren*. Grün erscheint hier in Form von Naturelementen, die sich zu Orten verbinden, an denen spannende Eindrücke zusammenkommen.

[W] *Sophia erzählt, dass sie den örtlichen Park Forstbaumschule [genannt „Forsti“] gerne aufsucht, weil sie so abwechslungsreich und weitläufig ist und es dadurch viel zu entdecken gibt. Andere Parks können ihr dies nicht bieten und werden infolgedessen auch nicht aufgesucht. Sie schaut genau auf die Gestalt des Parks und hinterfragt sie. Auch erblickt sie entlegene Winkel. Sie verliert sich im Park, bis sie doch wieder zu vertrauten Wegen zurückgelangt. Zugleich sieht sie die Grünanlage als Verbindung von verschiedenen Naturelementen und als Verbindung verschiedener Stadträume. So tritt das Verbinden als Eigenschaft ihres bevorzugten Grünraums hervor.*

I: Warum jetzt gerade die Forsti?

Sophia: Ja die Forstbaumschule einfach, weil es ist ein wirklich schöner PARK. Im Vergleich zum Beispiel zum Schrevenpark, der mir jetzt spontan DAZU einfällt als Park als AlterATIVE in Kiel, und man is nich auf ein Auto ANgewiesen. Man man kann einfach HINGehn. Und es ist einfach, es ist einfach n schöner Park.

I: Was macht den jetzt so besonders schön im Vergleich zum Schrevenpark?

Sophia: Ähm ja die Forstbaumschule ist verWINKelt oder es gibt halt einfach ganz viele Ecken und man entdeckt jedes Mal was Neues.

I: Okay. Das heißt, ihr geht auch immer unterschiedliche Wege oder wie sieht das aus?

Sophia: Ja. Also häufig landet man dann trotzdem am gleichen Fleck, aber die ähm der Schreventeich zum Beispiel, der hat ja nur ein Weg um die Wiese rum. Und äh die Forstbaumschule hat VIELE Wege und kleine Bäche und Wälder, in die man reinklettern kann. Und ... ja. .. Es geht ja auch noch weiter, ich weiß gerade nicht wie's heißt. Düsternbrooker Gehölz. Das greift ja alles ineinander über. Man kann da EWIG spazieren gehn.

I: Und inwiefern ist DAS jetzt für dich besonders?

Sophia: Ach so KLEINIGKEITEN einfach. Äh ja, Details, einfach wahrscheinlich wie der ganze Park entSTANDEN ist. Auch da der kleine Bach jetzt. Und es kommt einfach alles zuSAMMEN irgendwie so. Find ich. Ist halt nicht also im Vergleich zum Schrevenpark einfach EINE grüne Fläche, die relativ langweilig ist und äh ja also hier also man kann

hier was entDECKEN, auch wenn man jeden Tag hier her gehn würde oder einmal in der Woche. Und der die Forstbaumschule verBINDET ja auch Stadtteile ne? Man kommt von vielen SEiten in die Forstbaumschule REIN. Von uns.

Umso vielseitiger und weitläufiger die Grünräume sind, desto mehr üben sie eine Anziehungskraft aus, da hier viel zu entdecken ist. Von diesen Eindrücken geleitet, wird die Umgebung bewusst sinnlich erschlossen und angeeignet.

[L] Herr Diez listet Grünanlagen auf, die er nutzt oder genutzt hat. Es fallen ihm Wälder ein, in denen er Rad gefahren ist und die Umgebung entdeckt hat. Wie Sophia verliert er sich entlang der Wege und lässt sich von den Eindrücken führen, anstatt ‚Strecke zu machen‘, wie im Modus der Zweckausrichtung. Das Radfahren und die sportliche Fitness sind nicht das Ziel, sondern ein Zugang. Sie verschaffen die nötige Mobilität, mit der sich die Umwelt erleben lässt.

Herr Diez: Bolmke waren wir oft und äh auch wegen Fahrrad fahren, das waren so die Sachen. Und wie gesagt, da sind Sie ja innerhalb von fünf sechs Minuten mitm Fahrrad von hier aus, ne.

I: Mhm mit'm Fahrrad hat man wahrscheinlich nen größeren Radius dann.

Herr Diez: Ja und sind DANACH sofort im Dortmunder Süden, das heißt, Sie werden quasi geführt weg so in die schönen Landschaften vor Dortmund. Also automatisch HIN, Reiterhöfe da oben so? und sowas alles. Ist wirklich nett.

I: Und hatten Sie da feste Routen beim Radfahren?

Herr Diez: Nee, das ist meistens so sich treiben lassen und schon mal oben ne wie heißt denn das jetzt noch, *[stöhnt]* ach fällt mir jetzt nicht ein. Ganz bekannter Wald auch, ein bisschen weiter weg da oben. Bittermark. Also bis DA hin meistens so, das ist meistens so die Grenze gewesen, und am Ende sind Sie dann wie gesagt überall mobil, das ist kein Problem.

I: Da wird's wahrscheinlich auch schon ein bisschen hügeliger

Herr Diez: Da wirds hügelig. Ja. Wenn Sie jeden Tach auf'm Rennrad sind, macht das nix. Dann sind Sie trainiert. Und Sie entdecken dann natürlich auch WEItere Routen und das ist heißt, man fährt dann da einfach mal so und guckt mal, wo es einen hinführt.

Die Entdeckungstouren erfolgen ins Grüne und zugleich *in Interaktion mit der Natur*, indem Grün, verstanden als Natur, zum Gegenstand des Erlebens wird. Dabei wird Grün als legitimer und geschätzter Bestandteil des Stadtraums gewürdigt. Der Mensch lebt diesem Selbstverständnis nach *mit der Natur*.

[L] Herr Diez resümiert im Interviewverlauf sein Verhältnis zu Grün. Dabei zeigt sich, dass er Grün als Bestandteil der Natur respektiert und ein Stadtleben in Verantwortung gegenüber der Natur leben können möchte.

Herr Diez: Ich muss, wenn ich raus geh, das Gefühl haben, ich BIN zwar in der STADT, aber in einer Stadt, die darauf Wert lecht, äh ja mit der Natur da irgendwie im Reinen zu sein. Dass das hier angeboten wird, find ich schon sehr schön so.

Gleichzeitig möchte man in den Genuss von Natureindrücken kommen. Grünelemente verschaffen schöne Anblicke, die von den erfreuten Betrachtern gewürdigt werden. Anders als im Modus des Ergötzens erscheinen Grünelemente als *respektierte Kreaturen*, die eine explizite Wertschätzung erfahren.

Wie im Modus des Ergötzens entfaltet sich durch Grün eine positive Gestimmtheit und Grün wirkt einladend. Hierüber hinaus ist das Vorhandensein von Grün zugleich explizit eine Bedingung, um den Alltag im Viertel gestalten zu wollen. Dabei steht Grün primär für Bäume. Die Bäume machen einen Reiz aus, der ihn das Viertel lebenswert erleben lässt. Jedoch erscheint Grün nicht nur als schöner Schmuck. Über die Personifizierung des „geliebte Baumes“, dessen Verlust schmerzt, lässt sich ein Verständnis von Bäumen als respektierte Kreatur vermuten.

I: In der Stadt ist es ja immer ein Konflikt, man braucht gewisse Funktionen, aber irgendwie sollte das Grün dann auch nicht fehlen. Und mich interessiert jetzt gerade die Bedeutung von Grün in Relation zu anderen Dingen, die in der Stadt wichtig sind. Ähm wenn ich jetzt von Grün in der Stadt rede, was kommt Ihnen da so in den Sinn?

Herr Diez: Also als erstes tatsächlich, weil ich das als Erstes mal so WAHRnehme, das sind Straßen, die beGRÜHNT sind, also Straßen mit BÄUMEN. Das ist was ganz Wichtiges, finde ich so. Weil die natürlich n ganz anderes Flair so ausstrahlen als betonierte Straßen logischerweise. Ich weiß noch wir mussten uns vor ein paar Jahren von einem Baum trennen, die sind ja relativ hoch und große die Bäume hier. Und da musste einer gefällt werden, weil der so'n bisschen brüchig war in sich oder morsch. Und das tat richtig WEH, weil dieses ganze VOR, also grad im Sommer, dieses Grün VOR dem FENSTER hier dann wegfiel. Und dann eben n ganz anderen Eindruck bekam. Sie gucken also auf das HAUS. Das ist dann so dieses, wenn da nichts mehr zwischen ist, gucken Sie auf Beton, und das ist dann in der Stadt immer besonders reizLOS natürlich. ÄH insofern ist das die erste Wahrnehmung, also hat ne Straße BÄUME, also sowas so'n ALLEEcharakter vielleicht. Oder soetwas. Und äh IM WEITEREN natürlich dann auch, kann ich mich da in größeren Arealen bewegen, wie zum Beispiel was ich vorhin sagte, Friedhof. Dass man WIRKlich im Grünen ist, OHNE besonders weit zu gehen. Oder auch mit'm Fahrrad eben unterwegs sein kann. In wenigen Minuten in der Bolmke oder im Rombergpark ist oder so etwas. Äh das ist nicht speziell Kreuzviertel aber jetzt aber deswegen wie gesagt hab ich mich entschieden, hier hin zu ziehen, um das dann so vor der Tür zu haben, ne? Aber PRIMÄR würde ich erst einmal BÄUME nennen, äh die mich überhaupt dann EINladen würden, da möchtest du wohnen. Also sowas dann eher, ne also so. ...

I: Ist das Kreuzviertel Grün?

Herr Diez: [zögert] Ja ich so so wenn ich jetzt überlege, da wo ich hergehe sind eigentlich immer auch meine geliebten Bäume, ja. Doch würd ich sagen. Ja.

In der Auseinandersetzung mit Grün zeigen sich enge Parallelen zum Modus des Besinnens. Grünräume werden zu Orten, an denen sich affektive Eindrücke der Umwelt ballen und an denen man Pflanzen und Tiere bestaunen kann. So eröffnen grüne Orte *Einblicke in die Natur*. Auch ist das Erleben gleichermaßen mit einer gewissen Faszination für die Natur

verbunden. Doch folgt der Umgang mit Grün im Gegensatz zum Modus des Besinnens keiner Infragestellung der Gegenwartsgesellschaft und ihrem Mensch-Umwelt-Verhältnis. Auch dient das Entdecken der freudigen Unterhaltung und nicht dem Verstehen der Natur oder dem Besinnen auf eine andere Lebensgestaltung abseits etablierter Praktiken. Gründurchzogene Räume eröffnen räumliche Nischen, die zugleich als ökologische Nischen betrachtet werden. In der Abgeschiedenheit sind Pflanzen und Tiere im Kontrast zum übrigen Stadtraum erlebbar. Dabei erlangt diese Nische einen *utopischen Charakter*. Es gibt Pflanzen und Tiere, die es in der Stadt eigentlich nicht gibt. Es eröffnen sich unerwartete *Naturerlebnisse*, mit denen die entdeckten Nischen zu besonderen Orten angeeignet werden.

[L] Auf dem Friedhof bieten sich vielfältige Eindrücke. Hier geht es ähnlich wie im Modus des Ergötzens um interessante, beeindruckende und schöne Eindrücke, die gerne erlebt werden. Zugleich jedoch steht der Friedhof für ihn in Verbindung mit Grünräumen, die Einblicke in die Natur eröffnen. Herr Diez schwärmt von seinen Beobachtungen, die er auf dem Friedhof machen konnte. Ihm geht es nicht nur um ein Ergötzen, sondern wesentlich auch um eine Begeisterung für die Natur, die es auf dem Friedhof zu beobachten gibt. Er erzählt von einem Naturerlebnis, wobei sich die Natur durch das ‚Eigenleben‘ von Tieren und Pflanzen an diesem Ort darstellt. Dabei verbindet er mit Grün offenbar Natur und Leben, was wiederum seine Neugierde weckt. Er ist überrascht, welche Arten dort zu finden sind und erfreut sich an ihnen.

I: *[auf einen vorherigen Verweis auf den Friedhof beziehend]* Und den Friedhof nutzen Sie auch zum Spazieren gehen?

Herr Diez: JAJA, das ist so mein, das ist eigentlich NUR zum Spazieren gehen da, zu nichts ANDerem. Sind auch diverse Bänkechen aufgebaut. Und da kommen Sie AUCH rein, da ist erstmal diese große Allee, da ist ein BAUMbestand ganz wunderbar. Ich glaub so alte Pappel oder sowas könnte das sein. Und sieht schon wie gesagt sehr schön und imposant aus. Ne. Da gibt's n großen SoldATENfriedhof, da hinter, also sehr interessant. Eben zum Gucken.

I: Mhm, und dann schauen Sie sich da um oder?

Herr Diez: JA da bin ich dann häufig und dann wie gesacht. Wir besuchen häufig auch noch ne alten Dame im Altenheim. Dem is im Theodor-Flidner-Heim, ist die Frau H. die mir die Wohnung hier vermietet hat. Die ist dann mittlerweile im Altenheim gelandet. Das mach ich zusammen mit Frau G. Und dann gehn wir auch da durch, durch den. Also das ist ne ganz schöne Weggeschichte. Auch im WINTER ganz toll, wenn da Schnee liegt und so. Das ist wirklich nett.

Insbesondere der Friedhof eröffnet eine Naturnische voller Leben, die hier entdeckt werden kann, wengleich dies im Widerspruch zu dem konzipierten Raum des Friedhofes als Ort der Reserviertheit steht. Hier ermöglicht gerade die gesellschaftliche Übereinkunft über ein gedämpftes Agieren an diesem Ort ein ungestörtes Erleben der Natur.

I: Ähm können Sie vielleicht mal versuchen zu formulieren, was Sie vielleicht mit Grün verbinden, wenn Sie *[wird unterbrochen]*

Herr Diez: Ja, ich überleg grad. Ja so ganz klassisch TATSächlich noch NATUR, also auch Lebewesen, äh Sie finden auf so'n FRIEDHOF, man glaubt es ja kaum, es ist ja ein BioTOP letzten Endes, noch noch Tiere, also ich hab da glaub ich dann schon mal einen Zaunkönig gesehen, denn KENN ich jetzt zufällig, bin jetzt kein Onitologe oder so etwas aber ich wusste, dass das ein Zaunkönig ist, und außerdem diverse andere Vögelchen, die man sonst gar nicht mehr zu Gesicht bekommt, das nehm ich dann SCHON wahr. Also muss ich auch sagen so, und guck da auch länger HIN. Das ist dann nicht so, dass ich da vorbei geh und da ist jetzt n Vogel, sondern das beOBachte ich dann schon ganz gerne. Äh Eichhörnchen sind naTÜRLICH DA. Das ist ja so, aber das ist SCHON was, wo ich dann doch noch gucke glaube ich, also nicht einfach nur DURCHgeh, sondern dann so'n bisschen verweile und denke, ACH ein ZAUNKÖNIG hier auf dem Friedhof, so. Hätte ich da gar nicht für möglich gehalten. Äh. Also oder da mir auch PFLANZEN angucke, wo das da gerade passiert, und dann so gelenkt werde auf die nächste Pflanze, wo der dann gesessen hat oder so. Ohne jetzt zu wissen, was das IS im Einzelnen, aber schon da etwas GUCKEN muss ich sagen. Das ist dann, wenn Sie so wollen so'n kleines Naturerlebnis. Wo es noch fleucht und krecht da irgendwie. Und zwitschert. ja.

Orte im Modus des Entdeckens

Die Hervorbringung von Orten ist geprägt von dem Bestreben, schöne und spannende *Eindrücke zu erleben*. Typische Orte, die im Modus des Entdeckens hervorgebracht werden, sind abwechslungsreich gestaltete Parkanlagen mit Gartencharakter, wie die Forstbauschule und der Rombergpark. Hier üben vor allem größeren Wuchsformen und entlegene Winkel eine Anziehungskraft aus, wie etwa Wälder am Stadtrand (Bittermark) und das Dusterbrooker Gehölz. Zudem bildet der Südwestfriedhof Dortmund eine beispielhafte Nische gegenüber dem bebauten Stadtraum, in der das Eigenleben der Natur erlebbar wird.



(M8:1) Sophia fotografiert einen Weg und eine baumbewachsene Anhöhe. Das Foto ist von verschiedenen grünen Wuchsformen geprägt. ‚Holprige‘ Stufen führen zu einer Bank, die in den Bäumen zu verschwinden scheint. In der Mitte des Bildes findet sich ein dunkler Ort. Der fotografierte Ort ist eine Nische, die sie beim Durschlendern des Parks entdeckt hat. Ihr gefällt die verwinkelte, bewachsene Gestalt, die für sie eine Natürlichkeit suggeriert und einen Raum eröffnet, in dem man etwas entdecken kann. So symbolisiert das Foto ihren Blick auf den Park auf der Suche nach spannenden Eindrücken.



(M8:2) Sophia fotografiert (wie auch Anne) einen Bachlauf, der durch die Mitte des Bildes verläuft. Über den Bachlauf ragen Bäume. Auch hier findet sie eine Nische, in der sich viele Details zeigen, die es in spielerischer Freude zu entdecken gilt. Jedoch begibt sich Sophia nicht zu dem Bachlauf hinab, sondern betrachtet ihre Entdeckung von außen. Es genügt ihr, sich an den entdeckten Orten von außen zu erfreuen. Dieser ‚Entdeckergeist‘ wird offenbar auch hier durch die Grünelemente geweckt, die einen entlegenen Ort formen.

23. Relevanz von Grün im städtischen Alltag

Mit der Analyse typischer Modi werden Bedeutsamkeiten von Grün systematisiert und in ihren sozialen und physisch-materiellen Zusammenhängen verständlich. Dabei kristallisieren sich grundlegende gesellschaftliche Relevanzen von Grün in städtischen Alltagswelten heraus. Auch eröffnen sich Verknüpfungen zu weiterführenden Forschungsansätzen und -perspektiven.

23.1 Grün zwischen Materialität, Konzeption und Erleben

Die ermittelten Modi folgen der Heuristik dreier Dimensionen der Raumproduktion, die als Größen der Konstitution sozialer Wirklichkeit definiert werden. Die Dimensionen ermöglichen eine Analyse der Relevanz von Grün in Relation von materiell wahrnehmbaren Eigenschaften (wahrgenommener Raum), von sozial geteilten, objektivierenden Konzepten (konzipierter Raum) sowie von Grün als Gegenstand von erlebten und gelebten Aneignungen der Umwelt (gelebter Raum). Gleichzeitig wird von einer Trialektik dieser drei realitätskonstituierenden Dimensionen ausgegangen. Infolge dieser Interrelation kann die analytische Trennung der Dimensionen wie auch ihre Operationalisierung (vgl. Kapitel 18.1) nicht konsequent aufrechterhalten werden. Die Argumentationsweisen (konzipierter Raum), Beschreibungen (wahrgenommener Raum) sowie Erzählungen (gelebter Raum) verschwimmen in ihrer wechselseitigen Bedingtheit. Doch lässt sich herausstellen, welche Dimension jeweils vordergründig als Referenz zur Herstellung sozialer Wirklichkeit hervortritt. Hier zeigt sich etwa, wie anhand sozialer Konzepte wahrgenommene Materialitäten als Grün definiert, verortet und zu Orten synthetisiert werden, denen ein bestimmter Sinn in Gestalt einer sinnhaften Nutzung oder eines persönlichen Nutzens zukommt. Auch wird deutlich, wie als Grün konzipierte und verortete Materialitäten in Raumanneignungen mit Deutungen versehen werden, die sich aus dem erfahrenen Umgang mit konkreten Entitäten eröffnen. Ebenso entfachen sich Aushandlungen um legitime Praktiken im Umgang mit Grün, wie sie von sozialen Konzepte abgeleitet werden, entlang von materiell wahrgenommen und erlebensmäßig angeeigneten Grünformen. Zudem wird deutlich, inwiefern Entitäten sozial geteilten Weltbildern folgend aufgegriffen und geformt werden. Hierunter zeichnet sich ab, welche Naturkonzepte der Ausrichtung sozialer Praktiken dienen. In dem Zusammenwirken der Raumdimensionen wiederum konstituieren sich die Modi der Raumproduktionen. Mit jedem Modus variiert die Logik, mit der Grün eine Bedeutung für das Alltagsleben zukommt, sowie die Intensität, mit der Grün hervortritt und die Genese sozialer Wirklichkeit wie auch das Erleben eines lebenswerten Stadtraums konstituiert.

23.2 Abstraktion wesentlicher Relevanzen von Grün

Wie anhand der empirisch ermittelten Modi deutlich wird, stellt Grün einen bedeutungsgeladenen Gegenstand der städtischen Umwelt dar, dem im Alltäglichen eine grundlegende Relevanz für die Ausgestaltung lebenswerter Stadträume zukommt. Diese Relevanz lässt sich anhand der Dualität positiver und negativer Konnotationen von Grün zusammenfassen. Die einleitend angeführte positive Konnotation, welche allgemeinhin zu bestehen scheint, findet sich in allen betrachteten Fällen deutlich wieder. Auch zeigt sich, aus welchen sozialen Konzepten diese positive Konnotation von Grün hervorgeht. Darüber hinaus wird Grün nicht nur in allen Modi positiv konzipiert, sondern ebenso in positiver Weise wahrgenommen und erlebt. Auch wenn die Teilnehmenden Grün explizit als nicht oder weniger relevant herausstellten, so kam Grün doch eine wertschätzende Bedeutung zu, indem sich mit Grün Möglichkeitsräume (Modus der Zweckausrichtung) oder Rückzugsräume (Modus der Behaglichkeit) eröffnen. Mit Ausnahme der Modi des Kontrollierens und Evaluierens sowie des Privilegiert Lebens hat bereits das Vorhandensein von Grün positive Effekte auf ein ‚gutes‘ Alltagsleben, während die Gestalt hier zweitrangig ist. Demgegenüber tragen im Modus des Kontrollierens und Evaluierens erst ein gepflegtes, akkurates Grün sowie im Modus des Privilegiert Lebens erst besondere und zugleich gepflegte Grünformen zu dem Erleben von Stadträumen als lebenswert bei.

Während Grün allgemein äußerst erwünscht ist, zeigt sich ein Missfallen gegenüber Grün und Grünräumen, wenn ihnen gesellschaftlich zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. So bildet eine zu geringe Gewichtung von Grün im Stadtraum ein Ärgernis (Modus des Patronisierens, Modus des Besinnens). Zudem wird Grün infolge mangelnder Grünpflege zum Störfaktor (Modus des Kontrollierens und Evaluierens, Modus des Privilegiert Leben). In beiden Formen der negativen Assoziationen mit Grün wurde jedoch nicht Grün als Entität negativ erlebt, sondern das Fehlen von Grün bzw. der vernachlässigende Umgang mit Grün und die hieraus resultierende Erscheinung. Ist Grün in der Form erlebbar, wie sie als ideal konzipiert wird, so kommt ihm eine hohe Wertschätzung zu. Dabei tritt Grün einhellig im Zusammenhang mit dem Genuss schöner und ästhetischer Eindrücke hervor, welche sich positiv auf das Wohlbefinden auswirken. Hier verändern bereits ein partielles Straßenbegleitgrün oder solitäre Pflanzungen Räume in positiver Weise und beeinflussen die Atmosphäre zugunsten einer angenehmen Gestimmtheit. Auch repräsentiert Grün freudige Erfahrungen, die sich im Umgang mit Grün oder im Kontext eines grüingeprägten Settings ereignen. Nicht zuletzt eröffnet Grün auf verschiedenste Weise individuelle Freiräume. So ist der Begriff des Freiraums, wie er im Kontext des planerischen Umgangs mit Grün Anwendung findet, wörtlich zu nehmen, indem hier im Kontrast zum bebauten Stadtraum eine freie Entfaltung von Bedürfnissen gelebt wird oder gelebt werden kann.

In einer Betrachtung der Perzeption und Aneignung *konkreter Ausprägungen von Grün* wird deutlich, dass die Interviewten *architektonische Merkmale in Verbindung mit Grünelementen* aufgreifen. Jedoch gewichten sie dabei die Relevanz der Architektur gegenüber den Grünelementen auf verschiedene Weise. Daneben erfährt die *Ausstattung an Grün- und Freiräumen* vielfach eine ähnliche Relevanz wie die *Infrastrukturausstattungen*. Auch wird die Bedeutung von Grün anhand des *Kontrastes herausgestellt, den Grün gegenüber den bebauten und bevölkerten Stadträumen* eröffnet. Daneben werden anhand von Grün in unterschiedlicher Weise *Naturbezüge* hergestellt. Zudem fällt auf, dass *Straßenbäume* stets präsent sind und eine Wertschätzung erfahren, wenngleich sich die Beweggründe wie auch die Reichweite dieser Wertschätzung unterscheiden. Hiermit einhergehend erlangen alte, historisch geprägte Grünformen modiübergreifend eine auffallend einhellige Bedeutsamkeit. Alte Bäume, die aufgrund ihrer Größe und ihres Alters als imposant bis altehrwürdig erscheinen, werden wertgeschätzt und liefern physische Fixpunkte in der Ausformung raumbezogener Identifikationen. Während sich das Umfeld stetig wandelt, ermöglichen alte Bäume das Erleben von Beständigkeit. Zudem sind Alleen als distinkte Ausprägungen von Grün im Stadtraum präsent. In ihnen vereinen sich die Beständigkeit und die imposante Erscheinung älterer Bäume mit einer besonderen Ästhetik einer regelmäßigen Anordnung. Ebenso erfahren Parkanlagen, denen durch die Dominanz großer und vielfältiger Grünformen ein Charakter des ‚natürlich Gewachsenen‘ zugeschrieben wird und in denen sich zugleich ein gärtnerisch gestaltetes Landschaftsbild bietet, in allen Modi eine hohe Wertschätzung. Diese bevorzugte Erscheinung findet sich insbesondere in Parks und Gärten, wie sie in den Epochen der Neuzeit entstanden. Wie es einst die LandschaftsplanerInnen beabsichtigten, wird diesen Grünformen auch in der Gegenwartsgesellschaft aufgrund ihrer natürlich wirkenden Gestalt eine Besonderheit zugeschrieben. Hier erscheinen die Natürlichkeit und die Vielfältigkeit, die diesen Grünformen zugesprochen wird, besondere Orte zu prägen, wie sie an anderer Stelle im Stadtraum schwer zu finden sind. Gleichzeitig bieten sich hier infolge der gärtnerischen Gestaltung im besonderen Maß ansprechende affektive Eindrücke. Schließlich prägen historisch gewachsene Grünanlagen ebenso wie alte Straßenbäume das Stadtbild auf unersetzliche Weise. Demgegenüber werden jüngere Grünformen, wie neu gesetzte Straßenbäume oder Parkanlagen der Moderne, als ‚nett‘ oder nützlich erlebt, während es dem Grün an Eigenschaften fehlt, die die Umwelt zu einem distinkten Ort mit einem hohen Aneignungspotential aufwerten.

23.3 Verknüpfung mit weiteren Forschungsansätzen

Die Relevanz von Grün geht aus abstrakten Zusammenhängen hervor, die schwer greifbar sind. Hier ermöglicht die dokumentarische Analyse, das Ungesagte und das Unsagbare zu

entschlüsseln, aus dem soziale Wirklichkeit hervorgeht. Die empirischen Ergebnisse zeigen Orientierungen auf, die sich Menschen vielfach nicht oder nur partiell bewusstmachen, aber alltäglich Grün als Gegenstand sozialer Wirklichkeit konstituieren. Mit dem Blick auf implizit handlungsleitende Sinnmuster wird somit die Problematik des präreflexiven Umgangs, indem gefühlsvermittelte unbewusste Beziehungen zur Umwelt als Sediment impliziter Sinnmuster erschlossen werden. Hier erweist sich die Anwendung von Walking Interviews für die Erhebung reichhaltiger Erzähl-, Beschreibungs- und Argumentationspraktiken, in denen sich eben diese impliziten Sinnmuster widerspiegeln, als äußerst erkenntnisträchtig. Während der Erhebung ‚im Gehen‘ können in stetiger Konfrontation mit konkreten Situationen und Entitäten im Stadtraum weiterreichende Zusammenhänge thematisiert werden, als dies in stationären Interviews möglich wäre (zur Reflexion von Walking Interviews als Methode vgl. KÜHL 2017). Zusätzlich liefert der Akt des Fotografierens einen Zugang zu Symbolisierungen, die von den Teilnehmenden nicht unmittelbar formuliert, jedoch anhand der Fotos rekonstruktiv analysiert werden können. Hierüber hinaus kann die Erschließung der alltäglichen Umwelt mithilfe der Fokussierung *affektiver bzw. gefühlsvermittelter Aspekte* weitergeführt werden. Etwa lässt eine explizite Auseinandersetzung mit dem Einfluss atmosphärischer Qualitäten fokussierte Einblicke auf die sinnhafte Aneignung von Grün zu. Eine Erfassung affektiver Momente wie auch atmosphärischer Qualitäten ist mit Walking Interviews durch audiovisuell basierte Methoden möglich. Im Rahmen der Erhebung lag der Schwerpunkt jedoch auf kommunikativen Praktiken. Hier wurden Atmosphären, Stimmungen und Gefühlslagen als Moment des Erlebens erfasst, indem die Teilnehmenden sich durch die Umwelt bewegt fühlten und sich hierdurch veranlasst sahen, ihre Erlebensweise der Umwelt in spezifischer Weise kommunikativ auszuführen und mithilfe von Fotos wiederzugeben. In dieser Bewegtheit wurden Emotionen sichtbar, wie sie sich in modispezifischer Weise auf Grün richten. Eine Erweiterung der Erhebung durch audiovisuelle Dokumentationen, etwa nach dem Vorbild der *NRT* (vgl. Kapitel 8.2), kann hier weitere Einblicke in die Konstitution sozialer Wirklichkeit durch non-verbale, gefühlsbasierte Einflüsse eröffnen (vgl. MANZ 2015).

Dass Grün wesentlich als Beitrag zu einem ‚guten Leben‘ aufgegriffen wird, unterstreicht den eudaimonistischen Wert von Grün im Stadtraum. Während eudaimonistische Werte von Grün bislang höchstens undifferenziert benannt wurden (vgl. Kapitel 7.1), lassen sich anhand der Modi Zusammenhänge ergründen und verstehen, worin ein ‚gutes Leben‘ besteht und inwiefern Grün zu einem ‚guten Leben‘ beiträgt. Auch lässt sich mithilfe von Ansätzen der *Glücksforschung* das Potential von Grün als Beitrag zur Entwicklung lebenswerter Städte theoretisch-konzeptionell wie auch empirisch unter dem Fokus einer glücklichen Lebensführung zusätzlich vertiefen (vgl. u.a. BELLEBAUM et al. 2002; BELLEBAUM 2010).

Mit einem Blick auf die Relevanz von Grün in der alltäglichen Lebensführung sind die Erkenntnisse zudem ertragreich für Ansätze der *Lebensstil- und Milieuforschung* (vgl. AM-LING, HOFFMANN 2013). Ein Abgleich der Modi mit Systematisierungen von Lebensstilen liefert Anhaltspunkte zur weiteren Analyse der identifizierten Orientierungen als Ausdruck bestimmter Formen der Lebensgestaltung. Hier bietet sich etwa eine vertiefende Betrachtung des eingangs angeführten LOHAS an (vgl. Kapitel 8.1). Ebenso kann eine Verschneidung der Modi mit Ansätzen der Milieuforschung zu einer Einordnung der Orientierungen in soziale Kontexte wie auch zur Generalisierung der identifizierten Ausprägung für gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge beitragen. Auch bieten sich Anknüpfungen für die Marktforschung, wenn die Analyse um Konsumaspekte erweitert wird.

Auf inhaltlicher Ebene bietet sich eine Vertiefung der *Relevanz von Wasser im Stadtraum* an. Im Fallstudienraum Kiel tritt die Förde als kollektiv identitätsstiftend hervor, während zugleich ‚Wasser‘ implizit und auch explizit mit Grün gleichgesetzt wird. Dieser Aspekt wurde aufgrund eines fehlenden Pendantes im Fallstudienraum Dortmund ausgeklammert. Hier ist Wasser im Stadtraum nur bedingt erlebbar. Auch wurden Bezüge zu Wasser selten oder gar nicht thematisiert. Doch kann ein Vergleich der sinnhaften Aneignung von Grün und Wasser im Stadtraum das Verständnis des Wesens beider Entitäten als Gegenstand sozialer Wirklichkeit schärfen. Darüber hinaus kann mit Ansätzen des *Neuen Materialismus* eine Perspektive auf Grün als Materialität eingenommen werden, die weitere Facetten des Wesens und der Relevanz von Grün zu erschließen verspricht. Dabei werden Materialitäten als vielfältige Versammlungen (*Assemblage*) konzeptualisiert, die sich stetig zu Operations- und Affektionszusammenhänge fügen. „Materie wird vom neuen Materialismus von ihren immanenten, ontogenetischen, selbstorganisierenden Potenzialen her gedacht, anstatt als passiver Stoff, der auf menschliche Bearbeitung wartet.“ (FOLKERS 2013, 22) Grün als Entität würde etwa nicht ausschließlich über das handelnde Subjekt betrachtet, sondern als Operatoren und Ereignisse, die sich als einzigartige Gebilde stetig in spezifischer Weise verbindet (BARLA, GOLL 2013; vgl. auch BENNETT 2010)

Gemäß dem gewählten Fallstudiendesign sind die zwei betrachteten Quartiere mindestens durchschnittlich mit Grün ausgestattet, während hier Grün zugleich in verschiedenen Formen erlebbar ist. Diese Verfügbarkeit von Grün werteten viele TeilnehmerInnen als Besonderheit sowie als Bedingung und Ausdruck einer hohen Wohnumfeldqualität. Demgegenüber führten sie Stadtteile mit wenig Grün als unattraktiv an.⁶ Blickt man auf diese Stadtteile, wird Grün hier im Alltag mutmaßlich anders erlebt als in den betrachteten durchgrünerten Vierteln. Eine *Ausweitung der vergleichenden Fallstudie* auf Viertel, für die ein Mangel an Grün anzunehmen ist, kann demnach weitere Facetten der Relevanz von Grün

⁶ Für Kiel wurde hierunter der Stadtteil Südfriedhof genannt sowie für Dortmund die Nordstadt

herausstellen. Ebenso wird Grün in Abhängigkeit von sozialen und kulturellen Kontexten unterschiedlich gedeutet, so dass ein *interkultureller Vergleich* weitere Kontraste der Relevanz von Grün herausstellen kann.

24. Anknüpfungen für eine partizipative Stadtentwicklung

Die empirischen Ergebnisse eröffnen Anknüpfungen zur Ausgestaltung von Planungsinhalten anhand von BürgerInnenbelangen, wie diese alltagsweltlich als relevant hervortreten. Die Integration der so ermittelten Belange in den Planungsprozess leistet einen Beitrag für eine partizipative Stadtentwicklung. Im Folgenden wird zusammenfassend dargelegt, wie Kenntnisse über alltagsweltliche Relevanzsetzungen zur Entwicklung lebenswerter Städte genutzt werden können. Zudem zeigt sich, wie sich die Kenntnisse in Planungsprozesse integrieren lassen, um eine partizipative Stadtentwicklung zu implementieren.

24.1 Ermittlung von BürgerInnenbelangen

In Erhebungen von BürgerInnenbelangen werden zumeist auf der Ebene des kommunikativen Wissens allgemein gesellschaftlich formulierte Bedürfnisse, Wünsche und Präferenzen zusammengeführt und nach sozialstrukturellen Merkmalen wie Alter, Bildungsstand oder Einkommen systematisiert (vgl. Kapitel 8.1). Während sich anhand dieser Merkmale jedoch nur begrenzt Homologien der Relevanzsetzungen in Bezug auf Grün ableiten lassen, können stattdessen typische Relevanzsetzungen auf vergleichbare Muster der Sinnogenese zurückgeführt werden. Mit der Betrachtung alltagsweltlicher Sinnmuster wird nicht nur deutlich, *was* mehrheitlich gewünscht oder gebraucht wird, sondern es zeichnen sich grundlegende Orientierungen ab, nach denen Räume als lebenswert angeeignet werden. Ein Stadtpark etwa kann bevorzugt zum Joggen aufgesucht werden. Jedoch verbindet der oder die Einzelne mit diesem Besuch grundlegend Unterschiedliches und stellt infolgedessen auch unterschiedliche Anforderungen an einen Park. Jemand mag den Stadtpark als nächstgelegene Trainingsgelegenheit aufsuchen, während ebenso ein Sportplatz geeignet ist (Modus der Zweckausrichtung). Oder aber der Stadtpark erscheint aufgrund der grünen Umgebung als Kontrastort zum bebauten Stadtraum, an dem das Joggen erst die gewünschte Entspannung eröffnet (Modus des Patronisierens). Die Differenzierung der Modi ermöglicht ein Verständnis dieser Nutzungsweisen, womit der Weg für eine planerische Berücksichtigung derselben geebnet wird. Die Modi bilden ein Spektrum an Relevanzsetzungen ab, denen zufolge Menschen ihre Umwelt als lebenswert erfahren oder erfahren könnten, sofern sich

ihnen die Umwelt in angestrebter Form zeigt. So wird erst induktiv außerhalb sozialstruktureller Variablen erkennbar, worin sich für verschiedene Menschen die Relevanz von Grün im Alltag äußert. Hierauf aufbauend wiederum lässt sich schlussfolgern, wie Grün gemäß diesen Relevanzen planerisch aufgegriffen werden kann, um unterschiedlichen Bedürfnissen und Anforderungen gerecht zu werden und Bedeutungszuschreibungen gelebter Alltagsräume zu berücksichtigen. Welche konkreten Planungsinhalte sich von den identifizierten Orientierungen zur Entwicklung lebenswerter Städte ableiten, kann an dieser Stelle nur partiell aufgezeigt werden, da die planerischen Schlussfolgerungen in Abhängigkeit von einem konkreten Planungskontext zu entwickeln sind. Hier seien allgemeine Orientierungen aufgezeigt, die sich in Bezugnahme auf alltagsweltliche Relevanzsetzungen eröffnen.

Allgemein wird anhand der Modi deutlich, auf welche *Referenz* sich die BürgerInnen beziehen, wenn sie sich ihre Umwelt aneignen. Diese Referenzen können planerisch aufgegriffen und durch angepasste Entwicklungsmaßnahmen gezielt bedient werden. Je nachdem, ob Grün im Alltag etwa für ein Naturerleben, als Nutzungsraum oder als Anzeiger sozialer Ordnung aufgegriffen wird, sind andere Formen von Grün von Interesse, die eben diese Referenz bedienen. Zugleich lassen sich BürgerInnen *gezielt ansprechen*, wenn ihre Bedürfnisse und Interessen in differenzierter Weise bekannt sind. So können etwa BürgerInnen im Modus des Kontrollierens und Evaluierens wie auch im Modus der Behaglichkeit über ein gepflegtes und geordnetes Stadtbild angesprochen werden. Im Modus des ‚Privilegiert Lebens‘ bilden sichtbare Qualitäten eine Referenz zur Ansprache wie auch zur Verbesserung der Lebensqualität, die mit einem Wohnumfeld verbunden wird. Im Modus des Besinnens, des Entdeckens und des Patronisierens wiederum werden Stadträume geschätzt, in denen Grün ein ‚Eigenleben‘ entwickelt und den Anschein einer Natürlichkeit im Sinne einer Unberührtheit weckt. Hier machen größere Grünformen und ausreichend Grünwachstum Städte lebenswert. Im Modus der Zweckausrichtung sind es die Möglichkeiten, die sich durch Grünangebote bieten, die zu einer Zufriedenheit im Alltag beitragen. Sind die verschiedenen Relevanzsetzungen bekannt und systematisiert aufgearbeitet, werden zudem Bedarfe und Präferenzen erkennbar, die sich als ‚gemeinsamer Nenner‘ zusammenführen lassen. Diese Übereinkünfte können Orientierungen für die physische Entwicklung von Grün im Stadtraum wie auch zur Imagebildung und Leitbildentwicklung bieten, um einen *geteilten Sense of Place zu implementieren*. Wie in Kapitel 23.2 dargelegt, bieten sich etwa Bedeutungszuschreibungen im Zusammenhang mit historischen Grünformen oder auch Assoziation von Grünräumen mit individuellen Freiheiten als Referenz an.

Darüber hinaus kann die Kenntnis handlungsleitender Sinnmuster wie auch der hiermit einhergehenden Relevanzsetzungen hilfreich sein, um *Praktiken in einer planerisch angestrebter Weise zu ermöglichen*. Ist etwa mehr Radverkehr gewünscht, kann das Säumen von

Radwegen mit Grün dazu beitragen, dass Radwege vermehrt genutzt werden, da das Grün eine sichere Distanz zum Autoverkehr herstellt und das Radfahren aufgrund der sich durch Grün bietenden Eindrücke angenehmer macht. Während Grün infolge der affektiven Eindrücke allgemein zur Aufwertung des Stadtraumes beiträgt, wären in diesem Beispiel insbesondere die Belange im Modus des Patronisierens erfüllt, indem das Grün einen ‚Puffer‘ zum Verkehrsraum herstellt und ein Erleben von Grün im Kontrast zur gebauten Stadt eröffnet.

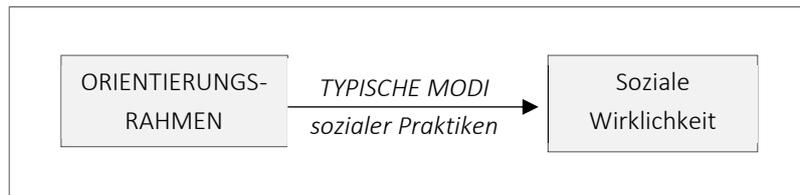
Gleichermaßen lassen sich mithilfe der Erkenntnisse der Modi *soziale Problemlagen der Stadtentwicklung strategisch begegnen*. Grün wertet den Stadtraum nicht nur physisch auf, sondern erscheint zugleich als Repräsentation sozialer Verhältnisse. Anhand der physisch-sichtbaren Erscheinung von Grün werden implizit positive wie negative Ausprägungen der sozialen Umwelt abgeleitet. Auch verbinden sich in der Wahrnehmung von Grün im Stadtraum sozial geteilte Assoziationen und Empfindungen, wie Furcht oder Ignoranz, aber auch Behaglichkeit oder Gemeinschaft. Hierauf aufbauend kann etwa in einem von sozialen Problemen stigmatisierten Stadtteil eine akkurate Grünpflege zu einem Gefühl der Sicherheit und Behaglichkeit beitragen, wodurch für die BewohnerInnen das öffentliche Alltagsleben an Qualität gewinnen kann. Damit würden vor allem BewohnerInnen angesprochen, die dem Modus des Kontrollierens und Evaluierens folgen. Erscheint Grün gepflegt und geordnet, erscheinen auch die sozialen Verhältnisse in der Nachbarschaft geordnet. Darüber hinaus kann mithilfe der Ausweitung oder Aufwertung von Grünflächen eine gute und anständige Wohnlage inszeniert werden, indem ein sichtbarer Grünanteil sowie gepflegte Grünformen als Symbole einer guten Situietheit erscheinen. Zudem können gärtnerische Initiativen von BürgerInnen als Symbolisierungen eines wertschätzenden Miteinanders von Nachbarschaften dienen. Indem sichtbar wird, dass NachbarInnen die Initiative ergreifen und sich um eine angenehme Erscheinung des Viertels bemühen, wie es insbesondere im Modus des Ergötzens angestrebt wird, kann sich hieraus eine positive Gestimmtheit im Erleben wie auch im Umgang mit der sozialen und dinglichen Umwelt ergeben. Trägt man in der Nachbarschaft offensichtlich für andere und für eine angenehme Umgebung Sorge, so tun dies andere potentiell auch eher. Zugleich lässt sich zu einer sozialen und dinglichen Umwelt, die als angenehm erlebt wird, leichter eine persönliche Beziehung herstellen.

24.2 Orientierung der Planungspraxis an alltagsweltlichen Relevanzen

Die Ermittlung von BürgerInnenbelangen allein genügt nicht, um Planung partizipativ zu gestalten. Hier bedarf es eines Ansatzes zur Integration der ermittelten Belange in die Planungspraxis. Diese Integration lässt sich durch die Verbindung alltagsweltlicher Sinnmuster mit einem planerischen Place-Making lösen.

Die dokumentarische Analyse stellt *Orientierungsrahmen* heraus, die alltägliche Praktiken als sinnhaft anleiten (vgl. Kapitel 19.1). Diese Sinnmuster der Orientierungsrahmen werden anhand typischer Modi beschreibbar. Sie zeigen, wie soziale Wirklichkeit alltäglich angeeignet und reproduziert wird (vgl. Abbildung 14). Übertragen auf raumbezogene Fragen liefern die Modi Beschreibungen der Orientierungsrahmen, nach denen Räume alltäglich reproduziert werden.

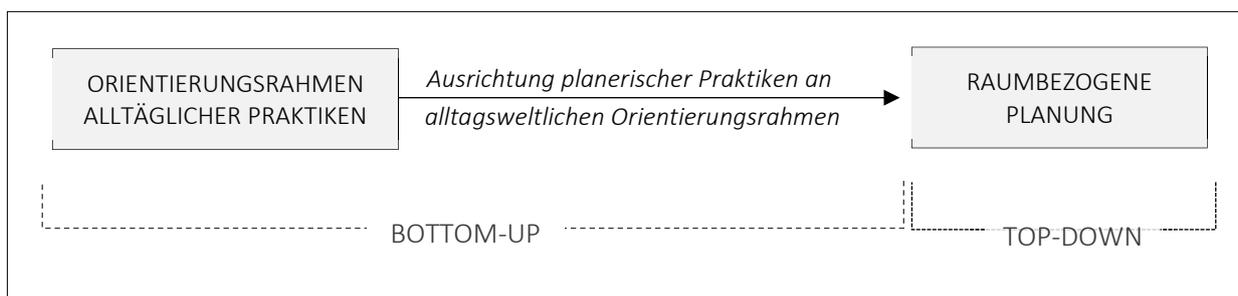
Abbildung 14: Modi als praktischer Ausdruck von Orientierungsrahmen



Quelle: Eigene Darstellung

Die empirisch identifizierten Orientierungsrahmen alltäglicher Praktiken können nun als Orientierung zur Ausrichtung planerischer Praktiken dienen. Dies bedeutet, dass planerische Praktiken den mittels dokumentarischer Analyse explizit gemachten Sinnmustern alltagsweltlicher Raumproduktionen folgen und sich somit entlang der hierin abgebildeten alltagsweltlichen Relevanzsetzungen ausrichten. Während sich die Praktiken damit Bottom-Up an alltagsweltlichen Belangen orientieren, verbleibt die Ausgestaltung der Planung als ein formell legitimes Verfahren Top-Down bei den PlanerInnen (vgl. Abbildung 15).

Abbildung 15: Ausrichtung der Planung an alltagsweltlichen Orientierungsrahmen



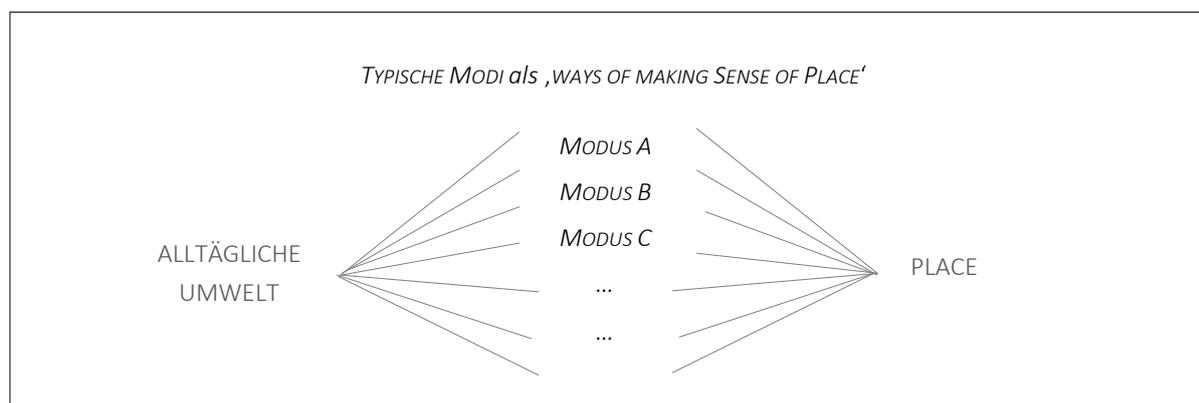
Quelle: Eigene Darstellung

Eine so konzipierte Planung in Verbindung einer Bottom-Up und einer Top-Down-Perspektive lässt sich in einem planerischen Place-Making umsetzen. Als Ausgangspunkt dient dabei das Konzept des Sense of Place als Gegenstand des Place-Making (vgl. Kapitel 15). Während das planerische Place-Making die Ausformung eines Sense of Place propagiert,

bleibt unklar, woraus ein Sense of Place hervorgeht und worin ein Sense of Place besteht, der planerisch angestrebt wird. Diese ‚Black Box‘ öffnet sich mit einer praxistheoretisch abgeleiteten Betrachtung der Genese eines Sense of Place.

Wenn Räume und Orte in relationaler Betrachtung als dynamisch zu verstehen sind und fortwährend gemacht oder produziert werden, ist auch ein Sense of Place stetig im Werden. So ist nicht zu fragen, was der Sense of Place ist, sondern wie ein Sense of Place fortwährend hervorgebracht und reproduziert wird. Diese Hervorbringung wird mit den empirisch identifizierten Modi sinnhafter Aneignung der alltäglichen Umwelt beschreibbar. Hier arbeiten die Modi gerade die Art und Weise auf, in der Räume von unterschiedlichen Menschen in sinnhafter Weise angeeignet werden. Übertragen auf das Konzept des Sense of Place beschreiben die Modi ‚the way of making sense of place‘ (vgl. Abbildung 16).

Abbildung 16: Produktion eines Place gemäß des Sense of Place

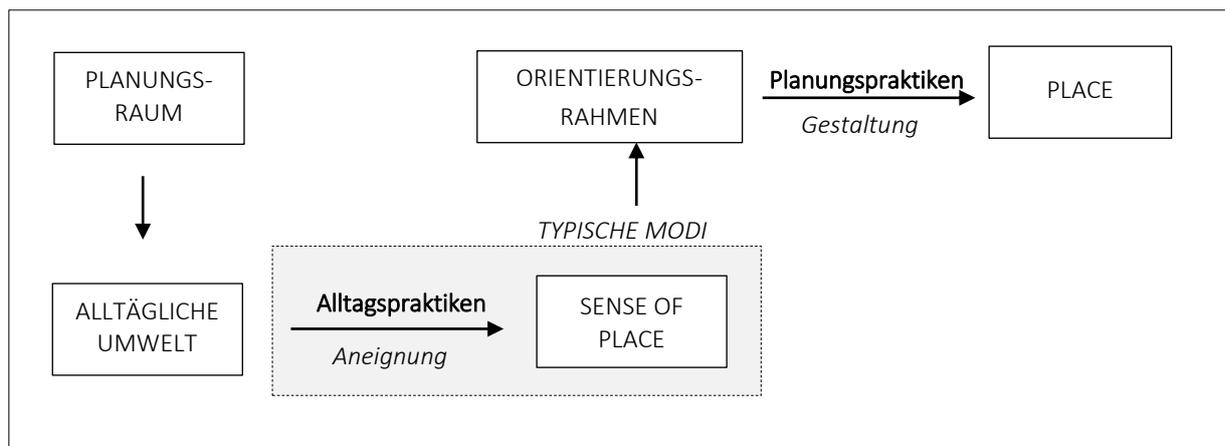


Quelle: Eigene Darstellung

Ist erkennbar, worin ein Sense of Place besteht, wird zugleich nachvollziehbar, wie ein Sense of Place in planerischen Praktiken aufgegriffen werden kann. Anhand der typischen Modi der Raumproduktion lässt sich demnach beschreiben, wie Menschen bestimmten Sinnmustern folgend Orte im alltäglichen Tun hervorbringen und reproduzieren. Auch lässt sich aufzeigen, nach welchen Relevanzsetzungen die alltägliche Umwelt zu bedeutungsvollen Orten angeeignet wird. Für das Anliegen, alltagsweltliche Relevanzsetzungen in die Planungspraxis zu integrieren, bedeutet dies, dass die Modi grundlegende Orientierungen offenlegen, nach denen Orte zu gestalten sind, damit sie den Relevanzsetzungen der BürgerInnen gerecht werden (vgl. typische Modi in Abbildung 17). Die Orientierungen ermöglichen es zu verstehen, welches Grün partiell bevorzugt oder abgelehnt wird und welche Vorzüge und Probleme das (Nicht-)Vorhandensein und die Gestalt von Grün bergen.

Die unmittelbare Verknüpfung von Planungspraktiken mit einer qualitativen Empirie eröffnet einen Mittelweg zwischen einer direkten Beteiligung der Bürgerschaft und der empirischen Grundlagenforschung als Basis planerischer Entscheidungen. Das so konzipierte Place-Making trägt zu einem Selbstverständnis einer Planung in Kollaboration mit der Bürgerschaft bei. Die Bürgerschaft wird nicht nur frühzeitig beteiligt, sondern man bedient sich in einer Art Monitoring den Orientierungen der Bürgerschaft als Referenz für planerische Entscheidungen.

Abbildung 17: Typische Modi als Orientierung von Planungspraktiken



Quelle: Eigene Darstellung

Die Vorgehensweise liefert von Beginn des Planungsprozesses an eine Einschätzung der Belange der Bürgerschaft, unabhängig von konkreten Planungsvorhaben, die nicht selten von den betroffenen BürgerInnen mit Problemen, Erwartungen und Hoffnungen überhöht werden. Die Bürgerschaft werden als TrägerInnen von ‚Insiderwissen‘ zu wesentlichen Relevanz der Alltagsgestaltung konsultiert und ihre Relevanzsetzungen anhand praktischer Orientierungen systematisiert. Die Orientierungen wiederum dienen den Planenden als Expertise für planerische Entscheidungen, die den Belangen derjenigen gerecht werden, die ihren Alltag im Planungsraum gestalten. Dabei geben die Orientierungen Interessenskoalitionen wieder, die die Diversität und Komplexität an BürgerInnenbelangen durch eine Bündelung und Systematisierung greifbar machen und eine integrative planerische Abwägung unterschiedlichster Belange ermöglichen. Hier vermag die konzipierte Form des Place-Making eine wesentliche Schwäche der kommunikativen Planung zu dezimieren. Soziale Akteure behaupten sich nicht ausschließlich über Verhandlungen, Argumentationen und Proteste innerhalb der planerischen Aushandlung, sondern Belange werden direkt als Entscheidungsgrundlage in die Planung eingebracht. So wird es mit der niederschweligen, alltagsweltlich angelehnten Erhebung möglich, ein breites Spektrum an Belangen zu erfassen und

dabei die Belange weniger artikulations- und verhandlungsstarken sozialen Gruppen in den Planungsprozess zu integrieren. Hier dienen die empirisch identifizierten Interessenkoalitionen als ein Sprachrohr für potentiell marginalisierte Interessen. Nach dem Vorbild der Gemeinwesenarbeit werden Interessengruppen in der Erhebung aktiv beteiligt, ihre Belange werden ‚abgeholt‘ und so in die Planung integriert. Inwiefern schließlich eine integrative Planung stattfindet, hängt jedoch weiterhin davon ab, wie die Interessenskoalitionen gegenüber anderen Interessenlagen abgewogen werden.

24.3 BürgerInnen-orientierte Stadtentwicklung ausgestalten

Die unterschiedlichen Relevanzsetzungen der ermittelten acht Modi verdeutlichen, dass die Erwartungen und Vorstellungen, wie Grün zu entwickeln ist, vielfältig sind. Die Relevanzsetzungen sind eingebettet in Weltbilder und Lebensentwürfe, die nebeneinander stehen oder gar gegensätzliche Vorstellungen erzeugen und somit im planerischen Umgang mit Grün ein Konfliktpotential innehaben. In den betrachteten Fällen zeigt sich etwa ein an das biozentrische Naturverständnis angelehnte Weltbild, nach dessen Selbstverständnis die Überzeugung vertreten wird, Grün erhalten und mehren zu wollen. Im Kontrast hierzu besteht nach einem stärker rationalistisch orientierten, anthropozentrischen Weltbild die Überzeugung, dass Grün gegenüber gesellschaftlichen Belangen von untergeordneter Bedeutung ist (Naturverständnisse, vgl. Kapitel 5.2). Allen Relevanzsetzungen gerecht zu werden, scheint demnach schwer zu leisten. Doch wird mit der Gegenüberstellung der Weltbilder und den hiermit einhergehenden Relevanzsetzungen eine Aushandlung und Abwägung der verschiedenen Positionen überhaupt erst möglich. Auch erleichtern Kenntnisse unterschiedlicher Relevanzsetzungen die Suche nach einer Lösung, mit der ein Ausgleich zwischen Belangen herbeigeführt wird. Während an einer Stelle etwa dem Verkehrsraum gegenüber Grün Vorrang eingeräumt wird, lässt sich die Akzeptanz seitens der VerfechterInnen von Grün steigern, wenn an anderer Stelle Grün geschützt, aufgewertet oder ausgeweitet wird. So sind neben einer Suche nach dem „gemeinsamen Nenner“ gerade auch Kenntnisse von Differenzen relevant für die Planung. Ist die Vielfalt an Relevanzsetzungen bekannt, lässt sich dieser durch eine ebenso vielfältige Gestaltung des Stadtraums nachkommen. Konkret sind demnach Orte gefragt, an denen ein ‚wildes‘ Grün erlebbar ist, aber auch Orte, die funktional gestaltet sind, sowie Orte, deren Grüngestaltung hohen ästhetischen Ansprüchen genügt. In diesem Kontrast treten die bevorzugten Eigenschaften der ‚grünen Orte‘ umso mehr hervor. Damit erscheinen die Orte als distinkte Orte, die ein hohes Potential zur individuellen Aneignung und zur raumbezogenen Identifikation bieten. Jedoch meint dies nicht, dass die distinkten Orte isoliert nebeneinander stehen. Um eine Offenheit und

eine Akzeptanz gegenüber unterschiedlichen Relevanzen zu fördern, ist ein Austausch zwischen unterschiedlichen Interessengruppen notwendig. Hier scheint das planerisch etablierte Konzept eines stadtweiten Grünsystems weiterhin eine Lösung zu bieten. Es schafft Verbindungsachsen, die dazu anregen, sich zwischen Stadt- bzw. Grünräumen zu bewegen. So können Grünachsen nicht nur Grünformen verbinden, sondern auch eine Begegnung zwischen sozialen Gruppen herbeiführen, die sich hier verorten.

Die planerische Aufarbeitung differenzierter Belange mittels eines Bottom-Up-basierten Place-Making ermöglicht, dass sich Menschen durch eine abgestimmte Qualität und Quantität von Grün im Stadtraum vermehrt von ihrer Umwelt angesprochen fühlen und sich Alltagsräume aneignen. Auch kann das ‚richtige‘ Grün zu einer Entwicklung von Städten zu vitalen Orten beitragen und über erlebbare Annehmlichkeiten ein gutes Alltagsleben begünstigen. Dies gilt jedoch nicht nur für Grün in öffentlichen Räumen. Hier erweist sich privates Grün wie Gärten, Vorgärten, Fassadenbegrünung und bepflanzte Kübel als gleichermaßen relevant. Demzufolge sind auch private Akteure der Stadtentwicklung, wie EigentümerInnen und ImmobilienentwicklerInnen, für die positiven Effekte von Grün zu sensibilisieren und zu einer abgestimmten Grüngestaltung zu motivieren. Als Anreiz hierfür ist zu betonen, dass ein im Sinne der Kundschaft gestaltetes Grün zwar überwiegend implizit, aber dennoch vermarktungswirksame Effekte für Immobilien erzielt.

Die Betonung von Grün als Beitrag für eine hohe Wohnumfeldqualität und ein gutes Alltagsleben sollte nicht als romantisierende Verklärung gegenwärtiger Probleme der Stadtentwicklung missverstanden werden. Den Problemen der Gegenwart, wie eine soziale Degradierung von Stadtteilen, eine divergierende Gesellschaft oder auch konkrete Misstände wie Kriminalitätsangst und eine hohe Arbeitslosigkeit, kann nur schwer unmittelbar und sichtbar begegnet werden. Eine partizipative Entwicklung von Grün im Stadtraum allein wird diese Probleme nicht lösen. Jedoch bietet sich mit und durch Grün die Möglichkeit, mit einem überschaubaren Kosten- und Arbeitsaufwand Stadträume erlebbar aufzuwerten. Die positiven Effekte, die von Grün ausgehen, können Entwicklungsimpulse geben, die über das reine Erleben von Annehmlichkeiten durch Grün hinausreichen. Hier kommt Grün insbesondere eine Symbolwirkung in Hinblick auf eine funktionierende Gemeinschaft, eine redliche Nachbarschaft, eine gesunde, angenehme und stressreduzierende Umwelt und eine hohe Wohnqualität zu. In der Betrachtung von Grün als Impuls für die Stadtgesellschaft ist zudem hervorzuheben, dass Grün in allen identifizierten Modi als Gegenstand der emotiven Aneignung der Umwelt hervortritt und mindestens implizit zu der Ausformung einer raumbezogenen Identifikation beiträgt. Auch wird Erlebbarkeit bestimmter Grünformen als ein wesentlicher Beitrag zur Verwirklichung des persönlichen ‚guten Lebens‘ aufgegriffen. Damit bietet Grün unersetzliche Potentiale zur Entwicklung lebenswerter Städte.

LITERATUR

- ABEL, T. (2013): *Blowing Up Society: Fotodokumentarische Bildpraktiken im Rahmen einer Visuellen Soziologie*. In: Lucht, P., L.-M. Schmidt u. R. Tuma (Hrsg.) (2013): *Visuelles Wissen und Bilder des Sozialen*. Wiesbaden, S. 33–48.
- ABELS, H. u. A. KÖNIG (2010): *David Riesman: Außenleitung*. In: Abels, H. u. A. König (Hrsg.) (2010): *Sozialisation*. Wiesbaden, S. 97–105.
- ADRITZKY, M., L. MOOS u. K. SPITZER (1981): *Grün in der Stadt. Von oben, von selbst, für alle von allen*. Reinbek bei Hamburg.
- AGNEW, J. A. (1987): *Place and politics. The geographical mediation of state and society*. Boston.
- ALLMENDINGER, P. (2002): *The Post-Positivist Landscape of Planning Theory*. In: Allmendinger, P. u. M. Tewdwr-Jones (Hrsg.) (2002): *Planning futures. New directions for planning theory*. London, New York, S. 3–17.
- ALTROCK, U. (2012): *Reurbanisierung und Stadtentwicklungspolitik – städtebauliche Programme und Instrumente*. In: Brake, K. u. G. Herfert (Hrsg.) (2012): *Reurbanisierung*. Wiesbaden, S. 180–197.
- AMIN, A. u. N. J. THRIFT (2002): *Cities. Reimagining the urban*. Cambridge.
- AMLING, S. u. N. F. HOFFMANN (2013): *Die soziogenetische Typenbildung in der Diskussion - zur Rekonstruktion der sozialen Genese von Milieus in der dokumentarischen Methode*. In: *Zeitschrift für Qualitative Forschung* 14, H. 2, S. 179–198.
- ANDERSON, B. (2009): *Affective atmospheres*. In: *Emotion, Space and Society* 2, H. 2, S. 77–81.
- ANDERSON, B. u. P. HARRISON (Hrsg.) (2010): *Taking-place. Non-representational theories and geography*. Farnham.
- ANDERSON, J. (2004): *Talking whilst walking: a geographical archaeology of knowledge*. In: *Area* 36, H. 3, S. 254–261.
- ANDERSON, J. u. K. JONES (2009): *The difference that place makes to methodology: uncovering the 'lived space' of young people's spatial practices*. In: *Children's Geographies* 7, H. 3, S. 291–303.
- ANDERSON, K. u. S. J. SMITH (2001): *Editorial: Emotional geographies*. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 26, H. 1, S. 7–10.
- ANGUELOVSKI, I. (2016): *Urban greening as the ultimate urban environmental justice tragedy?* In: *Planning Theory*, S. 1–22.
- ANSORGE, U. u. H. LEDER (2011): *Wahrnehmung und Aufmerksamkeit*. Wiesbaden.
- APPEL, I., M. SPITTHÖVER u. C. GREBE (2011): *Aktuelle Garteninitiativen. Kleingärten und neue Gärten in deutschen Großstädten*. Kassel.
- ARANTES, L. u. E. RIEGER (Hrsg.) (2014): *Ethnographien der Sinne. Wahrnehmung und Methode in empirisch-kulturwissenschaftlichen Forschungen*. Bielefeld.
- ARAVOT, I. (2002): *Back to Phenomenological Placemaking*. In: *Journal of Urban Design* 7, H. 2, S. 201–212.
- ARTHUR, P. u. R. PASSINI (1992): *Wayfinding. People, signs, and architecture*. Toronto, London.
- ASHWORTH, G. J. (2009): *The Instruments of Place Branding: How is it done?* In: *European Spatial Research and Policy* 16, H. 1.
- AUGÉ, M. (2010): *Nicht-Orte*. München.
- BACHLEITNER, R. u. M. WEICHBOLD (2007): *Befindlichkeit – eine Determinante im Antwortverhalten?* In: *Zeitschrift für Soziologie* 36, H. 3, S. 182–196.

- BAHRDT, H. P. (1974): 'Natur' und Landschaft als kulturspezifische Deutungsmuster für Teile unserer Außenwelt. In: Bahrtdt, H. P. (Hrsg.) (1974): Umwelterfahrung. Soziologische Betrachtungen über d. Beitr. d. Subjekts zur Konstitution v. Umwelt. Darmstadt, S. 147–168.
- BALSIGER, M. U. (2007): Albert Schweitzers Ethik des Lebendigen. "Leben inmitten von Leben". Zürich.
- BARBEY, K. (2012): Metropolregion im Klimawandel. Räumliche Strategien Klimaschutz und Klimaanpassung. Zur Entwicklung gesamträumlicher Konzepte am Beispiel der Metropolregion Rhein-Neckar. Karlsruhe.
- BARLA, J. u. T. GOLL (Hrsg.) (2013): Critical Matter. Diskussionen eines neuen Materialismus. Münster.
- BECK, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main.
- BECKER, E. u. T. JAHN (2006): Soziale Ökologie. Grundzüge einer Wissenschaft von den gesellschaftlichen Naturverhältnissen. Frankfurt am Main, New York.
- BECKER, R. (2000): Geschlecht und Raum: Feministische Forschung und Praxis in der Raumplanung. In: Cottmann, A., B. Kortendiek u. U. Schildmann (Hrsg.) (2000): Das undisziplinierte Geschlecht. Frauen- und Geschlechterforschung. Einblick und Ausblick. Opladen, S. 89–106.
- BECKER, R. (2002): Überwindet die Angsträume. Eine Polemik. In: Kramer, C. (Hrsg.) (2002): Freiräume und Frei-Zeiten. Raum-Nutzung und Zeit-Verwendung im Geschlechterverhältnis. Baden-Baden, S. 79–89.
- BEHRENS, H. (2006): „Freiraum“ und „Freifläche“ in der Geschichte der räumlichen Planung und des Naturschutzes. In: Baier, H., F. Erdmann, R. Holz u. A. Waterstraat (Hrsg.) (2006): Freiraum und Naturschutz. Berlin/Heidelberg, S. 81–102.
- BELINA, B. (2013): Raum. Zu den Grundlagen eines historisch-geographischen Materialismus. Münster.
- BELINA, B. u. B. MICHEL (2007): Raumproduktionen. Zu diesem Band. In: Belina, B. (Hrsg.) (2007): Raumproduktionen. Beiträge der radical geography. Eine Zwischenbilanz. Münster, S. 7–34.
- BELINA, B. u. J. MIGGELBRINK (2010): Hier so, dort anders. Zum Vergleich von Raumeinheiten in der Wissenschaft und anderswo. Einleitung zum Sammelband. In: Belina, B. (Hrsg.) (2010): Hier so, dort anders. Raumbezogene Vergleiche in der Wissenschaft und anderswo. Münster, S. 7–39.
- BELL, S., R. FOX-KÄMPER, N. KESHAVARZ, S. CAPUTO, S. NOORI u. A. VOIGT (Hrsg.) (2016): Urban allotment gardens in Europe. London.
- BELLEBAUM, A. (Hrsg.) (2010): Glück hat viele Gesichter. Annäherungen an eine gekonnte Lebensführung. Wiesbaden.
- BELLEBAUM, A., K. BARHEIER u. A. MEIS (2002): Glücksforschung. Eine Bestandsaufnahme. Konstanz.
- BENEDICT, M. A. u. E. MCMAHON (2006): Green infrastructure. Linking landscapes and communities. Washington, DC.
- BENNETT, J. (2010): Vibrant matter. A political ecology of things. Durham.
- BENNHOLDT-THOMSEN, V. (2012): Ökonomie des Gebens. Wohlstand durch Subsistenz. In: Müller, C. (Hrsg.) (2012): Urban gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, S. 252–266.
- BENZ, A. (Hrsg.) (2004): Governance - Regieren in komplexen Regelsystemen. Eine Einführung. Wiesbaden.
- BERGER, H. (2003): Entgrenzte Städte. Zur politischen Ökologie des Urbanen. Münster.
- BERGER, P. L. u. T. LUCKMANN (1966): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main.
- BERKING, H. (Hrsg.) (2006): Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen. Frankfurt.
- BETKER, F. (1992): Ökologische Stadterneuerung. Ein neues Leitbild der Stadtentwicklung? Aachen.

- BEYES, T. u. C. STEYAERT (2015): Der Sinn der Lehre: Ethnographie, Affekt, sensemaking. In: Brosziewski, A. (Hrsg.) (2015): Vom Sinn der Soziologie. Festschrift für Thomas S. Eberle. Wiesbaden, S. 197–211.
- BEZA, B. B. (2016): The role of deliberative planning in translating best practice into good practice: from placelessness to placemaking. In: *Planning Theory & Practice* 17, H. 2, S. 244–263.
- BISCHOFF, A., K. SELLE u. H. SINNING (2005): Informieren, Beteiligen, Kooperieren. Kommunikation in Planungsprozessen; eine Übersicht zu Formen, Verfahren und Methoden. Dortmund.
- BLANC, P., S. HESEMANN u. V. LALOT (2009): Vertikale Gärten. Die Natur in der Stadt. Stuttgart.
- BMUB (2015): Grün in der Stadt – Für eine lebenswerte Zukunft. Grünbuch Stadtgrün.
- BMUB u. BMEL (Hrsg.) (2015): Grün in der Stadt – Für eine lebenswerte Zukunft. Dokumentation des Kongresses am 10. und 11. Juni 2015 in Berlin.
- BOCHNIG, S. u. K. SELLE (1992): Aufgaben, Ziele und Wege der Freiraumpolitik in den Städten. In: Bochnig, S. u. K. Selle (Hrsg.) (1992): Freiräume für die Stadt. Sozial und ökologisch orientierter Umbau von Stadt und Region. Wiesbaden, Berlin, S. 41–60.
- BOCK, S. u. B. REIMANN (2012): Neue Qualitäten der Bürgerbeteiligung – oder: alter Wein in neuen Schläuchen? In: Beckmann, K. J. (Hrsg.) (2012): Bürgerbeteiligung in Kommunen. Anmerkungen aus der Stadtforschung zu einer aktuellen Herausforderung. Berlin, S. 13–18.
- BOEHM, G. (2014): Jenseits der Sprache? Anmerkungen zur Logik der Bilder. In: Rimmele, M., K. Sachs-Hombach u. B. Stiegler (Hrsg.) (2014): Bildwissenschaft und visual culture. Bielefeld, S. 67–80.
- BOERS, K. (1991): Kriminalitätsfurcht. Über den Entstehungszusammenhang und die Folgen eines sozialen Problems. Pfaffenweiler.
- BOERS, K. (2003): Fear of Violent Crime. In: Heitmeyer, W. u. J. Hagan (Hrsg.) (2003): *International Handbook of Violence Research*. Dordrecht, S. 1131–1149.
- BÖHME, G. (1989): Für eine ökologische Naturästhetik. Frankfurt am Main.
- BÖHME, G. (2001): Ästhetik. Vorlesungen über Ästhetik als allgemeine Wahrnehmungslehre. München.
- BÖHME, G. (2007): Atmosphäre als Grundbegriff einer neuen Ästhetik. In: Friedrich, T. u. J. H. Gleiter (Hrsg.) (2007): *Einführung und phänomenologische Reduktion. Grundlagentexte zu Architektur, Design und Kunst*. Berlin, S. 287–310.
- BÖHME, G. (2013): *Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik*. Berlin.
- BOHNSACK, R. (2003): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*. Opladen.
- BOHNSACK, R. (2007): Dokumentarische Bildinterpretation. In: Buber, R. u. H. H. Holzmüller (Hrsg.) (2007): *Qualitative Marktforschung. Konzepte - Methoden - Analysen*. Wiesbaden, S. 951–978.
- BOHNSACK, R. (2010): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*. Opladen.
- BOHNSACK, R. (2011): *Qualitative Bild- und Videointerpretation. Die dokumentarische Methode*. Opladen.
- BOHNSACK, R. (2013): Dokumentarische Methode und die Logik der Praxis. In: Lenger, A., C. Schneickert u. F. Schumacher (Hrsg.) (2013): *Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven*. Wiesbaden, S. 175–200.
- BOLTANSKI, L., P. BOURDIEU, R. CASTEL, J.-C. CHAMBOREDON, G. LAGNEAU u. S. DOMINIQUE (Hrsg.) (1981): *Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie*. Frankfurt am Main.
- BONDI, L. (2005a): Gender and the Reality of Cities: embodied identities, social relations and performativities. In: Berking, H., M. Löw u. A. Alexander (Hrsg.) (2005): *Die Wirklichkeit der Städte*. Baden-Baden, S. 363–376.

- BONDI, L. (2005b): Making Connections and Thinking through Emotions: Between Geography and Psychotherapy. In: Transactions of the Institute of British Geographers 30, H. 4, S. 433–448.
- BONDI, L. (2009): Emotional Knowing. In: Foote, K. u. M. Azaryahu (Hrsg.) (2009): International Encyclopedia of Human Geography, S. 446–452.
- BONGAERTS, G. (2007): Soziale Praxis und Verhalten - Überlegungen zum Practice Turn in Social Theory. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 36, H. 4, S. 246–260.
- BONGAERTS, G. (2008a): Handelt der Leib? : zum Verhältnis von Handlungstheorie und "Practice Turn". In: Rehberg, K.-S. (Hrsg.) (2008): Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Frankfurt am Main, S. 5908–5915.
- BONGAERTS, G. (2008b): Verhalten, Handeln, Handlung und soziale Praxis. In: Raab, J. (Hrsg.) (2008): Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen. Wiesbaden, S. 223–232.
- BONGAERTS, G. (2012): Sinn. Bielefeld.
- BONGAERTS, G. (2016): Sinn. In: Kopp, J. u. A. Steinbach (Hrsg.) (2016): Grundbegriffe der Soziologie. Wiesbaden, S. 300–302.
- BORGSTEDT, S. (2012): Das Paradies vor der Haustür: Die Ursprünge einer Sehnsucht aus der Perspektive soziokultureller Trendforschung. In: Müller, C. (Hrsg.) (2012): Urban gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, S. 118–125.
- BOURDIEU, P. (1972): Esquisse d'une théorie de la pratique.
- BOURDIEU, P. (1974): Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt am Main.
- BOURDIEU, P. (1976 [1972]): Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt am Main.
- BOURDIEU, P. (1977): Outline of a theory of practice. Cambridge, UK.
- BOURDIEU, P. (1981a): Die gesellschaftliche Definition der Photographie. In: Boltanski, L., P. Bourdieu, R. Castel, J.-C. Chamboredon, G. Lagneau u. S. Dominique (Hrsg.) (1981): Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie. Frankfurt am Main, S. 85–109.
- BOURDIEU, P. (1981b): Einleitung. In: Boltanski, L., P. Bourdieu, R. Castel, J.-C. Chamboredon, G. Lagneau u. S. Dominique (Hrsg.) (1981): Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie. Frankfurt am Main, S. 11–21.
- BOURDIEU, P. (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main.
- BOURDIEU, P. (1987 [1980]): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main.
- BRAND, K.-W. (1993): Strukturveränderungen des Umweltdiskurses in Deutschland. In: Forschungsjournal Neue Soziale Bewegungen 6, H. 1, S. 16–24.
- BRAND, K.-W. (Hrsg.) (1998): Soziologie und Natur. Wiesbaden.
- BRAND, K.-W. (2014): Umweltsoziologie. Weinheim.
- BRÄUER, A., V. GOLDBERG, C. KURBUHN, I. LEHMANN, J. MATHEY, S. RÖBLER u. A. WESTBELD (2011): Noch wärmer, noch trockener? Stadtnatur und Freiraumstrukturen im Klimawandel. Abschlussbericht zum F+E-Vorhaben (FKZ 3508 821 800) "Noch wärmer, noch trockener? Stadtnatur und Freiraumstrukturen im Klimawandel". Bonn- Bad Godesberg.
- BREI, B. u. C. HORNBERG (2009): Die Bedeutung von Stadtgrün aus gesundheitswissenschaftlicher Sicht. In: Public Health Forum 17, H. 1, S. 11.e1.
- BREIDENSTEIN, G., S. HIRSCHAUER u. H. KALTHOFF (2013): Ethnografie. Die Praxis der Feldforschung. Konstanz.

- BRENNER, A. (1998): Ökologie-Ethik. In: Pieper, A. (Hrsg.) (1998): *Angewandte Ethik. Eine Einführung*. München, S. 37–55.
- BRENNER, N., P. MARCUSE u. M. MAYER (Hrsg.) (2012): *Cities for people, not for profit. Critical urban theory and the right to the city*. London, New York.
- BRETSCHNEIDER, B. (Hrsg.) (2014): *Ökologische Quartiererneuerung. Transformation der Erdgeschosszone und Stadträume*. Wiesbaden.
- BREUSTE, J. H. (2010): Allotment Gardens as Part of Urban Green Infrastructure: Actual Trends and Perspectives in Central Europe. In: Müller, N., P. Werner u. J. G. Kelcey (Hrsg.) (2010): *Urban biodiversity and design*. Chichester, UK, S. 463–475.
- BRION, D. J. (1991): *Essential industry and the NIMBY phenomenon*. New York.
- BUDINGER, A. (2012): *Städtische Freiräume als Faktoren der Wertsteigerung von Grundstücken*. Dissertation. Dortmund.
- BÜHLER, E., H. KASPAR u. F. OSTERMANN (2010): *Sozial nachhaltige Parkanlagen*. Forschungsbericht des Nationalen Forschungsprogramms NFP 54 "Nachhaltige Siedlungs- und Infrastrukturentwicklung". Zürich.
- BURCKHARDT, L. (2006): *Warum ist Landschaft schön? Die Spaziergangswissenschaft*. Berlin.
- BURGESS, J., C. HARRISON u. M. LIMB (1988): People, Parks and the Urban Green: A Study of Popular Meanings and Values for Open Spaces in the City. In: *Urban Studies* 25, H. 6, S. 455–473.
- BÜRKNER, H.-J. (2005): *Placemaking und Milieuentwicklung*. In: *IRS aktuell* 46, S. 5.
- BÜSCHER, M., J. URRY u. K. WITCHGER (2011): *Mobile methods*. London, New York.
- BUTTNER, A. u. D. SEAMON (Hrsg.) (1980): *The Human experience of space and place*. New York.
- CAMPBELL, S. (1996): Green Cities, Growing Cities, Just Cities?: Urban Planning and the Contradictions of Sustainable Development. In: *Journal of the American Planning Association* 62, H. 3, S. 296–312.
- CARPIANO, R. M. (2009): Come take a walk with me: The "Go-Along" interview as a novel method for studying the implications of place for health and well-being. In: *Health & Place* 15, H. 1, S. 263–272.
- CASEY, E. S. (1996): How to Get from Space to Place in a Fairly Short Stretch of Time. Phenomenological Prolegomena. In: Feld, S. u. K. H. Basso (Hrsg.) (1996): *Senses of place*. Santa Fe, N.M., S. 13–52.
- CASEY, E. S. (1997): *The fate of place. A philosophical history*. Berkeley.
- CASEY, E. S. (2001): Between Geography and Philosophy: What Does It Mean to Be in the Place-World? In: *Annals of the Association of American Geographers* 91, H. 4, S. 683–693.
- CASTELLS, M. (2007): Die sozialen Milieus der Städte. In: Baum, D. (Hrsg.) (2007): *Die Stadt in der Sozialen Arbeit. Ein Handbuch für soziale und planende Berufe*. Wiesbaden, S. 29–43.
- CASTREE, N. (2001): Socializing Nature: Theory, Practice, and Politics. In: Castree, N. u. B. Braun (Hrsg.) (2001): *Social nature. Theory, practice, and politics*. Malden, Mass, S. 1–21.
- CASTREE, N. u. B. BRAUN (Hrsg.) (2001): *Social nature. Theory, practice, and politics*. Malden, Mass.
- CERTEAU, M. DE (1980): *L'invention du quotidien I: Arts de faire*. Paris.
- CHECKER, M. (2011): Wiped Out by the "Greenwave": Environmental Gentrification and the Paradoxical Politics of Urban Sustainability. In: *City & Society* 23, H. 2, S. 210–229.
- CHIESURA, A. (2004): The role of urban parks for the sustainable city. In: *Landscape and Urban Planning* 68, H. 1, S. 129–138.
- CHILLA, T. (2005a): ‚Stadt-Naturen‘ in der Diskursanalyse. Konzeptionelle Hintergründe und empirische Möglichkeiten. In: *Geographische Zeitschrift* 93, H. 3, S. 183–196.

- CHILLA, T. (2005b): Stadt und Natur — Dichotomie, Kontinuum, soziale Konstruktion? In: *Raumforschung und Raumordnung* 63, H. 3, S. 179–188.
- CHOPRA, K., R. LEEMANS, P. KUMAR u. H. SIMONS (2005): *Ecosystems and human well-being: Policy Responses*, Volume 3. Findings of the Responses Working Group.
- CLARK, A. u. N. EMMEL (2010): Using walking interviews. <http://eprints.ncrm.ac.uk/1323/1/13-toolkit-walking-interviews.pdf> (Zugriff am 09.02.2015).
- CORBURN, J. (2005): *Street science. Community knowledge and environmental health justice*. Cambridge, MA.
- CRANG, M. (1997): Picturing practices. Research through the tourist gaze. In: *Progress in Human Geography* 21, H. 3, S. 359–373.
- CRESSWELL, T. (2004): *Place. A short introduction*. Malden, MA.
- DANGSCHAT, J. S. u. A. HAMEDINGER (2007): Lebensstile, soziale Lagen und Siedlungsstrukturen – Einführung. In: Dangschat, J. S. u. A. Hamedinger (Hrsg.) (2007): *Lebensstile, soziale Lagen und Siedlungsstrukturen*. Hannover, S. 2–20.
- DATEL, R. E. u. D. J. DINGEMANS (1984): Environmental perception, historic preservation, and sense of place. In: Saarinen, T. F., D. Seamon u. J. L. Sell (Hrsg.) (1984): *Environmental perception and behavior. An inventory and prospect*. Chicago, Ill., S. 131–144.
- DAVIDSON, J. u. L. BONDI (2007): Spatialising affect; affecting space: an introduction. In: *Gender, Place & Culture* 11, H. 3, S. 373–374.
- DAVIDSON, J. u. C. MILLIGAN (2004): Embodying emotion sensing space: introducing emotional geographies. In: *Social & Cultural Geography* 5, H. 4, S. 523–532.
- DAVOUDI, S. u. I. STANGE (2009): Space and place in twentieth-century planning: an analytical framework and a historical review. In: Davoudi, S. u. I. Strange (Hrsg.) (2009): *Conceptions of space and place in strategic spatial planning*. New York, S. 7–42.
- DEGEN, M. M. (2008): *Sensing cities. Regenerating public life in Barcelona and Manchester*. London, New York.
- DEGEN, M. M. u. G. ROSE (2012): The Sensory Experiencing of Urban Design: The Role of Walking and Perceptual Memory. In: *Urban Studies* 49, H. 15, S. 3271–3287.
- DEMERRIT, D. (2002): What is the 'social construction of nature'? A typology and sympathetic critique. In: *Progress in Human Geography* 26, H. 6, S. 767–790.
- DEUTSCHER RAT FÜR LANDESPFLEGE (2006): Durch doppelte Innentwicklung Freiraumqualitäten erhalten. In: *Schriften-Reihe des Deutschen Rates für Landschaftspflege*, H. 78, S. 5–39.
- DEUTSCHER STÄDTETAG (2013): *Beteiligungskultur in der integrierten Stadtentwicklung. Arbeitspapier der Arbeitsgruppe Bürgerbeteiligung des Deutschen Städtetages*. Berlin, Köln.
- DEWEY, J. (2004): Erfahrung, Erkenntnis und Wert. In: Dewey, J. (Hrsg.) (2004): *Erfahrung, Erkenntnis und Wert*. Frankfurt am Main, S. 362–462.
- DEWSBURY, J.-D. (2010): Performative, Non-Representational, and Affect-Based Research: Seven Injunctions. In: DeLyser, D. (Hrsg.) (2010): *The SAGE handbook of qualitative geography*. Los Angeles, London, S. 321–334.
- DEWSBURY, J.-D. (2015): Non-representational landscapes and the performative affective forces of habit: from 'Live' to 'Blank'. In: *Cultural Geographies* 22, H. 1, S. 29–47.
- DEWSBURY, J.-D., P. HARRISON, M. ROSE u. J. WYLIE (2002): Enacting geographies. In: *Geoforum* 33, H. 4, S. 437–440.
- DGGL (Hrsg.) (2014): *Zukunft Stadtgrün. Nutzen und Notwendigkeit urbaner Freiräume*. München.

- DIEBÄCKER, M. (2008): Governance und Demokratie. In: Hamedinger, A., O. Frey, J. S. Dangschat u. A. Breitfuss (Hrsg.) (2008): Strategieorientierte Planung im kooperativen Staat. Wiesbaden, S. 266–281.
- DIEKMANN, A. u. C. C. JAEGER (Hrsg.) (1996): Umweltsoziologie. Opladen.
- DIJCK, J. VAN (2008): Digital Photography: Communication, Identity, Memory. In: Visual Communication 7, S. 57–76.
- DIRKSMEIER, P. (2007): Mit Bourdieu gegen Bourdieu empirisch denken: Habitusanalyse mittels reflexiver Fotografie 6, H. 1, S. 73–97.
- DIRKSMEIER, P. (2009): Urbanität als Habitus. Bielefeld.
- DOOLING, S. (2009): Ecological Gentrification: A Research Agenda Exploring Justice in the City. In: International Journal of Urban and Regional Research 33, H. 3, S. 621–639.
- DÖRFLER, T., O. GRAEFE u. D. MÜLLER-MAHN (2003): Habitus und Feld. Anregungen für eine Neuorientierung der geographischen Entwicklungsforschung auf der Grundlage von Bourdieus «Theorie der Praxis». In: Geographica Helvetica 58, H. 1, S. 11–23.
- DÖRNER, O. (2013): Orte des Bildes. Überlegungen zur Topologie und Ikonotopie dokumentarischer Bildinterpretation. In: Loos, P., A.-M. Nohl, A. Przyborski u. B. Schäffer (Hrsg.) (2013): Dokumentarische Methode. Grundlagen - Entwicklungen - Anwendungen. Opladen.
- DOVEY, K. (2007): Framing places. Mediating power in built form. London, New York.
- DUFF, C. (2010): On the role of affect and practice in the production of place. In: Environment and Planning D: Society and Space 28, S. 881–895.
- DUNLAP, R. E., F. H. BUTTEL, P. DICKENS u. A. GIJSWIJT (Hrsg.) (2002): Sociological theory and the environment. Classical foundations, contemporary insights. Lanham, Md.
- DÜNNE, J., S. GÜNZEL, H. DOETSCH u. R. LÜDEKE (Hrsg.) (2006): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main.
- DUNNETT, N., C. SWANWICK u. H. WOOLLEY (2002): Improving urban parks, play areas and green spaces. London.
- EBERLE, T. S. u. R. HITZLER (2008): Phänomenologische Lebensweltanalyse. In: Kardorff, E. v., I. Steinke u. U. Flick (Hrsg.) (2008): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg, S. 109–118.
- EISENHAUER, B. W., R. S. KRANNICH u. D. J. BLAHNA (2000): Attachments to Special Places on Public Lands An Analysis of Activities, Reason for Attachments, and Community Connections. In: Society & Natural Resources 13, S. 421–441.
- ELDEN, S. (2002): »Es gibt eine Politik des Raumes, weil Raum politisch ist.«. Henri Lefèbvre und die Produktion des Raumes. In: An Architektur 1, S. 27–35.
- ELWOOD, S. A. u. D. G. MARTIN (2000): "Placing" Interviews: Location and Scales of Power in Qualitative Research. In: The Professional Geographer 52, H. 4, S. 649–657.
- ENTRIKIN, J. N. (1989): Place, region and modernity. In: Agnew, J. A. u. J. S. Duncan (Hrsg.) (1989): The Power of place. Bringing together geographical and sociological imaginations. Boston, S. 30–43.
- EPPEL, W. (2009): 30 Jahre Hans Jonas „Das Prinzip Verantwortung“: Zur ethischen Begründung des Naturschutzes. In: Osnabrücker Naturwissenschaftliche Mitteilungen 35, S. 121 – 150,
- ERDMANN, K.-H. u. I. SCHÄFFER (2015): Der Faktor „Grün“: Welche Bedeutung hat grüne Infrastruktur für Standorte? In: Erdmann, K.-H., H.-R. Bork u. H. Job (Hrsg.) (2015): Naturschutz in geographischer Perspektive.
- ESCOBAR, A. (2005): Constructing Nature: Elements for a Poststructural Political Ecology. In: Redclift, M. R. u. G. Woodgate (Hrsg.) (2005): New developments in environmental sociology. Cheltenham.

- EVANS, J. u. P. JONES (2011): The walking interview: Methodology, mobility and place. In: *Applied Geography* 31, H. 2, S. 849–858.
- EVERTS, J. (2009): Soziale Praktiken im multikulturellen Alltag. Bedeutungen migrantengeführter Lebensmittelgeschäfte 83, H. 3, S. 281–296.
- EVERTS, J., M. LAHR-KURTEN u. M. WATSON (2011): Practice matters! Geographical inquiry and theories of practice. In: *Erdkunde* 65, H. 4, S. 232–334.
- FAINSTEIN, S. S. (2000): New Directions in Planning Theory. In: *Urban Affairs Review* 35, H. 4, S. 451–478.
- FAINSTEIN, S. S. (2010): *The just city*. Ithaca.
- FALUDI, A. (1973): *Planning theory*. Oxford, New York.
- FELD, S. u. K. H. BASSO (Hrsg.) (1996): *Senses of place*. Santa Fe, N.M.
- FELTZ, N. (2002): Bewegung und die Aneignung öffentlicher Räume in Lebensläufen von Frauen und Mädchen. In: Kramer, C. (Hrsg.) (2002): *Frei-Räume und Frei-Zeiten. Raum-Nutzung und Zeit-Verwendung im Geschlechterverhältnis*. Baden-Baden, S. 49–59.
- FENNER, D. (2010): *Einführung in die Angewandte Ethik*. Stuttgart.
- FENSTER, T. (2004): *The global city and the holy city. Narratives on knowledge, planning and diversity*. Harlow.
- FINCHAM, B., M. MCGUINNESS u. L. MURRAY (2010): *Mobile methodologies*. Houndmills, Basingstoke, Hampshire, New York.
- FISCHER, F. u. J. FORESTER (Hrsg.) (1993): *The Argumentative turn in policy analysis and planning*. Durham, N.C.
- FISCHER, F. u. H. GOTTWEIS (2012a): Introduction. In: Fischer, F. u. H. Gottweis (Hrsg.) (2012): *The argumentative turn revisited. Public policy as communicative practice*. Durham, S. 1–27.
- FISCHER, F. u. H. GOTTWEIS (Hrsg.) (2012b): *The argumentative turn revisited. Public policy as communicative practice*. Durham.
- FISCHER, P. (2011): *Phänomenologische Soziologie*. Bielefeld.
- FLADE, A. (2006): *Wohnen psychologisch betrachtet*. Bern [u.a.].
- FLADE, A. (2009): Warum ist Grün in der Stadt wichtig? Eine psychologische Betrachtung. In: *Stadt + Grün* 58, S. 48–52.
- FLEISCHMANN, K. u. B. TROSTORFF (2009): Von Materialität und Symbolik. Politische Architektur im städtischen Raum. In: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 83, H. 2, S. 163–176.
- FLITNER, M. (1998): Konstruierte Natur und ihre Erforschung. In: *Geographica Helvetica*, H. 3, S. 89–95.
- FLYVBJERG, B. u. T. RICHARDSON (2002): Planning and Foucault: In Search of the Dark Side of Planning Theory. In: Allmendinger, P. u. M. Tewdwr-Jones (Hrsg.) (2002): *Planning futures. New directions for planning theory*. London, New York, S. 44–62.
- FOLKERS, A. (2013): Was ist neu am neuen Materialismus? Von der Praxis zum Ereignis. In: Barla, J. u. T. Goll (Hrsg.) (2013): *Critical Matter. Diskussionen eines neuen Materialismus*. Münster, S. 16–33.
- FOOTE, K. u. M. AZARYAHU (2009): Sense of Place. In: Foote, K. u. M. Azaryahu (Hrsg.) (2009): *International Encyclopedia of Human Geography*, S. 96–100.
- FORREST, R. u. A. KEARNS (2001): Social Cohesion, Social Capital and the Neighbourhood. In: *Urban Studies* 38, H. 12, S. 2125–2143.

- FOUCAULT, M. (1992a): Andere Räume. In: Barck, K., P. Gente, H. Paris u. S. Richter (Hrsg.) (1992): *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik ; Essais*. Leipzig, S. 34–46.
- FOUCAULT, M. (1992b): *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt am Main.
- FOUCAULT, M. (2006): Von anderen Räumen. In: Dünne, J., S. Günzel, H. Doetsch u. R. Lüdeke (Hrsg.) (2006): *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt am Main, S. 317–329.
- FREESTONE, R. u. E. LIU (2016): *Place and placelessness revisited*. New York.
- FREERS, L. (2012): Ethnografie und Aufmerksamkeit Zur phänomenologischen Perspektivierung der Feldforschung. In: *Geographica Helvetica* 67, H. 4, S. 213–219.
- FREY, O. (2011): Stadtkonzepte in der Europäischen Stadt: In welcher Stadt leben wir eigentlich? In: Frey, O. u. F. Koch (Hrsg.) (2011): *Die Zukunft der Europäischen Stadt. Stadtpolitik, Stadtplanung und Stadtgesellschaft im Wandel*. Wiesbaden, S. 380–415.
- FREY, O., A. HAMEDINGER u. J. S. DANGSCHAT (2008): Strategieorientierte Planung im kooperativen Staat. Eine Einführung. In: Hamedinger, A., O. Frey, J. S. Dangschat u. A. Breiffuss (Hrsg.) (2008): *Strategieorientierte Planung im kooperativen Staat*. Wiesbaden, S. 14–33.
- FREY, R. L. (2005): Infrastruktur. In: Ritter, E.-H. (Hrsg.) (2005): *Handwörterbuch der Raumordnung*. Hannover, S. 469–475.
- FRIEDMANN, J. (2007): Reflections on Place and Place-making in the Cities of China. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 31, H. 2, S. 257–279.
- FRIEDMANN, J. (2010): Place and Place-Making in Cities: A Global Perspective. In: *Planning Theory & Practice* 11, H. 2, S. 149–165.
- FRITZSCHE, B. u. M. WAGNER-WILLI (2013): Ethnografie und Videografie in praxeologischer Perspektive. In: Loos, P., A.-M. Nohl, A. Przyborski u. B. Schäffer (Hrsg.) (2013): *Dokumentarische Methode. Grundlagen - Entwicklungen - Anwendungen*. Opladen, S. 268–283.
- FÜLLER, H. u. N. MARQUARDT (2010): Die Sicherstellung von Urbanität. Innerstädtische Restrukturierung und soziale Kontrolle in Downtown Los Angeles. Münster.
- FÜRST, D. (2010): *Raumplanung. Herausforderungen des deutschen Institutionensystems*. Detmold.
- FÜRST, D. (2014): Kann die Regionalplanung die Raumplanung retten? In: Küpper, P., M. Levin-Keitel, F. Maus, P. Müller, S. Reimann, M. Sondermann, K. Stock u. T. Wiegand (Hrsg.) (2014): *Raumentwicklung 3.0 - Gemeinsam die Zukunft der räumlichen Planung gestalten 15. Junges Forum der ARL 6. bis 8. Juni 2012 in Hannover*. Hannover, S. 50–61.
- FÜRST, D., M. LAHNER u. K. ZIMMERMANN (2004): *Neue Ansätze integrierter Stadtteilentwicklung: Placemaking und Local Governance*. Erkner.
- FÜRST, D., K. POLLERMANN u. M. LAHNER (2006): *Entstehung und Funktionsweise von Regional Governance bei dem Gemeinschaftsgut Natur und Landschaft. Analysen von Place-making- und Governance-Prozessen in Biosphärenreservaten in Deutschland und Großbritannien*. Hannover.
- GALSTER, G. (2001): On the Nature of Neighbourhood. In: *Urban Studies* 38, H. 12, S. 2111–2124.
- GAMMERL, B. u. R. HERRN (2015): Raumgefühle – Gefühlsräume. Perspektiven auf die Verschränkung von emotionalen Praktiken und Topografien der Moderne. *3*, H. 2, S. 7–22.
- GANDY, M. (2006): Urban nature and the ecological imaginary. In: Heynen, N., M. Kaika u. E. Swynedouw (Hrsg.) (2006): *In the nature of cities. Urban political ecology and the politics of urban metabolism*. London, S. 62–72.

- GARCIA, C. M., M. E. EISENBERG, E. A. FRERICH, K. E. LECHNER u. K. LUST (2012): Conducting Go-Along Interviews to Understand Context and Promote Health. In: *Qualitative Health Research* 22, H. 10, S. 1395–1403.
- GEBHARD, U. (2013): *Kind und Natur. Die Bedeutung der Natur für die psychische Entwicklung*. Wiesbaden.
- GEHL, J. (2007): Public spaces for a changing public life. In: Ward Thompson, C. u. Catharine (Hrsg.) (2007): *Open space. People space*. London, S. 3–9.
- GEHL, J. (2011): *Life between buildings. Using public space*. Washington, DC.
- GEISELHART, K. (2012): "Erfahrung" wider die kulturtheoretische Weltvergessenheit Über Performativität, Posthermeneutik, das Asemiotische und die Grenze der Differenztheorie. In: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 86, H. 2, S. 31–47.
- GEIBLER, R. (Hrsg.) (2014): *Die Sozialstruktur Deutschlands*. Wiesbaden.
- GERBER, J. (1997): Beyond dualism - the social construction of nature and the natural of human beings. In: *Progress in Human Geography* 21, H. 1, S. 1–17.
- GERLICH, W. u. C. STOIK (2008): Lokale lebensweltnahe Interessen u. gesamtstädtische Entwicklungsprozesse. In: Hamedinger, A., O. Frey, J. S. Dangschat u. A. Breitfuss (Hrsg.) (2008): *Strategieorientierte Planung im kooperativen Staat*. Wiesbaden, S. 250–265.
- GIDDENS, A. (1979): *Central problems in social theory. Action, structure, and contradiction in social analysis*. Berkeley.
- GIDDENS, A. (1984): *The constitution of society. Introduction of the theory of structuration*. Berkeley.
- GIESEKE, U. (2004): Die zentrale Stellung der Freiraumplanung bei der sozialen und kulturellen Ausgestaltung der postindustriellen Stadt. In: *Informationen zur Raumentwicklung*, 11/12, S. 669–678.
- GIESEKE, U. (2004): Die zentrale Stellung der Freiraumplanung bei der sozialen und kulturellen Ausgestaltung der postindustriellen Stadt. In: *Informationen zur Raumentwicklung*, 11/12, S. 669–678.
- GIESEKE, U. (2007): Und auf einmal ist Platz. Freie Räume und beiläufige Landschaften in der gelichteten Stadt. In: Giseke, U. u. E. Spiegel (Hrsg.) (2007): *Stadtlichtungen*. Basel, S. 187–217.
- GLAESER, B. (Hrsg.) (1989): *Humanökologie*. Wiesbaden.
- GLASAUER, H. (2015): Stadt und Unsicherheit. Entschlüsselungsversuche eines vertrauten Themas in stets neuen Facetten. In: Glasze, G., R. Pütz u. M. Rolfes (Hrsg.) (2015): *Diskurs - Stadt - Kriminalität. Städtische (Un-)Sicherheiten aus der Perspektive von Stadtforschung und Kritischer Kriminalgeographie*, S. 203–222.
- GLASZE, G. u. A. MATTISSEK (2009): Diskursforschung in der Humangeographie: Konzeptionelle Grundlagen und empirische Operationalisierungen. In: Glasze, G. u. A. Matissek (Hrsg.) (2009): *Handbuch Diskurs und Raum. Theorien und Methoden für die Humangeographie sowie die sozial- und kulturwissenschaftliche Raumforschung*. Bielefeld, S. 11–59.
- GLASZE, G., R. PÜTZ u. M. ROLFES (Hrsg.) (2015): *Diskurs - Stadt - Kriminalität. Städtische (Un-)Sicherheiten aus der Perspektive von Stadtforschung und Kritischer Kriminalgeographie*.
- GLÖCKNER, A., I. BALDERJAHN, PEYER u. MATHIAS (2010): Die LOHAS im Kontext der Sinus-Milieus. In: *Marketing Review* St. Gallen, H. 5.
- GÖRG, C. (1999): *Gesellschaftliche Naturverhältnisse*. Münster.
- GOTTDIENER, M. (2002): Ein Marx für unsere Zeit: Henri Lefèbvre und Die Produktion des Raumes. In: *An Architektur* 1, H. 1, S. 22–25.
- GOTTDIENER, M. u. A. P. LAGOPOULOS (1986): *The City and the sign. An introduction to urban semiotics*. New York.

- GRÖNING, G. (2000): Zur Geschichte schichtspezifischer Freiraumversorgung. In: Harth, A., G. Scheller u. W. Tessin (Hrsg.) (2000): Stadt und soziale Ungleichheit. Wiesbaden, S. 102–119.
- GROSS, M. (Hrsg.) (2011): Handbuch Umweltsoziologie. Wiesbaden.
- GROTEFELS, S. u. H. SCHOEN (2005): Beteiligungsverfahren. In: Ritter, E.-H. (Hrsg.) (2005): Handwörterbuch der Raumordnung. Hannover, S. 86–89.
- GUALINI, E. (2010): Governance, Space and Politics: Exploring the Governmentality of Planning. In: Hillier, J. u. P. Healey (Hrsg.) (2010): The Ashgate research companion to planning theory. Conceptual challenges for spatial planning. Farnham, Surrey, S. 57–86.
- GUGUTZER, R. (2006): Der body turn in der Soziologie. Eine programmatische Einführung. In: Gugutzer, R. (Hrsg.) (2006): Body Turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports. Bielefeld.
- HAASE, D. (2001): Freiraum, Freiflächen und Natur in der Stadt des 21. Jahrhunderts - Notwendigkeit oder Luxus? In: Berichte zur deutschen Landeskunde 75,2/3, S. 271–282.
- HAASE, D. (2008): Urban Ecology of Shrinking Cities: An Unrecognized Opportunity? In: Nature and Culture 3, H. 1, S. 1–8.
- HABERMAS, J. (1995): Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt am Main.
- HABERMAS, J. (1997): Die Einbeziehung des Anderen. Studien zur politischen Theorie. Frankfurt am Main.
- HABERMAS, J. (2001): The liberating power of symbols. Philosophical essays. Cambridge, Mass.
- HABERMAS, J. u. N. LUHMANN (1971): Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie - Was leistet die Systemforschung? Frankfurt am Main.
- HAMM, B. (2000): Nachbarschaft. In: Häußermann, H. (Hrsg.) (2000): Großstadt. Soziologische Stichworte. Wiesbaden, S. 172–181.
- HARAWAY, D. (1988): Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: Feminist Studies 14, H. 3, S. 575.
- HARRIS, N. (2002): Collaborative Planning. From Theoretical Foundations to Practice Forms. In: Allmendinger, P. u. M. Tewdwr-Jones (Hrsg.) (2002): Planning futures. New directions for planning theory. London, New York, S. 21–43.
- HARRISON, P. (2000): Making sense: embodiment and the sensibilities of the everyday. In: Environment and Planning D: Society and Space 18, H. 4, S. 497–517.
- HARTH, A. (2005): Freiraum und Geschlecht. Aktuelle Trends und Kriterien einer "gendersensitiven" Freiraumplanung. In: PlanerIn, H. 2, S. 46–47.
- HARTH, A. (2007): Open space and gender-gender-sensitive open-space planning. In: German journal of urban studies 46, H. 1.
- HARVEY, D. (1984): The limits to capital. Oxfordshire.
- HARVEY, D. (1996): Justice, Nature and the Geography of Difference.
- HARVEY, D. (2008): The Right to the City. In: new left review 53.
- HARVEY, D. (2009): Social justice and the city. Athens.
- HASSAN, R., R. SCHOLES u. N. ASH (2005): Ecosystems and Human Well-being: Current State and Trends, Volume 1. Findings of the Condition and Trends Working Group of the Millennium Ecosystem Assessment. Island Press.
- HASSE, J. (2002a): Die Atmosphäre einer Straße. Die Drosselgasse in Rüdesheim am Rhein. In: Hasse, J. (Hrsg.) (2002): Subjektivität in der Stadtforschung. Frankfurt am Main, S. 61–113.

- HASSE, J. (2002b): Zum Verhältnis von Stadt und Atmosphäre. Wo sind die Räume der Urbanität? In: Hasse, J. (Hrsg.) (2002): *Subjektivität in der Stadtforschung*. Frankfurt am Main, S. 19–40.
- HASSE, J. (2012): *Atmosphären der Stadt. Aufgespürte Räume*. Berlin.
- HAUSKELLER, M. (1995): *Atmosphären erleben. Philosophische Untersuchungen zur Sinneswahrnehmung*. Berlin.
- HÄUßERMANN, H. u. W. SIEBEL (2004): *Die europäische Stadt*. Frankfurt am Main.
- HÄUßLING, R. (2016): Alltag. In: Kopp, J. u. A. Steinbach (Hrsg.) (2016): *Grundbegriffe der Soziologie*. Wiesbaden, S. 4–7.
- HEALEY, P. (1992): Planning through debate. The communicative turn in planning theory. In: *Town Planning Review* 63, H. 2, S. 143.
- HEALEY, P. (1996a): Planning through debate: the communicative turn in planning theory. In: Campbell, S. u. S. S. Fainstein (Hrsg.) (1996): *Readings in planning theory*. Cambridge, Mass., USA, S. 234–257.
- HEALEY, P. (1996b): The communicative turn in planning theory and its implications for spatial strategy formations. In: *Environment and Planning B: Planning and Design* 23, H. 2, S. 217–234.
- HEALEY, P. (1997): *Collaborative planning. Shaping places in fragmented societies*. Vancouver.
- HEALEY, P. (2000): Planning in Relational Space and Time: Responding to New Urban Realities. In: Bridge, G. u. S. Watson (Hrsg.) (2000): *A companion to the city*. Oxford, UK, Malden, Mass., S. 517–530.
- HEALEY, P. (2001): Towards a More Place-focused Planning System in Britain. In: Madanipour, A., A. Hull u. P. Healey (Hrsg.) (2001): *The governance of place. Space and planning processes*. Aldershot, Hampshire, England, Burlington, VT, S. 263–286.
- HEALEY, P. (2002): On Creating the ‘City’ as a Collective Resource. In: *Urban Studies* 39, H. 10, S. 1777–1792.
- HEALEY, P. (2003): Collaborative Planning in Perspective. In: *Planning Theory* 2, H. 2, S. 101–123.
- HEALEY, P. (2005): Place, Identity and Governance: Transforming Discourse and Practices. In: Hillier, J. u. E. Rooksby (Hrsg.) (2005): *Habitus. A sense of place*. Aldershot, Hants, England, Burlington, VT, S. 189–218.
- HEALEY, P. (2010): *Making better places. The planning project in the twenty-first century*. Basingstoke.
- HEALEY, P. (2012): Performing Place. Governace Collaboratively. Planning as a Communicative Process. In: Fischer, F. u. H. Gottweis (Hrsg.) (2012): *The argumentative turn revisited. Public policy as communicative practice*. Durham, S. 58–82.
- HEIDEGGER, M. (1927): *Sein und Zeit*. Tübingen.
- HEIDEGGER, M. (1975): *Die Grundprobleme der Phänomenologie*. Frankfurt am Main.
- HEILAND, S. (2006): Eine Beziehung der besonderen Art. Natur in der Stadt. In: *politische ökologie* 99 24, S. 33–36.
- HEINEMANN, A., K. SELLE u. H. SUTTER-SCHURR (2008): Anforderungen an Wohnfreiräume. Nachfragepräferenzen und Nutzerinteressen: Was wissen die Fachleute? In: Schmitt, G. u. K. Selle (Hrsg.) (2008): *Bestand? Perspektiven für das Wohnen in der Stadt*. Dortmund, S. 202–218.
- HELBRECHT, I. (1998): The Creative Metropolis. Services, Symbols, and Spaces. In: *International Journal of Architectural Theory* 3, H. 1.
- HERBERT, S. (2000): For ethnography. In: *Progress in Human Geography* 24, H. 4, S. 550–568.

- HERFERT, G. u. F. OSTERHAGE (2012): Wohnen in der Stadt: Gibt es eine Trendwende zur Reurbanisierung? Ein quantitativ-analytischer Ansatz. In: Brake, K. u. G. Herfert (Hrsg.) (2012): Reurbanisierung. Wiesbaden, S. 86–112.
- HERLYN, U., C. HEINZELMANN, D. KAROW, H. SEGGERN u. W. STIFTUNG (2003): Jugendliche in öffentlichen Räumen der Stadt. Chancen und Restriktionen der Rauman eignung. Wiesbaden.
- HEYNEN, N., M. KAIKA u. E. SWYNGEDOUW (Hrsg.) (2006a): In the nature of cities. Urban political ecology and the politics of urban metabolism. London.
- HEYNEN, N., M. KAIKA u. E. SWYNGEDOUW (2006b): Urban political ecology. Politicizing the production of urban natures. In: Heynen, N., M. Kaika u. E. Swyngedouw (Hrsg.) (2006): In the nature of cities. Urban political ecology and the politics of urban metabolism. London, S. 1–19.
- HILL, H. (2005): Urban Governance und Lokale Demokratie. In: Informationen zur Raumentwicklung, 9/10, S. 567–577.
- HILLEBRANDT, F. (2009a): Praktiken des Tauschens. Zur Kulturosoziologie symbolischer Formen der Reziprozität. Wiesbaden.
- HILLEBRANDT, F. (2009b): Praxistheorie. In: Kneer, G. (Hrsg.) (2009): Handbuch soziologische Theorien. Wiesbaden, S. 369–394.
- HILLEBRANDT, F. (2014): Soziologische Praxistheorien. Eine Einführung. Wiesbaden.
- HILLIER, J. (2003): Agon'izing over consensus: Why Habermasian ideals cannot be 'real'. In: Planning Theory 2, H. 1, S. 37–59.
- HILLIER, J. u. E. ROOKSBY (Hrsg.) (2005): Habitus. A sense of place. London.
- HITCHINGS, R. (2012): People can talk about their practices. In: Area 44, H. 1, S. 61–67.
- HITCHINGS, R. (2013): Studying the preoccupations that prevent people from going into green space. In: Landscape and Urban Planning 118, S. 98–102.
- HITCHINGS, R. u. V. JONES (2004): Living with plants and the exploration of botanical encounter within human geographic research practice. In: Ethics, Place & Environment 7,1-2, S. 3–18.
- HITZLER, R. (1993): Verstehen: Alltagspraxis und wissenschaftliches Programm. In: Jung, T. u. S. Müller-Doohm (Hrsg.) (1993): "Wirklichkeit" im Deutungsprozess. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main, S. 223–240.
- HO, C.-H., V. SASIDHARAN, W. ELMENSDORF, F. K. WILLITS, A. GRAEFE u. G. GODBEY (2005): Gender and Ethnic Variations in Urban Park Preferences, Visitation, and Perceived Benefits. In: Journal of Leisure Research 37, H. 3, S. 281–306.
- HOLTKAMP, L. u. J. BOGUMIL (2007): Bürgerkommune und Local Governance. In: Schwalb, L. u. H. Walk (Hrsg.) (2007): Local Governance — mehr Transparenz und Bürgernähe? Wiesbaden, S. 231–250.
- HOME, R., N. BAUER u. M. HUNZIKER (2007): Constructing Urban Green Spaces: An Application of Kelly's Repertory Grid. In: Tourism Review 62,3+4, S. 47–52.
- HONER, A. (2011): Kleine Leiblichkeiten. Erkundungen in Lebenswelten.
- HORNBERG, C. u. A. PAULI (2012): Urbane Umweltgerechtigkeit. In: Public Health Forum 20, H. 2.
- HOWARD, E. (1902): Garden Cities of Tomorrow. London.
- HOWES, D. u. C. CLASSEN (2013): Ways of Sensing. Understanding the Senses In Society. Hoboken.
- HRADIL, S. (2006): Soziale Milieus - eine praxisorientierte Forschungsperspektive. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 44-45, S. 3–10.

- HUNOLD, D. (2015): Subjektive Sicherheit und etablierte Aussenseiterbeziehungen in heterogen strukturierten Stadtvierteln. In: Glasze, G., R. Pütz u. M. Rolfes (Hrsg.) (2015): *Diskurs - Stadt - Kriminalität. Städtische (Un-)Sicherheiten aus der Perspektive von Stadtforschung und Kritischer Kriminalgeographie*, S. 285–320.
- HUNTER, A. (1979): *The Urban Neighborhood Its Analytical and Social Contexts*. In: *Urban Affairs Review* 14, H. 3, S. 267–288.
- HURDLEY, R. u. A. ZIELENIEC (2010): *Mobile Methodologies - Edited by Ben Fincham, Mark McGuiness and Lesley Murray Youth in a Suspect Society - By Henry Giroux*. In: *The Sociological Review* 58, H. 2, S. 332–336.
- HUSSERL, E. (1913): *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Erstes Buch: Allgemeine Einführung in die reine Phänomenologie*. Tübingen.
- HUSSERL, E. (1936): *Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie: Eine Einleitung in die phänomenologische Philosophie*. Evanston.
- ILLING, U. u. E. THIEL (2005): "Kompakt - urban - grün". Ein neues Leitbild für München. In: *Stadt + Grün* 54, H. 5, S. 15–19.
- IMDAHL, M. (1996): *Giotto, Arenafresken. Ikonographie, Ikonologie, Ikonik*. München.
- INGOLD, T. u. J. L. VERGUNST (2008): *Ways of walking. Ethnography and practice on foot*. Aldershot, England, Burlington, VT.
- IOANNOU, B., N. MORÁN, M. SONDERMANN, C. CERTOMÀ u. M. HARDMAN (2016): *Grassroots Gardening Movements: Towards Cooperative Forms of Green Urban Development?* In: Bell, S., R. Fox-Kämper, N. Keshavarz, S. Caputo, S. Noori u. A. Voigt (Hrsg.) (2016): *Urban allotment gardens in Europe*. London.
- IPSEN, D. (2006): *Ort und Landschaft*. Wiesbaden.
- JACKSON, P. u. J. EVERTS (2010): *Anxiety as social practice*. In: *Environment and Planning A* 42, H. 11, S. 2791–2806.
- JACOBS, J. (1961): *The death and life of great American cities*. New York.
- JIRKU, A. (Hrsg.) (2013): *StadtGrün*. Stuttgart.
- JONAS, H. (1989): *Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation*. Frankfurt am Main.
- JONES, P., G. BUNCE, J. EVANS, H. GIBBS u. J. R. HEIN (2008): *Exploring Space and Place With Walking Interviews*. In: *Journal of Research Practice* 4, H. 2, S. 1–9.
- JONES, P. u. J. EVANS (2012): *Rescue Geography: Place Making, Affect and Regeneration*. In: *Urban Studies* 49, H. 11, S. 2315–2330.
- JUNGE, K., D. SUBER u. G. GERBER (2008): *Einleitung*. In: Junge, K. (Hrsg.) (2008): *Erleben, erleiden, erfahren. Die Konstitution sozialen Sinns jenseits instrumenteller Vernunft*. Bielefeld, S. 15–41.
- KALTENBRUNNER, R. (2004): *Der subsidiäre Raum. Landschaftersatz oder: Welchen Freiraum braucht die Stadt?* In: *Informationen zur Raumentwicklung*, 11/12, S. 631–644.
- KASPAR, H. (2012): *Erlebnis Stadtpark. Nutzung und Wahrnehmung urbaner Grünräume*. Wiesbaden.
- KASPAR, H. (2013): *Raumkonstruktionen aus Erzählungen rekonstruieren. Reflexionen aus einem Forschungsprojekt zur Untersuchung von „Park-Räumen“*. In: Rothfuß, E. u. T. Dörfler (Hrsg.) (2013): *Raumbezogene qualitative Sozialforschung*. Wiesbaden, S. 175–199.
- KASTORFF-VIEHMANN, R. (2005): *Von Straßen, Volksparks und Grüngürteln: Grün und öffentlicher Raum im Ruhrgebiet 1890–1930*. In: Bernhardt, C., G. Fehl, G. Kuhn u. U. v. Petz (Hrsg.) (2005): *Geschichte der Planung des öffentlichen Raums. Dortmunder Beiträge zur Raumplanung*, S. 85–103.

- KAZIG, R. (2007): Atmosphären. Konzept für einen nicht repräsentationellen Zugang zum Raum. In: Berndt, C. (Hrsg.) (2007): Kulturelle Geographien. Zur Beschäftigung mit Raum und Ort nach dem Cultural Turn. Bielefeld, S. 167–187.
- KAZIG, R. (2008): Typische Atmosphären städtischer Plätze. Auf dem Weg zu einer anwendungsorientierten Atmosphärenforschung. In: Die alte Stadt 32, H. 2, S. 47–160.
- KAZIG, R. (2012): Konturen einer situativen Umweltästhetik. In: Geographische Zeitschrift 100, H. 2, S. 84–102.
- KAZIG, R. (2013): Einkaufsatmosphären. Eine alltagsästhetische Konzeption. In: Schmid, H. u. K. Gäbler (Hrsg.) (2013): Perspektiven sozialwissenschaftlicher Konsumforschung. Stuttgart, S. 217–232.
- KAZIG, R. u. M. POPP (2011): Unterwegs in fremden Umgebungen. In: Raumforschung und Raumordnung 69, H. 1, S. 3–15.
- KAZIG, R. u. P. WEICHHART (2009): Die Neuthematisierung der materiellen Welt in der Humangeographie. In: Berichte zur deutschen Landeskunde 83, H. 2, S. 109–128.
- KEIL, R. (2013): Progress Report—Urban Political Ecology. In: Urban Geography 26, H. 7, S. 640–651.
- KEIL, R. u. J. GRAHAM (1998): Reasserting nature: constructing urban Reasserting nature: constructing urban environments after Fordism. In: Braun, B. u. N. Castree (Hrsg.) (1998): Remaking reality. Nature at the millenium. London, New York, S. 98–124.
- KEITH, M. u. S. PILE (1993): Place and the politics of identity. London, New York.
- KELLER, R. (2011): Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. Wiesbaden.
- KELLER, R., A. HIRSELAND, W. SCHNEIDER u. W. VIEHÖVER (Hrsg.) (2005): Die diskursive Konstruktion von Wirklichkeit. Zum Verhältnis von Wissenssoziologie und Diskursforschung. Konstanz.
- KENNEWEG, H. (2004): Die Bedeutung von Freiräumen und Grünflächen für den Wert von Grundstücken und Immobilien. In: Informationen zur Raumentwicklung, 11/12, S. 695–697.
- KENT, T. u. R. BROWN (2012): Flagship Marketing. Concepts and Places.
- KLAFFKE, K. (2005): Freiraumplanung, kommunale. In: Ritter, E.-H. (Hrsg.) (2005): Handwörterbuch der Raumordnung. Hannover, S. 340–345.
- KLEEMANN, F., U. KRÄHNKE u. I. MATUSCHEK (Hrsg.) (2013): Interpretative Sozialforschung. Wiesbaden.
- KLÖTI, T., S. TAPPERT u. M. DRILLING (2016): Was für Grün in der Stadt? In: Standort 40, H. 2, S. 123–128.
- KNOBLAUCH, H. (2001): Fokussierte Ethnographie. In: sozialersinn, H. 1, S. 123–141.
- KNOBLAUCH, H. (2005): Einleitung: Soziologie der Spiritualität. In: Zeitschrift für Religionswissenschaft 13, H. 2.
- KNOBLAUCH, H. (2009): Phänomenologische Soziologie. In: Kneer, G. (Hrsg.) (2009): Handbuch soziologische Theorien. Wiesbaden, S. 299–322.
- KÖRNER, S., A. NAGEL u. F. BELLIN-HARDER (2008): Grün und Gesundheit. Literaturstudie. <http://www.die-gruene-stadt.de/lit.recherche-gruen-und-gesundheit-2008.pdf>.
- KOSACK, L., HEIKE, W. OLLIG u. B. HEINZ-FISCHER (2011): Urbane Landwirtschaft, die essbare Stadt in Andernach.
- KRAIS, B. u. G. GEBAUER (2002): Habitus. Bielefeld.
- KREBS, A. (Hrsg.) (1997a): Naturethik. Grundtexte der gegenwärtigen tier- und ökoethischen Diskussion. Frankfurt am Main.

- KREBS, A. (1997b): Naturethik im Überblick. In: Krebs, A. (Hrsg.) (1997): Naturethik. Grundtexte der gegenwärtigen tier- und ökoethischen Diskussion. Frankfurt am Main, S. 337–379.
- KRENICHYN, K. (2006): 'The only place to go and be in the city': women talk about exercise, being outdoors, and the meanings of a large urban park. In: *Health & Place* 12, H. 4, S. 631–643.
- KRINGS, T. u. B. MÜLLER (2001): Politische Ökologie. Theoretische Leitlinien und aktuelle Forschungsfelder. In: Reuber, P. (Hrsg.) (2001): Politische Geographie. Handlungsorientierte Ansätze und Critical Geopolitics. Heidelberg, S. 93–116.
- KRÜCKEMEYER, T. (1997): Gartenstadt als Reformmodell. Siedlungskonzeption zwischen Utopie und Wirklichkeit. Siegen.
- KÜHL, J. (2016): Erschließung alltäglicher Raumproduktionen am Beispiel von „urbanem Grün“. Konzeptionelle Grundlagen und empirische Zugänge. In: Ludwig, J., M. Kondratjuk u. M. Ebner von Eschenbach (Hrsg.) (2016): Sozialräumliche Forschungsperspektiven. Disziplinäre Ansätze, Zugänge und Handlungsfelder. Opladen, S. 227–245.
- KÜHL, J. (2017): Walking Interviews als Methode zur Erhebung alltäglicher Raumproduktionen. In: *Europa Regional* (im Erscheinen).
- KÜHNE, O. (2008): Distinktion, Macht, Landschaft. Zur sozialen Definition von Landschaft. Wiesbaden.
- KUSENBACH, M. (2003): Street Phenomenology: The Go-Along as Ethnographic Research Tool. In: *Ethnography* 4, H. 3, S. 455–485.
- KUSENBACH, M. (2008): Mitgehen als Methode Der »Go-Along« in der phänomenologischen Forschungspraxis. In: Raab, J. (Hrsg.) (2008): Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen. Wiesbaden, S. 349–358.
- KUTSCHINSKE, K. u. V. MEIER (2000): "... sich diesen Raum zu nehmen und sich freizulaufen..." Angst-Räume als Ausdruck von Geschlechterkonstruktionen. In: *Geographica Helvetica* 55, H. 2, S. 138–145.
- LAHNER, M. u. K. ZIMMERMANN (2005): Integrierte Stadtteilentwicklung: Bedeutung, Zusammenhang und Grenzen von Place-making, Sozialkapital und neuen Formen der Local Governance. In: Greiffenhagen, S. u. K. Neller (Hrsg.) (2005): Praxis ohne Theorie? Wiesbaden, S. 219–236.
- LANDESHAUPTSTADT KIEL (2016): Kieler Zahlen 2015. Statistisches Jahrbuch. Kiel.
- LANG, U. (2014): Cultivating the sustainable city. Urban agriculture policies and gardening projects in Minneapolis, Minnesota. In: *Urban Geography* 35, H. 4, S. 477–485.
- LATHAM, A. (2003): Research, performance, and doing human geography: some reflections on the diary-photograph, diary-interview method. In: *Environment and Planning A* 35, H. 11, S. 1993–2017.
- LATOUR, B. (1991): *Nous n'avons jamais été modernes. Essai d'anthropologie symétrique*. Paris.
- LATOUR, B. (2005): *Reassembling the social. An introduction to actor-network-theory*. Oxford, New York.
- LEFÈBVRE, H. (1966): *Der dialektische Materialismus*. Frankfurt am Main.
- LEFÈBVRE, H. (1972): *Die Revolution der Städte*. München.
- LEFÈBVRE, H. (1974): *La production de l'espace*. Paris.
- LEFÈBVRE, H. (1991): *The production of space*. Oxford, UK, Cambridge, Mass., USA.
- LEFÈBVRE, H. (1996): The Right to the City. In: Lefèbvre, H., E. Kofman u. E. Lebas (Hrsg.) (1996): *Writings on cities*. Cambridge, Mass, USA, S. 147–159.
- LEFÈBVRE, H. (2002): Die Produktion des städtischen Raums. In: *An Architektur* 1, H. 1, S. 4–20.
- LEFÈBVRE, H. (2003): *Die Revolution der Städte*. Dresden.

- LEFÈBVRE, H., E. KOFMAN u. E. LEBAS (Hrsg.) (1996): *Writings on cities*. Cambridge, Mass, USA.
- LEHNERT, G. (2010): Raum und Gefühl. In: Lehnert, G. (Hrsg.) (2010): *Raum und Gefühl. Der Spatial Turn und die neue Emotionsforschung*. Bielefeld, S. 9–25.
- LENGER, A., C. SCHNEICKERT u. F. SCHUMACHER (2013): Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. In: Lenger, A., C. Schneickert u. F. Schumacher (Hrsg.) (2013): *Pierre Bourdieus Konzeption des Habitus. Grundlagen, Zugänge, Forschungsperspektiven*. Wiesbaden, S. 11–41.
- LENGERSDORF, D. (Hrsg.) (2011): *Arbeitsalltag ordnen*. Wiesbaden.
- LENNON, M. (2013): *Meaning Making and the Policy Process: The Case of Green Infrastructure Planning in the Republic of Ireland*. Cardiff.
- LEON, J. P. DE u. J. H. COHEN (2005): Object and Walking Probes in Ethnographic Interviewing. In: *Field Methods* 17, H. 2, S. 200–204.
- LEPOFSKY, J. u. J. C. FRASER (2003): Building Community Citizens: Claiming the Right to Place-making in the City. In: *Urban Studies* 40, H. 1, S. 127–142.
- LÉVI-STRAUSS, C. (1991): *Strukturelle Anthropologie*. Frankfurt am Main.
- LEY, D. (1988): Interpretive social research in the inner city. In: Eyles, J. (Hrsg.) (1988): *Research in human geography. Introductions and investigations*. Oxford, UK, New York, NY, USA, S. 121–138.
- LOSSAU, J., T. FREYTAG u. R. LIPPUNER (Hrsg.) (2014): *Schlüsselbegriffe der Kultur- und Sozialgeographie*. Stuttgart.
- LOSSAU, J. u. K. WINTER (2011): The Social Construction of City Nature: Exploring Temporary Uses of Open Green Space in Berlin. In: Endlicher, W. (Hrsg.) (2011): *Perspectives in Urban Ecology. Studies of ecosystems and interactions between humans and nature in the metropolis of Berlin*. Berlin, Heidelberg.
- LOUKAITOU-SIDERIS, A. (1995): Urban Form and Social Context: Cultural Differentiation in the Uses of Urban Parks. In: *Journal of Planning Education and Research* 14, H. 2, S. 89–102.
- LÖW, M. (2008): *Soziologie der Städte*. Frankfurt am Main.
- LUHMANN, N. (1987): *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt am Main.
- LUKERMANN, F. (1964): Geography as a formal intellectual discipline and the way in which it contributes to human knowledge. In: *The Canadian Geographer/Le Géographe canadien* 8, H. 4, S. 167–172.
- MACHER, H.-J. (2007): *Methodische Perspektiven auf Theorien des sozialen Raumes. Zu Henri Lefebvre, Pierre Bourdieu und David Harvey*. Neu-Ulm.
- MACHULE, D. u. J. USADEL (Hrsg.) (2011): *Grün-Natur und Stadt-Struktur. Entwicklungsstrategien bei der Planung und Gestaltung von städtischen Freiräumen*. Frankfurt am Main.
- MACNAGHTEN, P. u. J. URRY (1998): *Contested natures*. London, Thousand Oaks, Calif.
- MACPHERSON, H. (2010): Non-Representational Approaches to Body-Landscape Relations. In: *Geography Compass* 4, H. 1, S. 1–13.
- MADANIPOUR, A. (1996): *Design of urban space. An inquiry into a socio-spatial process*. Chichester, New York.
- MANNHEIM, K. (1964): *Wissenssoziologie. Auswahl aus dem Werk*. Neuwied/Berlin.
- MANNHEIM, K. (1980): *Strukturen des Denkens*. Frankfurt am Main.
- MANZ, K. (2015): Sichtbares und Unsichtbares. Raumbilder und Planung – ein Perspektivenwechsel. In: Schlottmann, A. u. J. Miggelbrink (Hrsg.) (2015): *Visuelle Geographien*. Bielefeld, S. 133–160.
- MARTIN, D. G. (2003): “Place-Framing” as Place-Making: Constituting a Neighborhood for Organizing and Activism. In: *Annals of the Association of American Geographers* 93, H. 3, S. 730–750.

- MARTIN, D. G. (2013): Enacting Neighborhood. In: *Urban Geography* 24, H. 5, S. 361–385.
- MASSEY, D. (1994): *Space, place, and gender*. Minneapolis.
- MATZ, K. (2006): Was ist ein Stadtpark wert? Ökonomische Bewertung des Görlitzer Parks in Berlin mit einer Zahlungsbereitschaftsanalyse. Berlin.
- MCKAY, G. (2011): *Radical gardening. Politics, idealism & rebellion in the garden*. London.
- MEADOWS, D. L. (1972): *The limits to growth*. New York.
- MELL, I. C. (2008): Green Infrastructure: concepts and planning. In: *FORUM Ejournal*, H. 8, S. 69–80.
- MENZL, M. (2014): Nimby-Protteste – Ausdruck neu erwachten Partizipationsinteresses oder eines zerfallenden Gemeinwesens? In: Gestring, N., R. Ruhne u. J. Wehrheim (Hrsg.) (2014): *Stadt und soziale Bewegungen*. Wiesbaden, S. 65–81.
- MERLEAU-PONTY, M. (1945): *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin.
- MERLEAU-PONTY, M. (1962): *Phenomenology of perception*. London [u.a.].
- MERRIMAN, P. (2013): Rethinking Mobile Methods. In: *Mobilities* 9, H. 2, S. 167–187.
- MEUSBURGER, P. u. T. SCHWAN (Hrsg.) (2003): *Humanökologie. Ansätze zur Überwindung der Natur-Kultur-Dichotomie*. Stuttgart.
- MEUSER, M. (2007): Repräsentation sozialer Strukturen im Wissen. Dokumentarische Methode und Habitusrekonstruktion. In: Bohnsack, R., I. Nentwig-Gesemann u. A.-M. Nohl (Hrsg.) (2007): *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Wiesbaden, S. 209–224.
- MEYER, E. K. (2008): Sustaining Beauty. The Performance of Appearance. A Manifesto in Three Parts. In: *Journal of Landscape Architecture*, H. 1, S. 6–23.
- MIDDLETON, J. (2010): Sense and the city: exploring the embodied geographies of urban walking. In: *Social & Cultural Geography* 11, H. 6, S. 575–596.
- MIDDLETON, J. (2011): Walking in the City: The Geographies of Everyday Pedestrian Practices. In: *Geography Compass* 5, H. 2, S. 90–105.
- MILCU, A. I., J. HANSPACH, D. ABSON u. J. FISCHER (2013): Cultural Ecosystem Services: A Literature Review and Prospects for Future Research. In: *Ecology and Society* 18, H. 3.
- MITSCHERLICH, A. (1965): *Die Unwirtlichkeit unserer Städte*. Frankfurt am Main.
- MOLOTCH, H. (1993): The Space of Lefebvre. In: *Theory and Society* 22, H. 6, S. 887–895.
- MOSTAFAVI, M. u. G. DOHERTY (2010): *Ecological urbanism*. Baden, Switzerland.
- MÜLLER, C. (2012a): Einleitung. In: Müller, C. (Hrsg.) (2012): *Urban gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt*. München, S. 9–19.
- MÜLLER, C. (Hrsg.) (2012b): *Urban gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt*. München.
- MÜLLER, M. (2012): Mittendrin statt nur dabei: Ethnographie als Methodologie in der Humangeographie. In: *Geographica Helvetica* 67, H. 4, S. 179–184.
- MUSTERD, S. u. Z. KOVÁCS (2013): The Importance of Places and Place Branding. In: Musterd, S. u. Z. Kovács (Hrsg.) (2013): *Place-making and policies for competitive cities*. Chichester, West Sussex, S. 97–104.
- NAUMANN, S., D. MCKENNA, T. KAPHENGST, M. PIETERSE u. M. RAYMENT (2011): *Design, implementation and cost elements of Green Infrastructure projects. Final report to the European Commission*.
- NIELSEN, T. S. u. K. B. HANSEN (2007): Do green areas affect health? Results from a Danish survey on the use of green areas and health indicators. In: *Health & Place* 13, H. 4, S. 839–850.

- NIEMELÄ, J., S.-R. SAARELA, T. SÖDERMAN, L. KOPPEROINEN, V. YLI-PELKONEN, S. VÄRE u. D. J. KOTZE (2010): Using the ecosystem services approach for better planning and conservation of urban green spaces: a Finland case study. In: *Biodiversity and Conservation* 19, H. 11, S. 3225–3243.
- NOHL, A.-M. (2012): Interview und dokumentarische Methode. Anleitungen für die Forschungspraxis. Wiesbaden.
- NOHL, A.-M. (2013): Relationale Typenbildung und Mehrebenenvergleich. Neue Wege der dokumentarischen Methode. Wiesbaden.
- NOHL, W. (2001): Landschaftsplanung. Ästhetische und rekreative Aspekte ; Konzepte, Begründungen und Verfahrensweisen auf der Ebene des Landschaftsplans. Berlin [u.a.].
- NOHL, W. (2002): Freiraumplanung zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Gesellschaftliche Entwicklungen und ihr Einfluss. In: *Stadt + Grün* 51, H. 8, S. 9–16.
- NOLTE, P. (2011): Von der repräsentativen zur multiplen Demokratie. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 1, H. 2, S. 5–12.
- NUSSL, H. u. J. HILSBURG (2009): Good Governance auf lokaler Ebene: Ansätze zur Konzeptualisierung und Operationalisierung. <https://econstor.eu/bitstream/10419/44736/1/608714100.pdf>.
- ORTIZ, A., M. D. GARCIA-RAMON u. M. PRATS (2004): Women's use of public space and sense of place in the Raval (Barcelona). In: *GeoJournal* 61, H. 3, S. 219–227.
- OTHENGRAFEN, F. u. M. SONDERMANN (Hrsg.) (2015): Städtische Planungskulturen im Spiegel von Konflikten, Protesten und Initiativen. Berlin.
- OTT, K. (2013): Zur Bedeutung eudaimonistischer Argumente für eine "tiefe" anthropozentrische Umweltethik. In: Vogt, M. (Hrsg.) (2013): *Wo steht die Umweltethik? Argumentationsmuster im Wandel*. Marburg, S. 149–164.
- PAIN, R. (2001): Gender, Race, Age and Fear in the City. In: *Urban Studies* 38,5-6, S. 899–913.
- PALERMO, P. C. u. D. PONZINI (2015): Place-making and urban development. New challenges for contemporary planning and design. London.
- PANOFSKY, E. (1975): Ikonographie und Ikonologie. Eine Einführung in die Kunst der Renaissance. In: Panofsky, E. (Hrsg.) (1975): *Sinn und Deutung in der bildenden Kunst. Meaning in the visual arts*. Köln, S. 36–67.
- PARAVICINI, U. (2003): Public spaces as a contribution to Egalitarian cities. In: Terlinden, U. (Hrsg.) (2003): *City and Gender. International Discourse on Gender, Urbanism and Architecture*. Wiesbaden, S. 57–80.
- PELS, D., K. HETHERINGTON u. F. VANDENBERGHE (2002): The Status of the Object: Performances, Mediations, and Techniques. In: *Theory, Culture & Society* 19,5-6, S. 1–21.
- PETERS, D. (2008): PlanerInnen als „deliberative practitioners“. In: Hamedinger, A., O. Frey, J. S. Dangschat u. A. Breitfuss (Hrsg.) (2008): *Strategieorientierte Planung im kooperativen Staat*. Wiesbaden, S. 309–321.
- PETERSEN, L. K. (2013): The Materiality of Everyday Practices in Urban Greenspace. In: *Journal of Environmental Policy & Planning* 15, H. 3, S. 353–370.
- PETROW, C. A. (2012): Städtischer Freiraum. In: Eckardt, F. (Hrsg.) (2012): *Handbuch Stadtsoziologie*. Wiesbaden, S. 805–837.
- PIERCE, J., D. G. MARTIN u. J. T. MURPHY (2011): Relational place-making: the networked politics of place. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 36, H. 1, S. 54–70.
- PINK, S. (2008a): An urban tour: The sensory sociality of ethnographic place-making. In: *Ethnography* 9, H. 2, S. 175–196.

- PINK, S. (2008b): Mobilising Visual Ethnography: Making Routes, Making Place and Making Images. In: Forum Qualitative Sozialforschung 9, H. 3.
- PINK, S. (2012a): Doing sensory ethnography. Los Angeles [etc.].
- PINK, S. (2012b): Doing Sensory Ethnography. London.
- PLÜMACHER, M. (2012): Erfahrung und Wissen. Husserls Forschungen zum impliziten Wissen. In: RIVISTA INTERNAZIONALE DI FILOSOFIA E PSICOLOGIA 3, H. 2, S. 135–146.
- POLANYI, M. (1985): Implizites Wissen. Frankfurt am Main.
- PRED, A. (1983): Structuration and Place: On the Becoming of Sense of Place and Structure of Feeling. In: Journal for the Theory of Social Behaviour 13, H. 1, S. 45–68.
- PRED, A. (1984): Place as Historically Contingent Process: Structuration and the Time-Geography of Becoming Places. In: Annals of the Association of American Geographers 74, H. 2, S. 279–297.
- PRIGGE, W. (1991): Die Revolution der Städte lesen. Raum und Präsentation. In: Wentz, M. (Hrsg.) (1991): Stadt-Räume. Frankfurt/Main u.a.
- PRZYBORSKI, A. (2004): Gesprächsanalyse und dokumentarische Methode. Qualitative Auswertung von Gesprächen, Gruppendiskussionen und anderen Diskursen. Wiesbaden.
- PRZYBORSKI, A. u. M. WOHLRAB-SAHR (2014): Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München.
- RAAB, J. (Hrsg.) (2008): Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen. Wiesbaden.
- RACEK, G. (2003): Das Fremde im Alltagsleben des Einzelnen--mediales Klischee oder reales Feindbild? Frankfurt am Main, New York.
- RECKWITZ, A. (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie 32, H. 4, S. 282–301.
- REED, A. (2002): City of Details: Interpreting the Personality of London. In: Journal of the Royal Anthropological Institute 8, H. 1, S. 127–141.
- RELPH, E. C. (1976): Place and placelessness.
- RENN, O. (2013): Partizipation bei öffentlichen Planungen. Möglichkeiten, Grenzen, Reformbedarf. In: Keil, S. I. (Hrsg.) (2013): Zivile Bürgergesellschaft und Demokratie. Aktuelle Ergebnisse der empirischen Politikforschung. Wiesbaden, S. 71–96.
- REUBAND, K.-H. (2009): Kriminalitätsfurcht. In: Lange, H.-J., H. P. Ohly u. J. Reichertz (Hrsg.) (2009): Auf der Suche nach neuer Sicherheit. Wiesbaden, S. 233–251.
- REYNOLDS, R. (2009): Guerilla gardening. Ein botanisches Manifest. Freiburg im Breisgau.
- RICHARD, U. (2012): Urbane Gärten als Orte spiritueller Erfahrung. In: Müller, C. (Hrsg.) (2012): Urban gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. München, S. 225–235.
- RICKETTS HEIN, J., J. EVANS u. P. JONES (2008): Mobile Methodologies: Theory, Technology and Practice. In: Geography Compass 2, H. 5, S. 1266–1285.
- RIESMAN, D. (1950): The lonely crowd: a study of the changing American character. Yale.
- RINK, D. (2002): Nachhaltige Lebensstile zwischen Ökorevisionismus und neuem Fundamentalismus, „grünem Luxus“ und „einfacher leben“. Zur Einführung. In: Rink, D. (Hrsg.) (2002): Lebensstile und Nachhaltigkeit. Wiesbaden, S. 7–23.
- RINK, D. (2008): Wildnis oder Ersatznatur? Soziale Wahrnehmungen und Vorstellungen von Stadtnatur. In: Rehberg, K.-S. (Hrsg.) (2008): Die Natur der Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Frankfurt am Main, S. 489–505.

- RINK, D. (2009): Wilderness: The Nature of Urban Shrinkage? The Debate on Urban Restructuring and Restoration in Eastern Germany. In: *Nature and Culture* 4, H. 3, S. 275–292.
- RINK, D. u. J. MATHEY (2010): Urban Wastelands—A Chance for Biodiversity in Cities? Ecological Aspects, Social Perceptions and Acceptance of Wilderness by Residents. In: Müller, N., P. Werner u. J. G. Kelcey (Hrsg.) (2010): *Urban Biodiversity and Design*. Oxford, UK.
- RITTER, E.-H. (2005): Freiraum/Freiraumschutz. In: Ritter, E.-H. (Hrsg.) (2005): *Handwörterbuch der Raumordnung*. Hannover, S. 336–340.
- ROBERTSON, R. (1998): Glokalisierung: Homogenität und Heterogenität in Raum und Zeit. In: Beck, U. (Hrsg.) (1998): *Perspektiven der Weltgesellschaft*. Frankfurt am Main, S. 192–220.
- ROSE, G. (1997): Situating knowledges: positionality, reflexivities and other tactics. In: *Progress in Human Geography* 21, H. 3, S. 305–320.
- ROSE, G. (2004): 'Everyone's cuddled up and it just looks really nice': an emotional geography of some mums and their family photos. In: *Social & Cultural Geography* 5, H. 4, S. 549–564.
- ROSE, G. (2012): *Visual methodologies. An introduction to researching with visual materials*. London, Thousand Oaks, Calif.
- ROSOL, M. (2006): *Gemeinschaftsgärten in Berlin. Eine qualitative Untersuchung zu Potenzialen und Risiken bürgerschaftlichen Engagements im Grünflächenbereich vor dem Hintergrund des Wandels von Staat und Planung*. Berlin.
- ROSOL, M. (2010): Public Participation in Post-Fordist Urban Green Space Governance: The Case of Community Gardens in Berlin. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 34, H. 3, S. 548–563.
- ROSOL, M. (2011): Ungleiche Versorgung mit städtischen Grün- und Freiflächen - (K)ein Thema für die Freiraumplanung? In: Belina, B. (Hrsg.) (2011): *Urbane Differenzen. Disparitäten innerhalb und zwischen Städten*. Münster, S. 98–114.
- RÖBLER, S. (2010): *Freiräume in schrumpfenden Städten. Chancen und Grenzen der Freiraumplanung im Stadtumbau*. Berlin.
- RÖBLER, S., C. S. COSTA u. J. MATHEY (2005): Grünflächenentwicklung als Beitrag zum Ökologischen Umbau von Städten in Europa. In: Wiechmann, W. (Hrsg.) (2005): *Ökologischer Umbau in Städten und Regionen*. Dresden.
- RUSCHE, K. (2012): Ökonomischer Nutzen grüner Infrastruktur - mehr Lebensqualität durch Stadtgrün? In: *Berichte zur deutschen Landeskunde* Bd. 86, H. 3, S. 255–268.
- SACK, R. D. (1997): *Homo geographicus. A framework for action, awareness, and moral concern*. Baltimore.
- SACK, R. D. (2010): *Geography As a Tool for Developing the Mind: A Theory of Place-Making*.
- SALMON, A. (2007): Walking the talk: how participatory interview methods can democratize research. In: *Qualitative Health Research* 17, H. 7, S. 982–993.
- SANDER, H. (2014): *Die dokumentarische Methode und MaxQDA: Zwei ungleiche Freunde?*
<http://www.hsander.net/wordpress/2013/10/10/die-dokumentarische-methode-und-maxqda-zwei-ungleiche-freunde/> zuletzt abgerufen am 11.12.2016
- SCHÄFER, H. (2013): *Die Instabilität der Praxis. Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie*. Weilerswist.
- SCHÄFFER, I. u. K.-H. ERDMANN (2013): Grüne Infrastruktur in der Bundesstadt Bonn. Standortfaktor und Potenzial für das Standortmarketing. In: *Standort* 37, H. 4, S. 211–216.

- SCHAICH, H., C. BIELING u. T. PLIENINGER (2010): Linking Ecosystem Services with Cultural Landscape Research. In: GAIA - Ecological Perspectives for Science and Society 19, H. 4, S. 269–277.
- SCHATZKI, T. R. (1991): Spatial Ontology and Explanation. In: Annals of the Association of American Geographers 81, H. 4, S. 650–670.
- SCHATZKI, T. R. (1996): Social practices. A Wittgensteinian approach to human activity and the social. Cambridge [u.a.].
- SCHATZKI, T. R. (2001): Introduction: Practice Theory. In: Schatzki, T. R., K. Knorr-Cetina u. E. v. Savigny (Hrsg.) (2001): The practice turn in contemporary theory. London, New York, S. 1–14.
- SCHATZKI, T. R. (2002): The site of the social. A philosophical account of the constitution of social life and change. Pennsylvania.
- SCHATZKI, T. R., K. KNORR-CETINA u. E. V. SAVIGNY (Hrsg.) (2001): The practice turn in contemporary theory. London, New York.
- SCHMID, C. (2005): Stadt, Raum und Gesellschaft. Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes. Stuttgart.
- SCHMID, C. (2008): Henri Lefebvre's Theory fo the Production of Space. Towards a three-dimensional dialectic. In: Goonewardena, K., S. Kipfer, R. Milgrom u. C. Schmid (Hrsg.) (2008): Space, difference, everyday life. Reading Henri Lefebvre. New York, S. 27–45.
- SCHMIDT, R. (2012): Soziologie der Praktiken. Konzeptionelle Studien und empirische Analysen. Berlin.
- SCHMITZ, H. (2009): Der Leib, der Raum und die Gefühle. Bielefeld.
- SCHMITZ, H. (2014): Atmosphären. Freiburg im Breisgau.
- SCHNUR, O. (Hrsg.) (2014): Quartiersforschung. Wiesbaden.
- SCHRÖTER-SCHLAACK, C. u. J. SCHMIDT (2015): Ökosystemleistungen grüner Infrastrukturen. In: Raum-Planung 180, H. 4.
- SCHULZE, G. (2005): Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt am Main.
- SCHULZ-SCHAEFFER, I. (2010): Praxis, handlungstheoretisch betrachtet. In: Zeitschrift für Soziologie 39, H. 4, S. 319–336.
- SCHURR, C. (2014): Emotionen, Affekte und mehr-als-repräsentationale Geographien. In: Geographische Zeitschrift 102, H. 3, S. 148–161.
- SCHÜTZ, A. (1932): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Wien.
- SCHÜTZ, A. (1971): Gesammelte Aufsätze. Band 1. Das Problem der sozialen Wirklichkeit. Den Haag.
- SCHÜTZ, A. (1974): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Frankfurt am Main.
- SCHÜTZ, A. u. T. LUCKMANN (2003): Strukturen der Lebenswelt. Konstanz.
- SCHÜTZE, F. (1987): Das narrative Interview in Interaktionsfeldstudien. Erzähltheoretische Grundlagen.
- SCHWARZ, A. (2015): Der Park in der Metropole. Urbanes Wachstum und städtische Parks im 19. Jahrhundert. [S.l.].
- SCHWERZMANN, L. (2013): Kleingärten. Traditionelle und neue Formen des gemeinschaftlichen Gärtnerns im städtischen Umfeld. Zürich.
- SCHWINGEL, M. (1995): Pierre Bourdieu. zur Einführung.

- SEEL, M. (1997): Ästhetische und moralische Anerkennung der Natur. In: Krebs, A. (Hrsg.) (1997): Naturethik. Grundtexte der gegenwärtigen tier- und ökoethischen Diskussion. Frankfurt am Main, S. 307–330.
- SEGERS, Y. u. L. VAN MOLLE (2014): Workers' Gardens and Urban Agriculture. The Belgian Allotment Movement within a Global Perspective (from the Nineteenth to the Twenty-first Century). In: Agrargeschichte und Agrarsoziologie, H. 2, S. 80–94.
- SELLE, K. (2010a): Die letzten Mohikaner? Eine zögerliche Polemik. In: Harth, A. u. G. Scheller (Hrsg.) (2010): Soziologie in der Stadt- und Freiraumplanung. Analysen, Bedeutung und Perspektiven. Wiesbaden, S. 87–95.
- SELLE, K. (2010b): Partizipation - Ein Begriff im Wandel. In: Henckel, D., K. von Kuczkowski, P. Lau, E. Pahl-Weber u. F. Stellmacher (Hrsg.) (2010): Planen – Bauen –Umwelt. Wiesbaden, S. 357–385.
- SELLE, K., L. ZALAS u. H. SUTTER-SCHURR (2010): Theorie für die Praxis? Untersuchungen einer schwierigen Beziehung. In: Harth, A. u. G. Scheller (Hrsg.) (2010): Soziologie in der Stadt- und Freiraumplanung. Analysen, Bedeutung und Perspektiven. Wiesbaden, S. 151–168.
- SERBSER, W. (Hrsg.) (2003): Humanökologie. Ursprünge - Trends - Zukünfte. Münster.
- SHAMAI, S. (1991): Sense of place: an empirical measurement. In: Geoforum 22, H. 3, S. 347–358.
- SHARP, J. (2009): Geography and gender: what belongs to feminist geography? Emotion, power and change. In: Progress in Human Geography 33, H. 1, S. 74–80.
- SIEBEL, W. (1994): Was macht eine Stadt urban? Zur Stadtkultur und Stadtentwicklung. Oldenburg.
- SIEBEL, W. (1999): Ist Urbanität eine Utopie? In: Geographische Zeitschrift 83, H. 2, S. 116–124.
- SIMMEL, G. (2006): Die Großstädte und das Geistesleben. Frankfurt am Main.
- SIMONSEN, K. (2007): Practice, Spatiality and Embodied Emotions: An Outline of a Geography of Practice. In: Human Affairs 17, H. 2, S. 168–181.
- SIN, C. H. (2003): Interviewing in 'place': the socio-spatial construction of interview data. In: Area 35, H. 3, S. 305–312.
- SINNING, H. (2005): Partizipation - neue Anforderungen an eine bewährte Governanceform, 9/10, S. 579–588.
- SMITH, M., J. DAVIDSON, L. CAMERON u. L. BONDI (2009): Geography and Emotion –Emerging Constellations. In: Smith, M., J. Davidson, L. Cameron u. L. Bondi (Hrsg.) (2009): Emotion, place and culture. Farnham, England, Burlington, VT.
- SOYEZ, K., N. THIELOW u. S. GURTNER (2012): Lifestyle of Health and Sustainability: Ein wachsendes Segment gesundheitsbewusster Konsumenten. In: Hoffmann, S., U. Schwarz u. R. Mai (Hrsg.) (2012): Angewandtes Gesundheitsmarketing. Wiesbaden, S. 75–86.
- SPITTHÖVER, M. (2000): Geschlecht und Freiraumverhalten - Geschlecht und Freiraumverfügbarkeit. In: Harth, A., G. Scheller u. W. Tessin (Hrsg.) (2000): Stadt und soziale Ungleichheit. Wiesbaden, S. 217–231.
- SPITTHÖVER, M. (2003): Integration oder Segregation? Öffentliche Freiräume und ihre Besucher in Kassel-Nordstadt. In: Stadt + Grün 52, H. 2.
- SPITTHÖVER, M. (2009): Nutzung und Akzeptanz von Parkanlagen. Untersuchung zu drei öffentlichen Parks im „Vorderen Westen“ Kassels. In: Stadt + Grün 58, S. 53–60.
- SPITTHÖVER, M. (2010): Zur Relevanz des Gebrauchswerts von Freiräumen. In: Harth, A. u. G. Scheller (Hrsg.) (2010): Soziologie in der Stadt- und Freiraumplanung. Analysen, Bedeutung und Perspektiven. Wiesbaden, S. 363–380.

- SREETHERAN, M. u. C. C. K. VAN DEN BOSCH (2014): A socio-ecological exploration of fear of crime in urban green spaces – A systematic review. In: *Urban Forestry & Urban Greening* 13, H. 1, S. 1–18.
- SRUBAR, I. (Hrsg.) (2007): *Phänomenologie und soziologische Theorie. Aufsätze zur pragmatischen Lebenswelttheorie*. Wiesbaden.
- STADT DORTMUND: *Wohnungsmarktbericht 2016. Ergebnisse des Wohnungsmarktbeobachtungssystems 2015*. 2016.
- STADT HAMBURG (2007): *Räumliches Leitbild Entwurf*. <http://www.hamburg.de/content-blob/155068/65b62ad9195e940e29ed0453626acd90/data/raeumliches-leitbild.pdf> (Zugriff am 25.04.2016).
- STALS, S., M. SMYTH u. W. IJSSELSTEIJN (2014): *Walking & talking: probing the urban lived experience*. In: Roto, V. u. J. Häkkinä (Hrsg.) (2014): *Proceedings of the NordCHI '14. The 8th Nordic Conference on Human-Computer Interaction: Fun, Fast, Foundational: October 26-30th, 2014, Helsinki, Finland*, S. 737–746.
- STEINBOCK, A. J. (2002): *Affektion und Aufmerksamkeit*. In: Held, K., H. Hüni u. P. Trawny (Hrsg.) (2002): *Die erscheinende Welt. Festschrift für Klaus Held*. Berlin.
- STEPHENSON, J. (2008): *The Cultural Values Model: An integrated approach to values in landscapes*. In: *Landscape and Urban Planning* 84, H. 2, S. 127–139.
- STEPHENSON, J. (2010): *People and Place*. In: *Planning Theory & Practice* 11, H. 1, S. 9–21.
- STIEGLER, B. (2010): *Gender Mainstreaming*. In: Becker, R. u. B. Kortendiek (Hrsg.) (2010): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*. Wiesbaden, S. 933–938.
- STIFTUNG DIE GRÜNE STADT: *Urbanes Grün. Für ein besseres Leben in Städten*.
- SUGIYAMA, T. u. C. WARD THOMPSON (2007): *Older people's health, outdoor activity and supportiveness of neighbourhood environments*. In: *Landscape and Urban Planning* 83,2-3, S. 168–175.
- SUTTER-SCHURR, H. (2010): *Projektionen, Moden, professionelle Ignoranz – was wissen Fachleute von Nutzerinteressen?* In: *Stadt + Grün*, H. 1, S. 18–23.
- SUTTER-SCHURR, H., C. SMANIOTTO COSTA u. C. SCHERZER (2006): *Tage im Grün–Nutzerwünsche und Nutzungsverhalten im öffentlichen Freiraum–eine Untersuchung in Dresden*. In: *Stadt + Grün* 55, H. 11, S. 12–19.
- SWANWICK, C., N. DUNNETT u. H. WOOLLEY (2003): *Nature, Role and Value of Green Space in Towns and Cities: An Overview*. In: *Built Environment* 29, H. 2, S. 94–106.
- SWYNGEDOUW, E. (1999): *Modernity and Hybridity: Nature, Regeneracionismo, and the Production of the Spanish Waterscape, 1890–1930*. In: *Annals of the Association of American Geographers* 89, H. 3, S. 443–465.
- SWYNGEDOUW, E. u. N. C. HEYNEN (2003): *Urban political ecology, justice and the politics of scale*. In: *Antipode* 35, H. 5, S. 898–918.
- SYLWESTER, A. (2009): *Green Infrastructure supporting connectivity, maintaining sustainability*.
- TAYLOR, A. F., A. WILEY, F. E. KUO u. W. C. SULLIVAN (1998): *Growing Up in the Inner City: Green Spaces as Places to Grow*. In: *Environment and Behavior* 30, H. 1, S. 3–27.
- TAYLOR, N. (1980): *Planning Theory and the Philosophy of Planning*. In: *Urban Studies* 17, H. 2, S. 159–172.
- TESSIN, W. (1994): *Der Traum vom Garten- ein planerischer Alptraum? Zur Rolle des Gartens im modernen Städtebau*. Frankfurt am Main, New York.
- TESSIN, W. (2008): *Ästhetik des Angenehmen. Städtische Freiräume zwischen professioneller Ästhetik und Laiengeschmack*. Wiesbaden.

- TESSIN, W. (2009): Präventionsarchitektur. Vom gestalterischen Umgang mit unsicheren Milieus. In: *Stadt + Grün*, H. 7, S. 14–19.
- TESSIN, W. (2011): *Freiraum und Verhalten. Soziologische Aspekte der Nutzung und Planung städtischer Freiräume. Eine Einführung.* Wiesbaden.
- THIBAUD, J.-P. (2001): *La méthode des parcours commentés.* In: Grosjean, M. (Hrsg.) (2001): *L' espace urbain en méthodes.* Marseille, S. 79–99.
- THIBAUD, J.-P. (2003): Die sinnliche Umwelt von Städten. Zum Verhältnis urbaner Atmosphären. In: Hauskeller, M. (Hrsg.) (2003): *Die Kunst der Wahrnehmung. Beiträge zu einer Philosophie der sinnlichen Erkenntnis.* Zug/Schweiz, S. 280–297.
- THIEN, D. (2005): After or beyond feeling? A consideration of affect and emotion in geography. In: *Area* 37, H. 4, S. 450–454.
- THOMPSON, C. W., P. ASPINALL u. S. BELL (Hrsg.) (2014): *Innovative approaches to researching landscape and health. Open space, people space.* New York.
- THOMPSON, C. W., P. ASPINALL, S. BELL u. C. FINDLAY (2005): "It Gets You Away From Everyday Life": Local Woodlands and Community Use—What Makes a Difference? In: *Landscape Research* 30, H. 1, S. 109–146.
- THRIFT, N. J. (2008): *Non-representational theory. Space, politics, affect.* London [etc.].
- TREPL, L. (1992): Stadt-Natur – Ökologie, Hermeneutik und Politik. In: Bayerische Akademie der Wissenschaften (Hrsg.) (1992): *Stadtökologie. Rundgespräche am 8. und 9. Dezember 1989 in München.* München, S. 53–58.
- TREPL, L. (1998): Landschaft und Kultur — Wildnis und Stadt. In: Theobald, W. (Hrsg.) (1998): *Integrative Umweltbewertung.* Berlin, Heidelberg, S. 193–208.
- TUAN, Y.-F. (1974): *Topophilia. A study of environmental perception, attitudes, and values.* New York.
- TUAN, Y.-F. (1977): *Space and place. The perspective of experience.* Minneapolis, MN [u.a.].
- TUAN, Y.-F. (1979): *Space and Place: Humanistic Perspective.* In: *Philosophy in Geography* 20, S. 387–427.
- UHLIG, G. (1993): Stadtnatur und Moderne. In: Koenigs, T. (Hrsg.) (1993): *Stadt-Parks. Urbane Natur in Frankfurt am Main.* Frankfurt am Main, New York, S. 70–79.
- ULRICH, R. S., R. F. SIMONS, B. D. LOSITO, E. FIORITO, M. A. MILES u. M. ZELSON (1991): Stress recovery during exposure to natural and urban environments. In: *Journal of Environmental Psychology* 11, H. 3, S. 201–230.
- URRY, J. (1992): The Tourist Gaze and the 'Environment'. In: *Theory, Culture & Society* 9, H. 3, S. 1–26.
- URRY, J. (2002): *The tourist gaze.* London [u.a.].
- VAN HAM, M., D. MANLEY, N. BAILEY, L. SIMPSON u. D. MACLENNAN (Hrsg.) (2012): *Neighbourhood Effects Research: New Perspectives.* Dordrecht.
- VANNINI, P. (2014): Non-representational ethnography: new ways of animating lifeworlds. In: *Cultural Geographies.*
- VERHEIJ, R. A., J. MAAS u. P. P. GROENEWEGEN (2008): Urban--Rural Health Differences and the Availability of Green Space. In: *European Urban and Regional Studies* 15, H. 4, S. 307–316.
- VOGELPOHL, A. (2008): Stadt der Quartiere? Das Place-Konzept und die Idee von urbanen Dörfern. In: Schnur, O. (Hrsg.) (2008): *Quartiersforschung. Zwischen Theorie und Praxis.* Wiesbaden, S. 69–86.
- VOGELPOHL, A. (2011): Städte und die beginnende Urbanisierung. Henri Lefebvre in der aktuellen Stadtforschung. In: *Raumforschung und Raumordnung* 69, H. 4, S. 233–243.

- VOGT, M. (2006): Zwischen Wertvorstellungen und Weltbildern: Naturverständnis in der Moderne. In: *politische ökologie* 99 24, H. 99.
- VOGT, M. (Hrsg.) (2013): *Wo steht die Umweltethik? Argumentationsmuster im Wandel*. Marburg.
- VON DER HAIDE, E., S. HALDER u. JAHNKE, JULIA, MEES, CAROLIN (2012): Guerilla Gardening und andere politische Garten - bewegungen. Eine globale Perspektive. In: Müller, C. (Hrsg.) (2012): *Urban gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt*. München, S. 266–278.
- WALDENFELS, B. (2000): *Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes*. Frankfurt am Main.
- WALDENFELS, B. (2004): *Phänomenologie der Aufmerksamkeit*. Frankfurt am Main.
- WALLERSTEIN, N. u. B. DURAN (2010): Community-based participatory research contributions to intervention research: the intersection of science and practice to improve health equity. In: *American journal of public health* 100 Suppl 1, S. S40-6.
- WARD THOMPSON, C. (2002): Urban open space in the 21st century. In: *Landscape and Urban Planning* 60, H. 2, S. 59–72.
- WARNKE, I. H. u. B. BUSSE (Hrsg.) (2014): *Place-Making in urbanen Diskursen*. Berlin.
- WEBER, M. (1972): *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen.
- WEICHHART, P. (1990): *Raumbezogene Identität. Bausteine zu einer Theorie räumlich-sozialer Kognition und Identifikation*. Stuttgart.
- WEICHHART, P. (2003): *Gesellschaftlicher Metabolismus und Action Settings. Die Verknüpfung von Sach- und Sozialstrukturen im alltagsweltlichen Handeln*. In: Meusburger, P. u. T. Schwan (Hrsg.) (2003): *Humanökologie. Ansätze zur Überwindung der Natur-Kultur-Dichotomie*. Stuttgart, S. 15–44.
- WEICHHART, P., C. WEISKE u. B. WERLEN (2006): *Place Identity und Images. Das Beispiel Eisenhüttenstadt*. Wien.
- WELLMAN, B. u. B. LEIGHTON (1979): Networks, Neighborhoods, and Communities: Approaches to the Study of the Community Question. In: *Urban Affairs Review* 14, H. 3, S. 363–390.
- WENZEL, E., A. KIRIG u. C. RAUCH (2007): *Zielgruppe LOHAS: wie der grüne Lifestyle die Märkte erobert*. Kelkheim.
- WERNER, K. (2012): *Eigensinnige Beheimatungen. Gemeinschaftsgärten als Orte des Widerstands gegen die neoliberale Ordnung*. In: Müller, C. (Hrsg.) (2012): *Urban gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt*. München, S. 54–75.
- WHATMORE, S. (2002): *Hybrid geographies. Natures, cultures, spaces*. London.
- WIECHMANN, T. (1998): *Vom Plan zum Diskurs? Anforderungsprofil, Aufgabenspektrum und Organisation regionaler Planung in Deutschland*. Baden-Baden.
- WIECHMANN, T. u. T. TERFRÜCHTE (2013) *Akzeptanz regionaler Planungsprozesse und -ergebnisse*. In: *Arbeitsberichte der ARL*, S. 18–39.
- WILDNER, K. (2009): *Park, Brache, Abstandsgrün. Gedanken über Wahrnehmung und Nutzung von urbanem Grün als öffentlicher Raum*. In: Kaestle, T. (Hrsg.) (2009): *Mind the Park. Planungsräume - Nutzersichten - Kunstvorfälle*. Berlin, S. 44–51.
- WILLINGER, S. (2007): *Bilder von Aneignung und Gebrauch – die soziale Produktion urbaner Freiräume*. In: *Informationen zur Raumentwicklung*, H. 12, S. 731–739.
- WIRTH, L. (1938): *Urbanism as a Way of Life*. In: *American Journal of Sociology* 44, S. 1–24.
- WISSEN, M. (2008): *Die Materialität von Natur und gebauter Umwelt*. In: Demirovic, A. (Hrsg.) (2008): *Kritik und Materialität*. Münster, S. 73–88.

- WOLCH, J. R., J. BYRNE u. J. P. NEWELL (2014): Urban green space, public health, and environmental justice: The challenge of making cities 'just green enough'. In: *Landscape and Urban Planning* 125, S. 234–244.
- WOLCOTT, H. F. (1999): *Ethnography. A way of seeing*. Walnut Creek, CA.
- WÜST, T. (2004): *Urbanität. Ein Mythos und sein Potential*. Wiesbaden.
- YI'EN, C. (2014): Telling Stories of the City: Walking Ethnography, Affective Materialities, and Mobile Encounters. In: *Space and Culture* 17, H. 3, S. 211–223.
- ZAHAVI, D. (2007): *Phänomenologie für Einsteiger*. Paderborn.
- ZEPF, M. (2015): *Grün in der Stadt. Innovativ und nachhaltig planen mit der urbanen Flora*. Berlin.
- ZIERHOFER, W. (2003): Natur - das Andere der Kultur? Konturen einer nicht-essentialistischen Geographie. In: Gebhardt, H., P. Reuber, G. Wolkersdorfer u. H. Bathelt (Hrsg.) (2003): *Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen*. Heidelberg, S. 193–212.
- ZIERHOFER, W. (2009): Materie und Gesellschaft. Methodologische Überlegungen. In: *Berichte zur deutschen Landeskunde* 83, H. 2, S. 193–211.
- ZIERHOFER, W. (2011): Natur und Kultur als Konstruktionen. In: Gebhardt, H., R. Glaser, U. Radtke u. P. Reuber (Hrsg.) (2011): *Geographie. Physische Geographie und Humangeographie*. Heidelberg, S. 934–941.
- ZIMMER, A. (2010): Urban Political Ecology. Theoretical concepts, challenges, and suggested future directions. In: *Erdkunde* 64, H. 4, S. 343–354.
- ZUKIN, S. (1995): *The cultures of cities*. Cambridge, MA.

ANHANG: LEITFÄDEN

Interviewleitfaden

Einstieg: Es wäre schön, wenn Sie kurz ein paar Dinge zu Ihrer Person erzählen könnten.

Evtl. Hilfestellung: Freizeitbeschäftigung, Beruf, Familienstand, Alter

Erzählen Sie mal. Wie kam es dazu, dass Sie hierhergezogen sind?

Evt. Hilfestellung: Kannten Sie den Stadtteil bereits, bevor Sie hierhergezogen sind?

Beschreiben Sie mal, was Ihnen als erstes aufgefallen ist, als Sie hierher gezogen sind?

Wenn Sie Besuch von außerhalb bekommen, dem Sie den Stadtteil zeigen möchten

Wie würden Sie den Stadtteil Leuten beschreiben, die noch nie hier waren?

Was muss man gesehen haben, um den Stadtteil kennenzulernen?

Evt. Hilfestellung: Wo würden Sie den Besuch hinführen?

Sie haben XY genannt, wie kommen Sie darauf?

Man kann einen Stadtteil / ein Viertel auf ganz unterschiedliche Weise betrachten (Kulturangebot, Einzelhandel, ...) Nun interessiere ich mich ganz besonders für das Thema „Grün in der Stadt“.

Sie haben selbst Grün genannt. Können Sie noch einmal ausführlicher beschreiben, woran Sie bei Grün denken?

Bzw: Woran denken Sie spontan, wenn ich Sie nach Grün in der Stadt frage?

Evtl. Nachfrage Beschreiben Sie mal, was für Sie Grün ist?

Evtl. suggestive Nachfrage als Impuls: Empfinden Sie die Umgebung im Stadtteil als grün?

Beschreiben Sie doch bitte, woran Sie das festmachen, ob ein Stadtteil Grün ist oder nicht.

Als Sie damals eine Wohnung gesucht haben, welche Rolle spielte da Grün?

Evtl. Nachfragen:

Beschreiben Sie mal, was Sie mit Grün in der Stadt verbinden.

Wenn Sie einmal auf Ihren Alltag hier im Stadtteil schauen, zu welchen Gelegenheiten nutzen Sie Grün in der Stadt?

In den Medien (z.B. auch Lokalnachrichten) wird gerne mal das eine oder andere Problem rund um Parkanlagen thematisiert. Z.B Probleme mit Verschmutzung und Vandalismus. Wie nehmen Sie so etwas wahr? Was denken Sie, wenn Sie so etwas lesen/hören/sehen?

Evtl. hypothetische Nachfrage als Impuls: Wenn hier im Stadtteil Grün beseitigt würde, wie würden Sie reagieren?

Fragenkatalog zum Walking Interview (Anwendung der Fragen situativ nach Bedarf)

Es ist oft einfacher, etwas zu beschreiben, wenn man es vor Augen hat. Und man kann leichter über Aspekte reden, an die man sonst nie gedacht hätte. --> kleiner Rundgang durch den Stadtteil. Das muss nichts mit Grün zu tun haben. Ich möchte versuchen, Ihre Perspektive auf das Viertel / auf den Stadtteil nachzuvollziehen anhand von Orten, die Sie häufiger/gerne besuchen und anhand von Wegen, auf denen Sie häufiger oder auch gerne unterwegs sind.

Ich möchte Sie bitten, relevante Orte und Wege zu fotografieren, d.h. Orte und Wege, die Sie häufig aufsuchen und/oder die Ihnen wichtig sind / mit denen Sie etwas verbinden.

Allgemeine Nachfragen während des Walking Interview

Was tun Sie hier für gewöhnlich?

Was verbinden Sie mit ...?

Was geht Ihnen durch den Kopf, wenn Sie das sehen / hier lang gehen ...

Was denken Sie, wenn Sie ...

Worauf achten Sie jetzt, wenn Sie hier / dort ...

Welche Erinnerungen haben Sie an diesen Ort?

Wie war das, als Sie das letzte Mal hier waren? Wie lief das ab? Wie kann ich mir das vorstellen?

Hätten Sie das auch woanders machen können?

Warum gehen wir gerade hier entlang? Könnte man auch anders zum Ziel gelangen?

Wie kommt es, dass Sie mich gerade hierhin geführt haben?

Wenn Sie sich erinnern, wie sind Sie darauf gekommen, gerade hierhin zu gehen?

Gibt es Bereiche, die Sie gar nicht kennen? Warum? Was unterscheidet diese Orte von diesem hier?

Explizite Nachfrage zu Grün

Ist das für Sie Grün?

Nehmen Sie die Bäume / Gärten / ... wahr, wenn Sie hier lang kommen?

Spielt Grün hier eine Rolle für Sie?

Was ist hier mit Grün?

Vertiefende Nachfragen

Wie kam es dazu?

Wie ging es dann weiter?

Fällt Ihnen sonst noch etwas ein, dass ... ?

Können Sie das noch genauer beschreiben?

Versetzen Sie sich noch einmal in die Situation, ...

Was verbinden Sie mit?

Was geht Ihnen dabei so durch den Kopf?

Eidesstattliche Erklärung

Hiermit erkläre ich, dass ich die vorliegende Dissertation eigenständig und lediglich unter Verwendung der angegebenen Quellen und Hilfsmittel anfertigte.

Die Arbeit wurde bisher weder zur Prüfung vorgelegt noch an anderer Stelle veröffentlicht.

Dortmund, 28. Dezember 2016